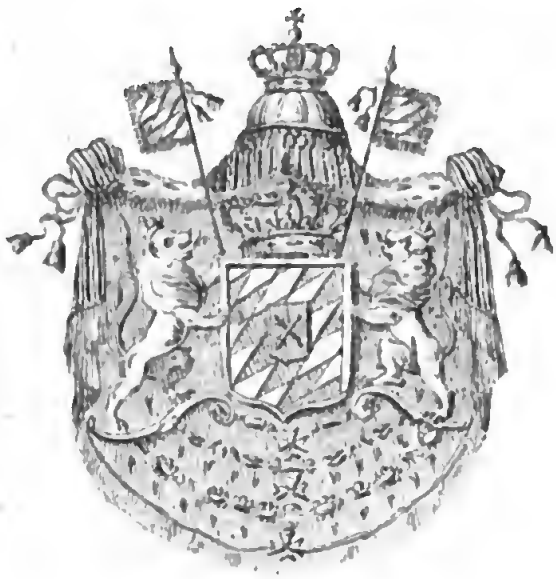

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Digitized by Google

Borus. 106 m

R

Digitized by Google

Das Leben

Friedrich des Einzigen.

Von

Georg Friedrich Kolb.

Was sich selbst verkündiget, bedarf des Verkündigers nicht. Es ist von ihm, gleich den Körpern der Himmelsbahn, nachgewiesen: hier bewegte sich eine Sonne; — die Rückkehr ist nicht zu berechnen.

Schorch.

Speyer, 1828.
In der J. C. Kolb'schen Buchhandlung.

Der Neid führt stets Tadel auf, zum Glück für den Getadelten. Die Ohnmacht bewaffnet sich, der Stärke gegenüber, mit Waffen der Lästerung. Aber widerlegte Lästerung ist der größte Triumph der Tugend. „Es ist so, und die Geschichte beglaubigt es: große Menschen werden nicht gerne geduldet. — Die Gewohnheit will ihre Ruhe haben, und die größte Armuth hat für die Zukunft die kleinsten Sorgen. Sie mag gar nicht erschüttert und bewegt werden, weil sie sich arm gefällt.

Schorch.

Bayerische Staatsbibliothek München

Blick

auf die Wirkungen der Regierung Friedrich des Einzigen,

besonders hinsichtlich der Aufklärung und der Ausbildung seines Jahrhunderts.

(Als Vorrede.)

Unter Finsterniß und Graus begann das achtzehnte Jahrhundert. Daß das Mittelalter — jenes Paradies des Despotismus und seiner Folgen, der Unwissenheit, des Wahnes und der Beschränktheit in Vernunft und Denken — vorüber sey, war in mancher Beziehung kaum zu bemerken. Drückend lastete die Nacht des religiösen und politischen Aberglaubens auf dem ganzen Continente Europa's. Man sah Gespenster, verbrannte Hexen, und, um in einem anderen Leben die Hölle zu vermeiden, schuf man sich dieselbe in diesem.

Frankreich zwar hatte manchen glänzenden Namen aufzuweisen; aber noch waren Künste und Wissenschaften blos im Besitze von Einzelnen, nicht Gemeingut der unterdrückten

Nation. Zudem wurden jene Männer höchstens geduldet; Voltaire, St. Eremond, die beiden Rousseau, Marmontel, Morellet und Diderot wurden sämmtlich, einige sogar verschiedene Mal, in die Bastille oder nach Vincennes geschleppt, Bayle entging ohne Zweifel nur durch die Entfernung aus seinem Vaterlande einem ähnlichen Schicksal, und wie die Justiz noch in späterer Zeit hier verwaltet wurde, beweist das abscheuliche, empörende Verfahren gegen Calas, der, ein acht und sechszigjähriger Greis, unschuldig, als angeblicher Mörder seines Sohnes, gerädert ward!

Die Teutschen, ein Repertorium europäischer Kenntnisse, aber der Freyheit zu denken beraubt, und daher ungeübt in eigenem Urtheile, begannen bald, ein Nachbild der Fremden zu werden. Bis zu einer allgemeinen Verachtung beynah' war in Teutschland die Gelehrsamkeit herabgesunken. Die Universitäten hatten die alte Mönchverfassung, und für Erziehung und Unterricht geschah überaus wenig, und dies Wenige fast immer planlos, daher ohne Erfolg. In den lateinischen Schulen hielt man es für die höchste Vollkommenheit, wenn die Aufsätze der Zöglinge ohne grammatikalischen Fehler geliefert wurden; auf schöne Ideen aber, auf Feinheit und Nettigkeit des Ausdrucks und der Schreibart, ward keine Rücksicht genommen, wodurch ein Mönchlatein entstand, und woher es kam, daß man ein Gelehrter heißen, und in allen jenen

Kenntnissen höchst unwissend seyn konnte, welche dem Menschen und dem Staatsbürger nach seinen mannigfaltigen Verhältnissen fast unentbehrlich sind. Anstalten zur Bildung von Künstlern, Geschäftleuten und allen Anderen, welche nicht zu Gelehrten bestimmt waren, fehlte es gänzlich.

„Die Gelehrten," sagt Gebhard*), „lebten von den übrigen Ständen abgesondert, und da sie beynah' blos in der lateinischen (Mönch-) Sprache schrieben, so blieben ihre Entdeckungen und Einsichten größtentheils den Nichtgelehrten verborgen. Es fehlte noch sehr an populären Schriftstellern und Journalen in teutscher Sprache, welche die Erfindungen und Ideen der Gelehrten und der Künstler in einer leichten, angenehmen Schreibart verbreiten halfen. Die Gelehrsamkeit selbst artete oft in oberflächliche Vielwisserey, in leere und unnütze Spekulationen, oder in Schulgezänke und bittere Streitigkeiten aus, wodurch sich die Universitätlehrer, Schullehrer und Prediger der verschiedenen Religionparteyen besonders auszeichneten. Der Philosoph durfte es nicht wagen, theologische Lehrsätze zu bestreiten, sondern mußte seine Philosophie der Theologie anzupassen suchen; der Philologe

*) „Ueber den Einfluß Friedrich des Zweyten auf die Aufklärung und Ausbildung seines Jahrhunderts. Eine gekrönte Preisschrift von Johann Georg Gebhard."

durfte nicht eine Beweisstelle der Schrift anders erklären, als sie in der Theologie erklärt worden war; selbst der Geschichtschreiber mußte auf das kirchliche System Rücksicht nehmen. Die Schriften eines Bayle, Voltaire, und größtentheils auch die eines Leibnitz, waren, so wie die Dichter und Redner aus dem Zeitalter Ludwig des XIV., in französischer Sprache geschrieben, und da dieselbe damals blos an den Höfen und von den Grossen gesprochen und verstanden wurde, so blieben sie von dem größten Theile der Gelehrten und Nichtgelehrten, wie beynah' alle englischen Schriften, ungelesen." — Thomasius, jener Verehrungwürdige, der so Vieles zur Abschaffung der Hexenprozesse, der Folter und anderer schädlicher und schändlicher Mißbräuche that, war der erste teutsche Universität-Gelehrte, welcher seine Muttersprache bey dem gelehrten Vortrag anwendete*). Aber so Viele standen wider ihn auf, daß er sein Vaterland verlassen mußte, indem seine Feinde schon einen Verhaftbefehl gegen ihn zu Dresden ausgewirkt hatten. — Wolf, jener große Philosoph, mußte sogar, „bey Strafe des Stranges", seinen Aufenthaltort (Halle) innerhalb 24 Stunden verlassen; und dies, weil er zu denken gewagt**)!

---

*) Zum großen Erstaunen seiner Collegen schrieb er 1688 ein teutsches Programm.

**) Man s. das gegenwärt. Bändchen, S. 108 u. 109.

Die Gesetzgebung und Rechtspflege, sonst eine starke Triebfeder der Volkbildung, war in einem sehr elenden Zustande. Der Rechtgang, mit so vielen unnützen Formalitäten überhäuft, war so schwerfällig und langsam, daß ein Rechtstreit oft Jahre lang, und wenn die Sache wichtig und verwickelt war, wol gar ein halbes Jahrhundert dauerte, und sich oft damit endigte, daß beide streitende Parteyen dadurch arm geworden waren. Die Gesetze, zum Theil noch die alten römischen oder die alten teutschen, waren auf den gegenwärtigen Zustand der Dinge oft kaum anwendbar, oder schränkten doch die natürliche Freyheit des Menschen zu sehr ein. Aberglaube, Schwärmerey und Intoleranz, welchen eine zweckmäßige Gesetzgebung entgegen arbeiten muß, wurden oft sogar durch die Landesgesetze unterstützt. Die Großen, der Adel, und, besonders in katholischen Ländern, auch die Geistlichen, wußten mehr als ein Mittel, sich den Gesetzen zu entziehen, oder auch den Rechtgang zu ihrem Vortheil zu leiten, zur Beeinträchtigung des Bürgers und des Bauers. Da die Gesetze sich bisweilen auf theologische Meinungen gründeten, z. B. die wider die Gotteslästerung, den Kirchenraub, oder das die Kirchenbuße betreffend; oder auch auf politische Meinungen, z. B. das wider den Hochverrath in der weiten Ausdehnung, die man ihm damals gab; oder zum Theil auf Volkvorurtheile, z. B. Ehebruch, so waren sie oft

viel zu hart, und also ungerecht. Ueberhaupt aber waren die Strafen eines jeden Verbrechens eher grausam, als mild. Bey einer solchen Beschaffenheit der Gesetzgebung mußte das moralische Gefühl des Volks, welches dadurch hätte berichtigt werden sollen, vielmehr verstimmt und mißgeleitet werden.

In der protestantischen Kirche wurde, wie in der katholischen, streng auf die alte Lehrform und die festgesetzten Lehrmeinungen gehalten, und ein Jeder für einen Ketzer erklärt, verfolgt, und, wenn es ein Lehrer war, seines Amtes entsetzt, welcher nur im Geringsten davon abwich. Was die Bullen der Päpste und die Concilienschlüsse den Katholiken waren, das waren die Lehrsätze Luther's und Calvin's, die augsburg'sche Confession und die Concordienformel ꝛc. den Protestanten, Glaubensvorschriften für die Layen und Lehrvorschriften für die Lehrer. Der Glaube wurde von den meisten Theologen jener Zeiten für desto seligmachender gehalten, je blinder er war. Und weil die Vernunft in Glaubenssachen, nach dem allgemeinen Urtheil, durchaus nicht gebraucht werden sollte, so rächte sie sich nun auch an ihren Verächtern auf die auffallendste Art durch die sonderbarsten und unbegreiflichsten Lehrmeinungen, welche für Gotteswort und für Christenthum ausgegeben und Jedermann aufgedrungen wurden*).

*) Gebhard a. a. O.

Die Bücher-Censur wachte mit großer Strenge über die alten Meinungen und Lehrformen, steuerte allen Neuerungen, und strich selbst in philosophischen und wissenschaftlichen Schriften einen jeden Gedanken weg, der etwas abwich.

Es gab keinen Hof, wenigstens in Teutschland, der nicht voll Hofnarren war; die Plumpheit ihrer Späße ergötzte die Unwissenheit der Gäste, und man hörte Aberwitz an, weil man selbst nichts Vernünftiges zu sagen wußte*).

— Zermalmender, als damals, bedrückten zudem wol nie Despoten im Norden und Süden Europa's gleichzeitig die Menschheit. In Rußland Peter der I., der erlauchte Barbar, „dessen Genius mit Ungestüm Großes und Ungeheueres ohne Auswahl umschlang, dem zu Erreichung seines Zwecks kein Mittel zu unmoralisch, zu niedrig oder zu schrecklich war**)", der, das russische Volk aus seiner Wildheit zu reißen, die roheste Art anwendete, und der es endlich, mit einem Worte, durch Barbarey civilisiren wollte; — neben ihm, in Schweden, Karl der XII., welcher, durch die Schändlichkeit der benachbarten Fürsten anfangs zum Kriege gezwungen, nunmehr, begünstigt durch seinen, nur allzuoft in Toll-

*) Friedrich der Einzige, in seinen sämmtlichen Werken.

**) Posselt.

kühnheit ausartenden, Muth, sein militärisches Genie, und das wandelbare Glück, auf einer verzweifelten Bahn, jener des Eroberers, fortzog, welcher keinen andern Zweck mehr kannte, als die Vernichtung seiner Feinde, und welcher die Menschheit eben so wenig achtete, als sein eigenes Leben; — im Süden Ludwig der XIV., zwar weniger roh, als die beiden Herrscher des Nordens, aber dessen ungeachtet ein noch weit verabscheuungwürdiger Tyrann, als sie, der, feig von Natur, durch seine Kriege ein ganzes Geschlechtalter vertilgte*), und dessen Verschwendung keine Gränzen kannte, wärend ein Theil der Nation vor Hunger umkam.

„Diese drey Völkerdränger thaten Alles, was den Menschengeist in seinem Aufflug hemmen mußte; durch sie flammte hier der vierzehnjährige spanische Erbfolgekrieg, dort der zwey und zwanzigjährige nordische auf. Sie glaubten, oder handelten doch so, als wäre die Erde durchaus zu keiner andern Absicht da, als der Tummelplatz ihrer Mordlust und Ruhmsucht zu seyn. Es war, buchstäblich genommen, ein eisernes Zeitalter.“ (Posselt.)

---

*) Als Ludwig der XIV. starb, waren Männer von 35 bis 45 Jahren selten; die Kriege hatten die Blüthe der französischen Jugend aufgezehrt! (Man sehe meine „Kleine Schriften, politischen und geschichtlichen Inhalts“ [Speyer, 1826], S. 205 bis 217, worin die angebliche Größe dieses Königs in ihrer Blöse und Abscheulichkeit dargestellt wird.)

Blicken wir weiter umher unter den Regenten der damaligen Zeit, so sehen wir auf dem teutschen Kaiserthrone den höchst mittelmäßigen Karl den VI., in Spanien den wahnsinnigen Philipp den V., in Dänemark den frömmelnden Christian den V., in Polen den wollüstigen, verschwenderischen August den II., und in Preußen selbst, wenn es je hier in Betracht kommen kann, den prunkliebenden Friedrich den I. — Von diesen Fürsten herab, die über das Loos von Millionen entschieden, bis zu dem kleinsten Edelmanne, der in einem elenden Dörfchen gebot, vergeudeten Alle, mit wenigen Ausnahmen, ohne Bedenken Leben, Blut und Habe ihrer Völker. Keine Gerechtigkeit gab es für diese Unterdrückten, keine Gerichtstelle, die ihre Klagen gehört, keine Macht, die ihrem unterdrückten Recht Achtung zu verschaffen vermocht hätte; überall beynah' mußte den Vorurtheilen die Vernunft, eiteln Erinnerungen die Wahrheit, und Privilegien das Recht weichen. Über das Geschick der Nationen geboten hier die veränderlichen Launen von Günstlingen, und die schreckliche Willkür von Mönchen und Beichtvätern, dort der furchtbare Eigensinn der Höflinge und die schändliche Rachegier feiler Buhlerinnen. Nicht zufrieden, die Völker aller Früchte ihres Fleißes beraubt zu haben, nöthigte man sie sogar, ihr Blut zu vergießen, ferne von dem heimathlichen Boden, für fremdes Interesse, bald um elende Günstlinge in ihrer Macht zu erhalten,

bald um die Cassen schändlicher Menschen zu füllen, die durch Liederlichkeit jeder Art geleert worden waren *).

In dieser Lage, und unter solchen Verhältnissen, verflossen die vier ersten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts, und wahrlich, wenig genug war von den sechs noch kommenden zu erwarten. Langsam ohnehin verbreitet sich das wohlthätige, edle Licht der Aufklärung, und so schien denn freylich im glücklichsten Falle nicht mehr erwartet werden zu dürfen, als daß der Rest dieses Jahrhunderts dem neunzehnten allenfalls vorarbeiten, und die Menschheit eine höhere Stufe, als die damalige, zu besteigen fähig machen könne. Doch bald schlug ein Mann die Zweifel der Zagenden nieder, und in kurzer Zeit wurden selbst die kühnsten Erwartungen der für das Besserwerden Eifernden weit übertroffen.

Ein Jüngling, schwer geneckt von dem

---

*) Man erinnere sich, wie durch des elenden Ministers Louvois Kunst ein furchtbarer Krieg über Frankreich gebracht ward, weil er, wegen der unpassenden Anlegung eines Fensters in einem neuen Gebäude von seinem Könige (Ludwig dem XIV.) rauh angeredet, nur dann in seiner Macht sicher seyn zu können glaubte, wenn er dem Monarchen eine Beschäftigung gäbe, durch Krieg; — man erinnere sich ferner, wie Fürsten ihr Militär nach fernen Gegenden und Erdtheilen verkauften, um auf diese Art wieder Mittel zu neuen Verschwendungen zu erlangen! —

Schicksale, und ist stiller Einsamkeit unter den Denkmalen des Alterthums aufgewachsen, hatte den, als höchst unbedeutend geachteten, preussischen Thron bestiegen. Bey weitem minder groß durch die ihm von dem Zufalle der Geburt zu Theil gewordene Würde, als durch das mit eigener Kraft in sich zur Ausbildung gebrachte Genie, wußte Friedrich der II., unter Despotismus, Pedanterey und Aberglauben erzogen, sich gerade zu den diesen Fehlern entgegengesetzten Tugenden zu wenden. — Hierdurch, und durch das, zu was ihn eine solche Selbstbildung fähig machte, und was er — gleich groß in der Ausführung, wie im Entwurfe — auf seinem Thron und an der Spitze seines Heeres vollführte, war er ohne Vergleich der Erste seines Zeitalters, ja der Einzige. Durch angeborene Geisteskraft bey all' jenem begünstigt — durch eine Geisteskraft, die außer dem Römer Julius Cäsar kein Sterblicher, von dem die Geschichte bis dahin erzählt, in gleichem Grade besaß — übertraf Friedrich in Kurzem ohne Vergleich alle seine, aus dem kräftigen Alterthume gewählten, Muster. „Hier steht ein Held vor uns, der zugleich das Wort und die That verwaltet hat, und dessen Erscheinen sich dadurch wesentlich von dem der anderen Helden unterscheidet. Andere Heroen der Weltgeschichte vollführten die That des Weltgeistes, so sehr in ihn versenkt, daß er ihnen nicht Zweck und gewußter Gegenstand wurde, sie

handelten nur in der allgemeinen Gewißheit, das Wahrhafte auszuführen. Friedrich aber hat vor den andern großen Völkerfürsten dies voraus, daß er mit höherem Bewußtseyn im Dienste des Weltgeistes schafft, er macht das Wesen und die unsichtbaren Gewalten dieser Schöpfung, die Gedanken, zum Gegenstande seines Nachdenkens, er war der Philosoph auf dem Throne.“ So Förster, und wol schwerlich könnte in dieser Beziehung selbst Napoleon mit dem großen, dem einzigen Friedrich auch nur entfernt in Vergleich kommen. (Wir behalten uns vor, in dem letzten Bändchen der gegenwärtigen Schrift, zeigend, was er in dieser Beziehung war, ihn als Philosoph zu schildern und darzustellen.)

Einzeln aufzuzählen, was Friedrich zur Aufklärung und zur Ausbildung seines Jahrhunderts gethan, würde bey Weitem den gegenwärtigen Raum überschreiten, und wir müssen uns daher darauf beschränken, auf die Wirkungen hinzuweisen, die Er veranlaßt, welche Darstellung dann, verglichen mit der oben gegebenen Schilderung des geistigen Zustandes der Nationen in der ersten Hälfte seines Jahrhunderts, den sprechendsten Beweis dessen geben wird, was die Civilisation ihm verdankt.

Sein Einfluß auf die Menschheit, allgemein und unübersehbar, glich dem des unermeßlichen Glanzkörpers, welcher der Erde Licht, Wärme und Leben gibt. — Doch lassen

wir Gebhard sprechen. „Er wirkte durch alle Stände und Klassen auf alle Stände und Klassen der Menschen, durch alle Triebfedern und Hilfmittel der Aufklärung und Geistesbildung auf alle Triebfedern und Hilfmittel; nur mußte auch hier das Land, welches der Sonne näher lag, mehr ihr Licht und ihre Wärme empfinden.

„Die Landesregenten, Staatsmänner und Großen fingen nach dem Jahre 1740 an, so manche schädlichen Vorurtheile abzulegen und einsichtvoller zu werden. So klein ihre Zahl auch zuerst war, so ward sie doch nach und nach größer. Die Staatwirthschaft ward mehr nach Grundsätzen verwaltet, und zu einer Art von Wissenschaft erhoben. Man ward weit vorsichtiger in den Masregeln, welche man zur Beförderung des allgemeinen Wohls, das nun mit dem Wohle des Regenten eins ward, ergriff, um nicht den so wohlthätigen Staat-Mechanismus zu stören, und zwar einen geringeren Vortheil im Einzelnen, aber einen desto größeren Nachtheil im Ganzen zu stiften. Man ließ das Räderwerk der Staatmaschine mehr seinen gewöhnten Gang gehen, und sorgte nur dafür, daß es leichter und sicherer ging. Ein großer Theil der Landesfürsten ahnete erst dunkel, und überzeugte sich hernach klarer, daß Denk- und Gewissenfreyheit das unverletzbare Eigenthum eines jeden Menschen sey, daß dem Staate dadurch nicht geschadet, sondern vielmehr sein Wohlstand dadurch blühender, das

Scepter des Regenten allgemein verehrter und mächtiger, und der Thron sicherer werde. Man gab also die verderblichen Grundsätze der Intoleranz und des Verfolgunggeistes gegen Andersdenkende, und von den Lehrsätzen der Landesreligion Abweichende, nach und nach auf, und glaubte am besten zu thun, das, was ein Jeder dachte und glaubte, auf seine Gefahr seinem Gewissen und seiner Verantwortung zu überlassen. Daß Concilien- und Synodenschlüsse, Concordienformeln u. s. w. dadurch ihre Kraft verlieren mußten, ist für sich klar. M... ging aber noch weiter, man ward hier und dort sogar tolerant gegen alle Arten von Meinungen und Äußerungen (die politischen ausgenommen) in gelehrten und populären Schriften, so auffallend sie auch waren. Das hatte nun zwar die Folge, daß auch die thörigsten und abgeschmacktesten Behauptungen aus ihrer Verborgenheit hervortraten, welche bisher das Tageslicht gescheuet, und gerade wegen des geheimnißvollen Dunkels, worin man sie zu hüllen zum Theil gezwungen war, eine große Anzahl Verehrer gefunden hatten. Aber es hatte auch den großen Nutzen, daß nun die gewagten Meinungen strenger untersucht, gehörig in's Licht gestellt und richtiger beurtheilt wurden.

„Diese rühmliche Toleranz war zwar vorzüglich das Eigenthum protestantischer Fürsten, aber nach und nach verbreitete sich doch auch ein schwacher Schimmer davon über die katholischen.

Der Verfolgungsgeist und der Fanatismus, welcher sonst gegen die Ketzer (wie man alle in der Religion auch nur im mindesten Andersdenkende nannte) so grausam gewüthet, und Tausende aus ihrem Vaterlande vertrieben, oder ihnen die Freyheit, oder das Leben, geraubt hatte, ward etwas kälter; das Blutgerüste, der Scheiterhaufen und der lebenslangen Einkerkerungen unglücklicher Menschen, welche oft mit aller Mühe, die sie sich gaben, doch nicht glauben konnten, was die Kirche glaubt, wurden weniger. Der Jesuitenorden, diese Leibwache der päpstlichen Hierarchie, diese Stütze des Aberglaubens, dieser Zerstörer der edelsten moralischen Grundsätze, dieser beynah' Alleinherrscher über die Gewissen der katholischen Fürsten — ward endlich aufgehoben. Und wenn er gleich heimlich noch fortdauerte, so hatte er doch einen großen Theil seiner Macht und seines Wirkungkreises verloren, oder er war schlau genug, sich der herrschend gewordenen Denkart des Zeitalters anzuschmiegen.

„Die Büchercensur war bisher streng und drückend für den Schriftsteller gewesen; die Wahrheit war also oft verborgen, und der Aberglaube und das schädliche Vorurtheil herrschend geblieben. Sie ward nun hier und dort, besonders in protestantischen Ländern, milder und schonender, und verstattete mehr Freyheit im Denken und Schreiben. Mehre Landesregenten und Großen verachteten nicht mehr, wie zuvor, den Bürger und den Bauer,

weil sie den Werth, besonders des letzteren, besser schätzen gelernt hatten. Sie erleichterten ihm also manche Last, von den vielen, die ihn drückten, und der Adel folgte bisweilen rühmlich ihrem Beyspiele nach. Das Militär, das den Staat beschützen, aber keinen drücken, die öffentliche Ruhe und Sicherheit erhalten, aber nicht selbst stören soll, ward in seine Grenzen zurückgewiesen. Die mancherley Stände und Klassen der Menschen kamen dadurch gewissermaßen einander näher, und es entstand ein Tausch von Kenntnissen, Einsichten und Gefühlen, der überaus nützlich war. Adel-, Bürger-, Bauer- und Soldatenstolz, Verachtung und Bedrückung auf der einen, und Unzufriedenheit, Neid und Schmähsucht auf der andern Seite, regten sich weniger, obgleich die letzteren am Ende dieses Jahrhunderts wieder neue Nahrung bekamen.

„Eben darum hat nun auch Friedrich der II. so viel gewirkt. Er hat zwar alles zuvor Erwähnte nicht allein zu Stande gebracht; er war aber doch die Haupttriebfeder von dem allen. Wer einen prächtigen Tempel bauen will, hat nicht nöthig, eine jede Taglöhnerarbeit selbst zu verrichten. Er darf nur mit Verstand und Geschmack den Grundriß entwerfen, geschickte Arbeiter anstellen, oft nachsehen, wie weit der Bau ist, und ihn selbst leiten, und das Werk wird glücklich von Statten gehen. Eben so ist es auch mit dem allgemeinen Tempel der Wahrheit, der Tugend und der Glückseligkeit.

„Friedrich war der aufgeklärteste, einsichtvollste und dabey angesehenste Regent seiner Zeit. Man kann in den Jahrbüchern der Geschichte mehre glänzende Namen derselben finden, aber keinen, der vorurtheilfreier auf das Wohl der Menschen, und besonders seiner Staatsbürger, aufmerksamer gewesen, und darin allen übrigen ein größeres Beyspiel gegeben hätte. Wenn in diesem Jahrhundert die Staatwirthschaft in allen ihren Zweigen nach richtigeren Grundsätzen verwaltet wurde, so war er, wo nicht der Einzige und der Erste, doch der Vorzüglichste, der sich dadurch auszeichnete; oder er trat vielmehr hierin in die Fußtapfen seines großen Vaters, der unbemerkt geblieben war. Wenn sie sogar zur Wissenschaft erhoben, und auch als Wissenschaft bearbeitet wurde, so daß Laune und Willkür weniger Theil daran hatten, so gab er allein Gelegenheit dazu Seine Beharrlichkeit bey den einmal mit Überlegung getroffenen Masregeln, auch alsdann, wenn sie der Absicht nicht entsprachen, schien Eigensinn zu seyn. Sie war es aber nicht, weil die Staatmaschine, auch selbst bey einer etwas fehlerhaften Einrichtung im Einzelnen, doch im Ganzen in ihrem richtigen Gange blieb, und dadurch das Fehlerhafte wenig nachtheilig wurde. Wenn die schweren Fesseln, welche Concilienschlüsse, Synoden und Concordienformeln dem menschlichen Geiste angelegt hatten, nach und nach zerbrochen wurden, war er nicht der Erste und Angesehenste, der sie zerbrach? Muß man ihn nicht

mit Recht als den Schöpfer der vernünftigeren, menschenfreundlicheren Gemüthsstimmung, der beynah' allgemeinen Toleranz betrachten, deren wir uns jetzt erfreuen? Wenigstens ist es nicht seine Schuld, daß sie noch nicht überall und ganz das ist, was sie seyn sollte.

„Wer war nachsichtvoller gegen die sonderbarsten und gefährlichst scheinenden Meinungen beynah' aller Art, so lange sie blose Meinungen waren, als der, welcher bey Erblickung der Zueignungsschrift des *la Metrie*, vor der Charteke l'Homme machine, blos sagte: „Er hätte mir wol etwas Besseres zueignen können?" Wer verstattete der Presse eine größere Freyheit, selbst alsdann, wenn sie in Zügellosigkeit überging, als der, welcher alle Heterodoxien und Paradoxien zu drucken erlaubte, kein Vie privée du Roi de Prusse zu verkaufen verbot*), und die in Leidenschaft getauchte Feder eines Cranz blos einer milden Censur unterwarf?

*) „Es ist kein gefährlicherer Akt des Despotismus je gewesen; es ist kein schlüpfrigerer Punkt für jede Regierung, in Despotismus auszuarten, als die Bestrafung derjenigen Beleidigungen, welche die Ehre des Regenten angreifen. Je weniger hier genau die strafbaren Verbrechen definirt werden, desto willkürlicher kann der Despot verfahren; und je mehr der Zorn des Menschen mit den Gesetzen hierbey übereinzustimmen scheint, je leichter können diese zur Grausamkeit gemißbraucht werden. — Daher stellt Tacitus die Ausdehnung oder die Einschränkung der Liste der Vergehungen, die von den ersten römischen Kaisern unter die Majestätver-

„Noch im Zeitalter Ludwig des XIV. ward nur der Mann von Familie, und oft nur der Höfling geschätzt. Man verachtete Menschenwürde, Menschenrechte und Menschenleben. Eine seiner Beyschläferinnen, die stolz und schnell über den Körper eines Menschen hinfuhr, glaubte mit einigen Goldstücken, welche sie, mit Unwillen über die Verzögerung, hinwarf, das Leben dieses Verunglückten theuer genug bezahlt zu haben. Jetzt denkt man anders — aber wem gebührt die Ehre, die Fürsten und Großen überzeugt zu haben, daß sie Menschen sind? Wie ängstlich besorgt war nicht Preußens großer König, wenn es darauf ankam, das Leben eines Menschen zu erhalten? Wie bot er nicht in dem verderblichsten seiner Kriege seine ganze Erfindungkraft auf, um nur Menschen zu schonen? Mit welcher Bewegung der Seele wandte er nicht auf seinen Schlachtfeldern die Augen von dem aufgethürmten Leichenhaufen derer weg,

---

brechen gerechnet wurden, als das Barometer von dem Grade der Freyheit oder der Knechtschaft vor, welche jeder Regierung eigen war. — Es ist also schon ein günstiges Zeichen von dem Geiste des Regenten, es schneidet die Veranlassung zu den willkürlichsten Anwendungen der Gewalt, zu den leidenschaftlichsten und also unregelmäßigsten Bestrafungen ab, wenn nur Ungehorsam und thätliche Widersetzung bestraft, die Unbesonnenheit der Rede und die Ausgelassenheit der Zunge übersehen wird.“ (Garve, Fragmente zur Schilderung des Geistes, des Charakters, und der Regierung Friedrich des Zweyten.)

mit deren Leben er den schweren Sieg hatte erkaufen müssen?

„Ein Landesfürst kann sehr leicht verleitet werden, nur bey den Großen, welche seinen Thron umgeben, Talente und Verdienste zu suchen, weil er sie nur, oder leichter bey ihnen, zu bemerken Gelegenheit hat. Er schätzte nicht blos die Großen, sondern den Menschen überhaupt nach seinen Geistesfähigkeiten, Einsichten und Gesinnungen, er mochte Prinz oder Taglöhner, Edelmann oder Knecht seyn. Sein Adel war ihm, wie er selbst sagte, besonders werth, weil er das vorzüglichste Werkzeug seiner Siege gewesen war, und die größten Männer an seiner Spitze hatte. Er wandte Millionen an, um ihm, da er durch Krieg und andere Unglückfälle heruntergekommen war, wieder empor zu helfen, räumte ihm in seinem Heere den beynah' ausschließenden Vorzug der Befehlhaberstellen ein, und war der Meinung, daß an der Spitze der Landeskollegien der Adelige dem Bürgerlichen vorgehen müsse. Allein er verschloß doch keinem Bürgerlichen den Weg selbst zu den höchsten Ehrenstellen, zum General und Minister, wenn er sich durch Geistesvorzüge, Kenntnisse und Rechtschaffenheit auszeichnete.

„Er sah sehr richtig ein, wie unentbehrlich der Landmann und der Ackerbauer dem Staate in Rücksicht auf den Wohlstand desselben, und da sein Heer größtentheils aus Inländern bestand, auch in Rücksicht auf seine Sicherheit sey. Er suchte also auch den Landmann und Bauer

gegen alle Arten von Bedrückung zu schützen. Es schien ungerecht zu seyn, wenn er, bey den Streitigkeiten der adeligen Gutbesitzer mit ihren Bauern, ohne jedoch den Rechtgang zu stören, insgemein die Partey der letzteren nahm. Aber es war klug; es machte den Adel vorsichtiger; der Bauer ward mehr geachtet, oder doch weniger gedrückt; und wenn die Leibeigenschaft gleich nicht überall ganz aufgehoben ward, sondern sich mehr ihrer ursprünglichen Verfassung und dem Bilde näherte, was uns Möser davon entworfen hat, so war der Bauer doch nun weniger das Lastthier, dessen Leibeskräfte man sich zur Arbeit bedient, und von dessen Fleische man sich nährt.

„Er ließ, wie man weiß, immer nur im Nothfall merken, daß er König sey, und unterredete sich mit einer ihm eigenthümlichen Freundlichkeit, Herablassung und Popularität, welche die Herzen an sich zog, nicht blos mit den Großen, dem Adel und den Angesehendsten vom Militär, sondern auch mit dem Gelehrten, dem Künstler, dem Handwerker und dem Bauer; machte ihn auf die Vorzüge und Mängel seiner Wissenschaft, Kunst, Geschicklichkeit oder seines Gewerbes aufmerksam, und erkundigte sich auch wol nach den Familien-Angelegenheiten desselben. Mußten dadurch nicht die in einer weiten Entfernung von einander lebenden Stände und Klassen der Menschen näher an einander rücken, sich ihre Ideen, ihre Bemerkungen mittheilen, und so die richtigen Einsichten

und seinen Gefühle allgemeiner werden? Mußten sie nicht, so groß auch der Unterschied der Geburt und der anderweitigen äußeren Verhältnisse war, wenn der König Einen wie den Andern sprach, Einen wie den Andern behandelte, und die Bittschrift des Allergeringsten, wie jene des Allervornehmsten, in den nächsten Tagen beantwortete, sich erst einander ertragen und dann schätzen lernen?"

Dies der allgemeine Einfluß Friedrich's auf seine Zeit; aber in wie vielfacher Beziehung übte er noch außerdem einen besonderen! Die Wissenschaften, vordem verachtet, erhoben sich zu fast allgemeiner Hochachtung. Die Zahl der wirklichen Gelehrten mehrte sich außerordentlich, der Kastengeist, so schädlich in jeder Beziehung, begann nach und nach zu schwinden; man fing an, in der Muttersprache zu schreiben und zu philosophiren, und die Gelehrsamkeit selbst, mehr inneren Werth bekommend, bestand bald nicht mehr in oberflächlicher Vielwisserey und Pedanterie, sondern in ausgebreitetem, gründlichen Wissen. Nicht mehr brauchten der Philosoph, der Geschichtforscher, der Philolog, ja selbst der Theolog, mit Angstlichkeit auf das kirchliche System blicken. Lehrmeinungen, Jahrhunderte lang, ungeprüft, in unbestrittenem Ansehen, wurden erschüttert und verschwanden.

Die Rechtspflege und Gesetzgebung änderten sich. Man erkannte, daß der Bauer, Mensch wie der Vornehmste, die nämliche Gerechtigkeit

anzusprechen habe, wie jener. Adel, Geistlichkeit und die Großen durften sich da nicht mehr den Landesgesetzen entziehen, wo der König erklärt hatte, er selbst sey nur der erste Diener, nicht Herr, des Staats, und sogar der Bettler sey eben so wol ein Mensch, wie die Majestät, und auch ihm müsse alle Gerechtigkeit zu Theil werden. Hexen und Zauberer, beide ehmals zum Feuertode verdammt, lebten ungestört und ruhig; Gotteslästerung und Kirchenraub, sonst ebenfalls mit Hinrichtung bestraft, wurden mit Milde geahndet. Die Verbrechen des Hochverraths, vordem zu weit und meistens nach Willkür ausgedehnt, wurden blos auf Verrätherey des Staats, auf öffentliche Empörung und auf ein strafbares Unternehmen wider das Leben des Regenten eingeschränkt. Man hatte den Wilddieb in Ketten geschmiedet, und ein jedes gefallenes Mädchen öffentlich beschimpft; — beides ward abgeschafft. Nicht Laune und Willkür, sondern die Gesetze schrieben die Strafen vor; und diese Gesetze waren weise und mild. — „Das Ministerium nicht mit Blut angefangen!" schrieb Friedrich neben den Urtheilspruch eines berühmten Gerichthofes, den ihm ein so eben ernannter Justizminister zugeschickt hatte.

Welcher Fürst hat je mehr als Friedrich dafür gesorgt, daß dem Lande, welches er regierte, von seiner natürlichen Armuth aufgeholfen, daß es von dem Elende und den Verwüstungen des Krieges so schnell und gut, als

nur möglich, befreyt, Städte und Dörfer, zum Theil in Asche und Schutt liegend, sich aus ihren Trümmern wieder erhoben, und bisweilen wohlhabender wurden, als sie zuvor waren? — Der geheime Staat- und Cabinetminister von Herzberg hat nach dem Tode des Königs berechnet, daß er blos von 1763 bis 1786 zur Unterstützung der verschiedenen preußischen Provinzen weit über 24 Millionen Thaler*) verwendete, ungerechnet die Millionen für Festungsbauten ꝛc., wodurch die ärmere Klasse des Volkes ebenfalls Gelegenheit zur Ernährung erhielt. — Wer hat mehr die Quellen des Reichthums aufgesucht, geöffnet und dahin, wo es nöthig war, geleitet, als Friedrich? Wer verstand besser die große Kunst, diesen Reichthum des Staats so unter die Staatbürger zu vertheilen, daß beynah' einem Jeden etwas zu Theil ward, der seine Kräfte nur gehörig gebrauchen wollte?

Um die Landwirthschaft zu verbessern, wandte er Millionen an, ließ ausgetretene Ströme durch Deiche oder Dämme in engere Ufer einzwingen; große Seen ableiten, Sümpfe und Moräste austrocknen, überflüßige Wälder niederhauen, und Brüche urbar machen. Er befahl, auf seinen Domänenämtern mancherley Versuche mit ausländischen Erdfrüchten und Futterkräuten zu machen, bestimmte Preise für die diejenigen Landleute, welche die Gemein-

*) Eigentlich 24,399,838 Thaler.

heiten theilen würden; setzte auf das den Strömen und Sümpfen abgewonnene Land und auf die bisher unangebauten Sandschellen Kolonisten an, und ließ einsichtvolle Männer nach England reisen, um dort die englische Landwirthschaft zu lernen, und sie da, wo es die Umstände zulassen wollten, in seinem Lande einzuführen. Um den, nicht durch seine Schuld herunter gekommenen, Forsten wieder aufzuhelfen, führte er fremde Holzarten ein, und ließ Holzsaamen ausstreuen, und um die Schafzucht zu veredeln und die Wolle zu verbessern, ließ er Widder aus Spanien kommen. Wenn er, die inländischen Fabriken zu heben, den Staat mit Zöllen und Mauthen umgab, so handelte er im Geiste jener Zeit, und jeden Falls war seine Absicht redlich und lobenswerth. Zwar verfehlt das Bestreben, alles im Lande consumirt Werdende auch darin selbst zu produciren, in der Regel immer den eigentlichen Zweck; denn gewinnt wol der Staat, wenn er es dahin bringt, daß auf Ländereyen, welche sonst 100,000 Gulden ertrugen, nunmehr, mit einem bloßen Ertrage von 50,000, die früher von dem Auslande bezogenen Waaren erzielt werden? Gewinnt er selbst dann, wenn man, durch Zölle, Privilegien oder Monopole, die Bewohner des Landes nöthigt, die ausfallenden 50,000 fl. weiter zu bezahlen, damit ja Nichts in das Ausland geht? — Kaum glaublich. Aber verschiedene Nebenumstände waren bey der desfallsigen Entschließung

Friedrich's mitbestimmend, und sollte er wol über dasjenige so sehr zu tadeln seyn, was noch gegenwärtig fast allgemein leider! in Anwendung gebracht wird?

Das Unterricht- und Erziehungwesen bekam eine andere Gestalt. In den Gymnasien und lateinischen Schulen wurden die griechischen Klassiker fleißiger als sonst gelesen, und, wie die lateinischen, mit einem schärferen Rückblick auf die einzelnen Begebenheiten der Geschichte und mit mehr Geschmack erklärt. Man machte mehr als sonst auf die Richtigkeit, Schönheit und Eigenthümlichkeit der Ideen und der Schreibart aufmerksam. Die Grammatik ward deshalb nicht vernachläßigt, sondern vielmehr in eine Verstandübung verwandelt, indem man die Schüler die grammatikalischen Regeln aus kurzen lateinischen Sentenzen selbst ableiten ließ, welche zu diesem Zwecke gesammelt worden waren. Die Rhetorik ward nach Stellen aus den alten Klassikern, und die Geschichte der Philosophie zum Theil nach Stellen aus den alten griechischen und lateinischen Philosophen und Historikern vorgetragen, welche man zu diesem Zwecke gesammelt hatte. Bey den Alterthümern nahm man mehr auf die verschiedenen Zeiten Rücksicht. Auf Geschichte, Erdbeschreibung und Mathematik wurden Lehrstunden verwendet, und für Statistik, Naturkunde und Technologie neue Lectionen eröffnet. Man erhob sich also, nach und nach zu dem encyklopädischen Unterricht, welcher für die

Jugend der zweckmäßigste ist. — Es entstanden nun auch Erziehunganstalten für Geschäftmänner adeligen und bürgerlichen Standes, für Künstler, Kaufleute und Militär-Personen. Nach dem Zwecke der Anstalt wurden auch die Lehrobjekte bestimmt, doch ward Geschichte, Erdbeschreibung, Mathematik und Naturkunde, nebst den neueren Sprachen, in allen gelehrt. Auch das weibliche Geschlecht wurde nicht wie bisher in gemeinen Schulen vernachläßigt, oder in Pensionanstalten vereitelt. Es wurden besondere Institute zur Bildung desselben errichtet.

Die gemeinen Bürger- und Landschulen wurden etwas verbessert, die alten Katechismen und Evangelienbücher zum Theil abgeschafft und bessere eingeführt. Ja, der König schrieb sogar eigenhändig die Gegenstände des Unterrichts in den höheren Anstalten vor, und diese merkwürdige Cabinetsordre zeugt deutlich, wie nahe die Sache dem Monarchen geht, und wie er sucht, auch für die Zukunft Kenntnisse und Wissenschaften zu befördern.

Wir schweigen von dem Einflusse, den Friedrich auf die Kriegwissenschaft gehabt. Wer den großen, außerordentlichen Feldherrn in dem nicht erkennt, was offen vor den Augen eines Jeden daliegt, der möchte wol im Stande seyn, den Glanz der Sonne in dem Augenblick zu läugnen, in welchem an sie hin zu blicken ihm unmöglich ist. Thaten Miltiades bey Marathon, der große Epaminondas

bey Leuktra, der sich als Jupiters Sohn brüstende Alexander bey Arbela, oder der tollkühne Karl der XII. bey Narva, mehr, als Friedrich bey Leuthen? Und wodurch sollte wol Napoleon's kaum dreymonatlicher Vertheidigungkampf in Frankreich (1814) ausgezeichneter seyn, als der von unserem Helden während der vollen Dauer von sieben Jahren geführte? Ja, ohne dem französischen Kaiser im Entferntesten zu nahe treten zu wollen, kann man mit Bestimmtheit behaupten, daß Preußens König nach den entscheidensten Niederlagen, weit entfernt, eine Unentschlossenheit, wie jener, zu zeigen, erst jetzt seine außerordentlichen Fähigkeiten in ihrem ganzen Umfang entwickelte, und immer von Neuem die, Preußens Vernichtung schon träumenden, Feinde die Überlegenheit seines Genies auf die auffallendste und bewundernswertheste Weise fühlen machte.

Die schönen Künste wurden, besonders durch Friedrich, aus ihrer Dunkelheit hervorgezogen. Die Fürsten und Großen fingen an, sie zu schätzen und ihnen Beyfall zu schenken, und der gebildetere Theil der Menschen folgte ihnen nach. Man schaffte hier und dort fremde Meisterwerke herbey, und auch die einheimischen vermehrten sich. Die teutschen Künstler ahmten die Werke der Franzosen, Italiener, Niederländer und Engländer nach, arbeiteten leichter und geschmackvoller, und wichen ganz von dem alten steifen Herkommen ab. Sie wurden ideenreicher, und drückten oft diese

Ideen in ihrer Kunst mit einer Feinheit, Annehmlichkeit, Würde und Kraft aus, welche Bewunderung erweckte und verdiente.

Die schönen Wissenschaften haben Friedrich ihre gute Aufnahme unter den Teutschen, und auch ihre Ausbreitung zu danken. Die Liebe zu den alten Klassikern der Griechen und Römer erwachte in ihrer ganzen Stärke, und weckte das feine Gefühl des Schönen und des Erhabenen in den Herzen der Teutschen. Die französische Sprache, sonst nur die Sprache der Höfe und der großen Welt, ward fast allgemeiner Ton und Sitte. Man las die schönen Schriften aus dem Jahrhundert Ludwig des XIV., und fing an, Geschmack daran zu finden. Das Dichter- und Rednergefühl ward dadurch erweckt und gestärkt. Nun bemerkte man erst die Schwerfälligkeit und Nachläßigkeit der teutschen Schreibart, nnd die Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit des teutschen Ausdrucks für eine große Zahl feiner und schöner Ideen, die man sich aus den französischen Schriftstellern zu eigen gemacht hatte, und wandte mehr Sorgfalt auf Ausdruck und Wendung im Teutschen. In dem gemeinen Leben und in den prosaischen Schriften half man sich anfänglich damit, daß man die französischen Ausdrücke, auch wol wenn man teutsch sprach und schrieb, bisweilen beybehielt und ihnen eine teutsche Endung gab. In diesem geschmacklosen Gemengsel, welches aus Eitelkeit manchmal sogar noch übertrieben wurde,

sind die meisten teutschen Schriften auch wol berühmter Männer, z. B. eines Puffendorf, bis zur Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geschrieben; man machte sich aber nach und nach davon los, und fing an, mehr den reinen, edeln teutschen Ausdruck zu wählen.

Der philosophische und wissenschaftliche gewann viel durch Wolf's Schriften, und der gewöhnliche, geschmackvolle, natürliche und schöne durch das Übersetzen der alten Klassiker, und der französischen, italienischen und englischen Dichter und guten Prosaiker. Die Schreibart der Teutschen ward netter, leichter, natürlicher, korrekter, blühender, anziehender, auch selbst in wissenschaftlichen Schriften. Es ward nun auch von den Nichtgelehrten weit mehr, und auch zur eigenen Belehrung und angenehmen Unterhaltung, gelesen, und auch sogar geschrieben. Die Teutschen bekamen ihre klassischen Dichter, Redner und schönen geistvollen Prosaiker. Anfangs ahmten sie den Franzosen, Italienern und Engländern nach, mit der Zeit aber lieferten sie klassische Originalwerke. In den Lehrgedichten, Oden, Tragödien, Heldengedichten u. s. w., übertrafen sie sogar die Italiener und die Franzosen. Auf den teutschen Theatern, deren nach und nach mehre errichtet wurden, blieben die Haupt- und Staatsaktionen weg. Dem Hanswurst, der bisher einen so allgemeinen und lauten Beyfall in den Logen und auf der Gallerie gefunden hatte, zog man, weil man sich seiner

zu schämen anfing, und ihn doch nicht ganz entbehren konnte oder wollte, anfänglich blos sein Jäckchen aus, und ließ ihn mit mehr Decenz einen Bedientenrock anziehen. In der Folge blieb aber auch Hanswurst der Bediente weg, und man wußte doch Mittel, den Zuschauer angenehm zu unterrichten und geistvoll zu unterhalten, zumal, da die Mimik auf's Neue erfunden, und die Deklamation immer vollkommener wurde. Wenn durch das Alles die Teutschen auch nicht moralisch besser wurden, und Lesesucht und Schauspielsucht zu den Modethorheiten gehörten, so bekamen sie doch mehr Geschmack, und wurden geistreicher, sanfter und gebildeter.

Auch hier wirkte Friedrich. Die Gelehrten, welche er, wenn er Muse hatte, zu seinen Gesellschaftern wählte, waren gerade die geistvollsten, witzigsten nnd feinsten Köpfe ihrer Zeit. Er schien bey seinen Geistesmahlzeiten den König zu vergessen, wenn Witz mit Witz kämpfte, ein glänzender Gedanke den andern, ein treffender Einfall den andern hervorlockte, und die feinste Satyre mit einer noch größeren Feinheit und Stärke vergolten wurde, bis endlich, wie Voltaire sagte, der König kam. Er unterwarf seine Geistesprodukte der Kritik eines Voltaire und hernach eines d'Argens; war selbst Dichter, populärer Geschichtschreiber und schöner Schriftsteller, dessen bey seinem Leben herausgekommenen Werke, wie die nach seinem Tode, allgemein gelesen, und wegen

der eigenthümlichen Annehmlichkeit, die er ihnen zu geben wußte, bewundert wurden. — Wirklich finden wir in den Schriften des grossen Königs der einleuchtenden und vorleuchtenden*) Ideen und Gedanken überaus viele, und gewiß sind Jene in den Geist seiner Werke wenig eingedrungen, welche sie als kaum mittelmäßig darzustellen sich angelegen seyn lassen. Welcher Regent vor oder nach Friedrich hat je mit solcher Freymüthigkeit, Offenherzigkeit und Redlichkeit sich über das ausgesprochen, was die Fürsten sind, und was den Völkern gebührt; welcher hat vordem so den Rechten des dritten Standes gegen die bisher Bevorrechteten, Adel und Geistlichkeit, Achtung verschafft? Er, der gekrönte Philosoph, war ein königlicher Revolutionär! — Doch blicken wir nochmals auf seine Werke. Obschon, in dem Strudel seiner vielen und verschiedenartigen Geschäfte, blos Dilettant, hat er dennoch in jenen Treffliches und Vorzügliches geleistet. Welcher große Geist aber muß Er gewesen seyn, der, zur Erholung und Erheiterung nach beschwerlichen Arbeiten, zur Tröstung nach erlittenem Unglück, mit solcher Leichtigkeit dichtete und schrieb; Er, der unter den Zurüstungen zu einer nahen Schlacht, wo Leben, Krone und Reich auf dem Spiele stand, Satyren in Versen

*) Worte des trefflichen Herrn geheimen Kirchenraths Paulus in einem Briefe an den Herausgeber.

und Prosa gab, und über den geweihten Degen seines Gegners in freundschaftlichen Briefen scherzte?! —

Wie, durch ihn vorzüglich, der blinde Glaube, stets Wirkung der Finsterniß oder der Beschränktheit des Verstandes und der Vernunft, aufhörte, geht schon hinlänglich aus dem Gesagten hervor. Man lernte Priester und Priesterthum von der Religion unterscheiden und trennen; es schwand der Wahn, daß alles, was Geistliche thaten, göttlicher Natur sey, und das Gebäude des Aberglaubens, bisher in Finsterniß sich hüllend, und unangreifbar, versanken vor einer vernünftigen, aber strengen Prüfung. Mögen auch Mönchthum, Hierarchie und Pfaffthum über Verbreitung von Irreligion schreyen — das Wahre, unerschütterlich und nicht wankend, besteht durch sich selbst, durch innere Kraft! — unendlich Vieles hat der Freund der Civilisation dem fast in Allem großen Könige auch in dieser Beziehung zu danken. Wollten wir „das ewig Wahre" aber auch, dem eulenartigen Geschrey Jener nach, für schwach genug halten, daß es durch Witz und Satyre umgestürzt zu werden vermocht hätte, so müssen wir billig fragen, hat dieser „Umsturz der Religion" die nämlichen schrecklichen Folgen gehabt, als jener Fanatismus, welcher, nicht zufrieden, blos den Feuertod bey seinen Schlachtopfern anzuwenden, auf immer neue Mittel zu ihrer Marter sann; der, wie Friedrich selbst sagt, den Menschen, dem

der Himmel Denkkraft gab, strafte, wenn er zu denken gewagt?!

So wirkte Friedrich von seinem nicht großen Throne herab, unvergleichbar mehr durch die Macht seines allumfassenden Geistes, als durch jene der physischen Kräfte. Eine neue Taktik bildete er bey den Heeren, und eine allgemeine Umwälzung der Ideen entstand durch ihn. Aber, so groß, so bewundernswerth auch seine neu gebildeten militärischen Systeme uns erscheinen müssen, so ist dennoch keineswegs zu läugnen, daß die von ihm veranlaßte Geistesrevolution ungleich wichtigere, außerordentlichere Folgen hervorbrachte; daß Friedrich also, der Philosoph auf dem Throne, weit verehrungwürdiger und größer ist, als der königliche Feldherr. — Doch vergessen wir nicht, noch eine Tugend dieses Einzigen Königs zu erwähnen, wegen der er nicht minder unsere Hochachtung und Verehrung verdient; Friedrich nämlich war Vater seines Volks, und dies in der edelsten Bedeutung des oft mißbrauchten Wortes. — Wir behalten uns vor, im Laufe der Darstellung seiner Geschichte darauf hinzudeuten, was er, selbst in den mißlichsten Lagen, für seine Nation gethan, hier blos bemerkend, daß er während seiner ganzen Regierung nur einmal seiner Geschäfte sich nicht erinnerte, und dies — am letzten Tage seines Lebens. —

Einleitender Abriß der Geschichte Preußens.

Friedrich Wilhelm, der große Churfürst. — Friedrich der I. — Friedrich Wilhelm der I. —

(Von 1640 bis 1740.)

Brandenburg, seit dem Jahre 1415 ein Churfürstenthum, erlangte erst durch Friedrich Wilhelm Ansehen und Achtung. Verwüstet und verödet durch den, noch 8 Jahre lang fortwährenden, und später nach seiner Dauer so benannten, dreyßigjährigen, furchtbaren Religionskrieg, lag das ganze Land, als jener wirklich große Regent, ein zwanzigjähriger Jüngling, (im Jahre 1640) die lockern Zügel der Regierung ergriff, die er von nun an mit Weisheit und Kraft, auch in den mißlichsten Verhältnissen, lenkte. Nachdem er die Finanzen in Ordnung gebracht, und jene Minister entfernt hatte, welche zum Drucke des Volkes mitgewirkt, glänzte er bald als einer der größten Feldherren seiner Zeit; denn nach einander gegen Polen, Frankreich und Schweden kämpfend, errang er stets neuen Ruhm. Aber nicht blos Krieger war Friedrich Wilhelm, sondern er verdient auch den schöneren Titel eines Vaters seines Volks. Die

zerstörten Flecken und Dörfer stiegen unter ihm wieder aus ihrer Asche empor; Wüsten wurden in Saatfelder, und Heiden und Steppen in Dörfer verwandelt. Der Churfürst unterstützte die im Kriege verarmten Familien, vervollkommnete die Landwirthschaft in seinen Staaten, und brachte manche Gegenden dadurch in blühenden Zustand, daß er gegen 20,000 durch die Aufhebung des Edicts von Nantes aus ihrem Vaterlande vertriebenen französischen Reformirten in seinen Ländern mit offenen Armen aufnahm. Auch hinterließ er seinem, im Jahre 1688 zur Regierung gelangenden, Sohne, Friedrich dem III., ein wolgeübtes Heer von 30,000 Streitern.

Aber nicht in dem Geiste des großen Vaters vermochte dieser zu handeln. Ein Freund der Pracht, Eitelkeit mit wahrer Größe verwechselnd, und den blendenden Schimmer dem dauernden Nützlichen vorziehend, genügte ihm nicht der Titel eines Churfürsten von Brandenburg, sondern er sehnte sich nach der Königskrone. Durch die Anwendung vieler Mühe, und durch manche große Aufopferung, erlangte er diese eitle, ja dem Lande anfangs sogar lästige, Würde, und ließ sich den 18ten Januar 1701 zu Königsberg als den ersten König von Preußen krönen *). —

*) Fast alle Minister des teutschen Kaisers waren diesem Plane des Churfürsten entgegen gewesen, besonders der Großkanzler von Böhmen, Graf Kinsky, den selbst das Anerbieten von 100,000 Gulden nicht in Versuchung zu bringen vermochte. Unzufrieden über den schlechten Erfolg seiner Sendung, verlangte endlich der Gesandte Friedrichs

Sein großer Enkel, Friedrich der Einzige, entwirft mit scharfen Zügen folgendes treffende Bild von diesem Fürsten. „Er war klein und übel gestaltet; bey einer Miene voll Stolz hatte er blos eine gemeine Gesichtsbildung. Seine Seele war wie ein Spiegel, der alle sich ihm darbietenden Gegenstände zeigt. Sein Gemüth gab jedem Eindrucke nach. Wer einmal bis zu einem gewissen Grade Gewalt über ihn bekommen hatte, konnte seinen Geist entflammen oder beruhigen, der aus Eigensinn heftig und aus Sorglosigkeit sanft war. Mehr den blendenden Schein als den wirklichen Nutzen liebend, verwechselte er Eitelkeit mit wahrer Größe. Um die Königswürde zu erlangen, opferte er in den verschiedenen Kriegen des Kaisers und seiner Verbündeten 30,000 seiner Unterthanen (Soldaten) auf, und er strebte nur deßhalb mit so viel Eifer nach jener Würde, um seinen Geschmack am Ceremoniel zu befriedigen, und durch scheinbaren Vorwand die Verschwendung seiner Prunksucht rechtfertigen zu können.

„Er war prachtliebend und freygebig; um welchen Preis aber erkaufte er das Vergnügen, (diese) seine Leidenschaften zu befriedigen? Er verhandelte

---

seine Zurückberufung, und erhielt sie. Da sich der in Wien gelassene Legationssecretär Bertholdi aber aus einer Art von Mißverständniß mit jener Summe an den kaiserlichen Beichtvater, den Jesuiten Wolf, wendete, so fühlte sich dieser hierdurch so geschmeichelt, daß er allen seinen Einfluß bey dem Kaiser Leopold deßhalb verwendete, und diesen zuletzt zur Einwilligung vermochte.

das Blut seiner Unterthanen an die Engländer und Holländer, wie jene herumziehenden Tartaren, welche ihre Heerden den Schlächtern Podoliens verkaufen, um sie niederzumetzeln. Als er seine Truppen aus Flandern zurückziehen wollte, machte man ihm ein Geschenk mit einem großen Diamanten, und nun mußten 15,000 Mann im Dienste der Verbündeten ihr Blut verspritzen (*se firent-tuer* au service des Alliés).

„Die Vorurtheile der Menge scheinen die Pracht der Fürsten zu begünstigen; aber ein Unterschied ist zwischen der Freygebigkeit eines Privatmannes, und eines Souverains. Ein Regent ist der erste Diener und der erste Beamte des Staats (un prince est le *premier serviteur et le premier magistrat* de l'état); er ist Rechnung schuldig, über den Gebrauch der Abgaben, die er (nur deßhalb) erhebt, um die zur Vertheidigung des Landes unterhaltenen Truppen besolden zu können, um die Würde zu behaupten, mit der er bekleidet ist, Verdienste und Talente zu belohnen, die Unglücklichen jeder Art zu unterstützen, um endlich Glanz und Würde in Allem zu beobachten, was den Staatskörper anbetrifft. Wenn der Fürst einen aufgeklärten Verstand und ein redliches Herz besitzt, wird er allen Aufwand nach dem allgemeinen Nutzen und nach dem größten Vortheile seiner Völker richten.

„Die von Friedrich dem I. geliebte Pracht war (aber) nicht der Art, sondern vielmehr die Vergeudung eines eiteln und verschwenderischen Fürsten. Sein Hof bildete einen der glänzendsten Europa's, und seine Gesandtschaften waren so prächtig, als die

portugiesischen. Er erdrückte die Armen, um die Reichen zu mästen (ihren Reichthum zu vergrößern). Seine Günstlinge erhielten ungeheuere Pensionen, während das Volk im Elend schmachtete. Seine Gebäude waren kostbar, seine Feste verschwenderisch und seine Dienerschaft und Marschälle bewiesen eher asiatischen Luxus, als europäische Würde.

„Seine Freygebigkeit schien mehr Wirkung des Zufalls, als der Überlegung zu seyn. Die Diener machten ihr Glück, wenn sie die ersten Ausbrüche seiner Heftigkeit erdultet hatten. Einem Jäger, der ihm einen Hirsch mit hohem Geweih hatte schießen lassen, gab er ein Lehen von 40,000 Thalern. Das Außerordentliche seiner Verschwendung fällt nicht mehr auf, als wenn man die sämmtlichen Ausgaben mit den Einkünften vergleicht, und eine solche Zusammenstellung von der ganzen Zeit seiner Regierung macht; man ist alsdann erstaunt, Theile eines riesenmäßigen Körpers neben vertrockneten Gliedern zu erblicken, welche zu Grunde gehen. Dieser Fürst wollte seine Domainen im Fürstenthume Halberstadt den Holländern verpfänden, um den Pit, einen berühmten Diamanten, kaufen zu können, der in der Folge für Ludwig den XV., während der Regentschaft, erstanden wurde. Er verkaufte den Verbündeten 20,000 Mann, um von sich sagen zu machen, er unterhalte 30,000.

„Sein Hof glich einem großen Strome, der das Wasser aller kleinen Bäche verschlingt. Günstlinge genossen seine Freygebigkeit im Übermaße, und seine Verschwendung kostete jeden Tag unermeßliche Summen, während Preußen und Litthauen ein Raub

des Hungers und verheerender Seuchen wurden, ohne daß sie dieser freygebige Monarch einer Unterstützung würdigte. Ein geiziger Fürst gleicht einem Arzte, der einen Kranken in seinem Blute ersticken läßt, ein verschwenderischer aber einem solchen, der ihn durch zu vieles Aderlassen tödtet.

„Friedrich der I. war in seiner Zuneigung nie beständig, sey es, daß ihn seine schlechte Wahl gereute, oder sey es, daß er keine Nachsicht gegen menschliche Schwäche hatte. Vom Baron Dankelmann an, bis zum Grafen von Wartenberg, nahm es mit seinen Günstlingen sämmtlich ein unglückliches Ende.

„Sein schwacher und abergläubischer Geist hatte eine besondere Neigung zum Kalvinismus, mit dem er gerne alle übrigen Religionen vereinigt hätte. Es ist glaublich, daß er Verfolger derselben geworden wäre, wenn die Geistlichen sich hätten einfallen lassen, Ceremonien mit den Verfolgungen zu verbinden. Er verfaßte auch ein Gebetbuch, das aber zu seinem Glücke nicht gedruckt wurde.

„Wenn Friedrich der I. Lob verdient, so ist es deßhalb, weil er, während in den Nachbarstaaten der Krieg wüthete, in den seinigen den Frieden erhielt; weil er ein gutes Herz hatte, und weil er, wenn man will, nie die eheliche Treue verletzte. Er war endlich groß in den kleinen Dingen, und klein in den großen; sein Unglück ist es, daß er in der Geschichte neben einem Vater und einem Sohne steht, deren größeren Talente ihn verdunkeln.“ *)

*) Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg (*par Frédéric l'unique*) nouvelle

Nach dem Tode Friedrich des I. bestieg 1713 dessen Sohn, Friedrich Wilhelm der I., den preußischen Thron. Obgleich in Luxus, Pracht und Verschwendung erzogen, glänzt dieser Regent dennoch gerade durch seine Sparsamkeit und Einfachheit. Als wahre Größe des Fürsten innere Macht und die Stärke des Staats erkennend, beobachtete er zwey Staatsregeln, die er für die Grundpfeiler jeder Monarchie hielt; nämlich einen kriegerischen Geist bey der Nation zu wecken und zu erhalten, und die Finanzen stets weise zu ordnen. Er regierte in einer Zeit, wo das höchste Streben des Wissens, wie des Handelns, die Nützlichkeit war; und sie ward ein strenger Maasstab für einen König, der an dem Hofe seines verschwenderischen Vaters so vieles erfahren, was er als unnütz, als schädlich für Fürst und Volk, erkennen mußte, und der hinlänglich Verstand besaß, das für seinen Zweck wahrhaft Nützliche von dem Eiteln zu unterscheiden. Kein idyllisches Schäferleben durfte und konnnte in dem Staate geführt werden, der, bey schlechter Verwaltung und drückenden Abgaben, verarmt, bey einer Schuldenmasse, ohne Fabriken und Handel, auch auswärts nicht geachtet war.

Schon als Kronprinz hatte sich Friedrich Wilhelm mit entschiedenem Widerwillen gegen den verschwenderischen, weichlichen Hofhalt des Vaters, und gegen die gelehrten Gesellschaften der Mutter erklärt. Nur Waffen und das Kriegswesen liebend, und das

---

Edition. A Berlin et à la Haye 1751; pag. 248—253.

Feldleben frühzeitig als seinen Beruf betrachtend, focht er bald unter Eugen und Marlborough, und der Herzog Leopold von Dessau ward ihm Freund und Vorbild. Dagegen warf er die französischen Bücher und den brokatnen Schlafrock in's Feuer; Niemand war in seiner ganzen Lebensweise frugaler und einfacher als er; gegen alles, was Wissenschaft und wissenschaftliche Bildung hieß, hegte er die tiefste Geringschätzung, und die Künste waren in seinen Augen blos ein Flitterstaat, der zwar ganz herrlich kleiden könne, aber, als völlig überflüssig, vermieden werden müsse, sobald man sein Geld nur auf etwas Nützliches verwenden könne. —

Selbst zur Regierung gelangt, wurde Friedrich Wilhelm der I. bald der Schöpfer vieler glücklichen Einrichtungen. „Er gab", sagt Friedrich der Einzige, *) „dem Staate die vortheilhafteste Form, und bildete das Gouvernement mit der größten Weisheit." Er besaß einen richtigen Verstand, einen seltenen Geist der Ordnung, und eine außerordentliche Festigkeit des Willens, welche letztere aber nicht selten in Starrköpfigkeit, ja manchmal sogar wol auch in Tyranney, ausartete, was als die Ursache zu betrachten ist, daß dieser, in mehr als einer Beziehung achtungswerthe, Monarch, von seinen Zeitgenossen meistens verkannt, und mehr gefürchtet, als geliebt ward. Er hatte den Fehler, daß er zur Erreichung seiner guten Absichten nur harte Maßregeln anwendete, daß er die Liebe seines Volks für nichts achtete,

*) Du Gouvernement ancien et moderne du Brandebourg.

und die edlere Geistescultur vernachläßigte, wie sie in ihm selbst vernachläßigt war.

Den Finanzzustand zu ordnen, die unter der Regierung des Vaters angehäuften Schulden zu tilgen, und dem verarmten Lande wieder aufzuhelfen, waren, neben der Bildung des Heeres, die ersten Sorgen Friedrich Wilhelms. Wie er sich selbst haushälterisch einschränkte, so verlangte er dieselbe Beschränkung im ganzen Staat. Eigenhändig durchstrich er die großen Gehalte der Kammerherren, verabschiedete den so überflüssigen Hofstaat, und setzte die Ausgabe an seinem Hofe monatlich auf 4000 Thaler fest. „Ihr müßt die Haushaltung wieder in Ordnung bringen", schrieb er nach der Anwesenheit des Königs August von Polen an den Hofmarschall, „und wie vorher alle mögliche Menage observiren, und da auf jeden Tag 93 Thaler zur Ausgabe bestimmt sind, so müssen selbige nicht darauf gehen..... Es wollen auch Seine königliche Majestät, daß künftighin von Hamburg, oder andern fremden Orten nichts soll verschrieben werden, ohne bis vorher bey Seiner königlichen Majestät angefragt worden, und selbige es approbirt haben. Hingegen soll das Marschallamt die Veranstaltung machen, daß jederzeit gut Rindfleisch, gute fette Hühner und dergleichen vorhanden und consumirt werden."

Die Königin hatte kontraktmäßig jährlich 80,000 Thaler Einkünfte, sie war aber genöthigt, davon die Kleider und das Leinen für die königliche Familie, und das Pulver und Bley zur Fassanen- und Rebhühner-Jagd, zu kaufen.

So gerne der König Seefische, Hummern und

Austern aß, so selten verschrieb er sich solche Leckereyen; er sparte sich vieles am Munde ab, um nur für den Staat desto mehr verwenden zu können, wo er jedoch ebenfalls so wirthschaftlich haushielt, daß er an den Rand des Berichts eines Kammerkollegiums schrieb: „Der Quarc ist nicht das schöne Papier werth, sollen schlecht Papier nehmen, das ist mir gut genung.“ —

Nur für eine Ausgabe scheute der König keinen Aufwand, nämlich für die großen Rekruten vom potsdammer Leibregiment, von denen mancher fünf- bis zehntausend Thaler Handgeld kostete, und hernach auch noch ansehnlichen Gehalt erhielt. Aus allen Ländern wurden große Männer in Gutem und Schlimmem zusammengebracht; nicht in den Klosterzellen Italiens, nicht in den Bergschluchten des schottischen Hochlandes, waren sie sicher genug.

Indessen versäumte Friedrich Wilhelm bey dieser großen Vorliebe für das Leibregiment keineswegs die Sorgfalt für die übrigen Truppen. In allen Provinzen wurden jährlich Musterungen gehalten, und dabey weniger auf äußeren Putz, als auf gute Bewaffnung und Übung, Rücksicht genommen. Bedeutende Verbesserungen im Kriegswesen kamen zur Ausführung. Die Bataillons theilte man, um sie bequemer feuern lassen zu können, in Divisionen und Pelotons ab, und wußte das Heer so geschickt zu üben, daß die Bewegungen eines Bataillons dem besten Uhrwerke glichen. Alles Material war, im Inlande verfertigt, bis zum Überflusse vorhanden. Der ganzen Nation einen kriegerischen Geist gleichsam einzuhauchen, ertheilte man dem Militärstand überall den

Vorzug, und ihm erwies man die größte Ehre. Eine Einfachheit in Sitten, Lebensweise und Kleidung, verbreitete sich, vom Hofe ausgehend, über alle Stände. Dem Luxus, der Verschwendung und dem Müßiggange, so wie der Wollust und der Schwelgerey Einhalt zu thun, welche, wie auf den Körper des Einzelnen, so, überhandnehmend, auf das Ganze, den Staat, stets nachtheilige Wirkungen hervorbringen, ja ihn entnerven, suchte der König, durch neue Auflagen, den reicheren und verschwenderischen Theil der Einwohner auf mäßigere Vermögensumstände zu bringen. Nebenbey ergriff man aber auch manchmal, wollten jene Mittel nicht nützen, außerordentliche, gewaltsame Maasregeln.

Die Residenzstadt des Königs glich einer großen Kaserne; dabey war das Schloß mit Stückgießereyen, Gewehrfabriken und Pulvermühlen ꝛc. gleichsam umzingelt. — Ein Jeder mußte von der untersten Stufe zu dienen anfangen, und konnte sich nur durch eine lange Reihe von Dienstjahren, und viele Erfahrungen, den Weg zu den höheren militärischen Stellen bahnen; weder Regiment, noch Compagnie, noch Escadron, durften mehr verkauft werden. Die alte, rauhe Art, den Soldaten durch Stockschläge zum Dienste zu bilden, ward abgeschafft. Die Erfindung des eisernen Ladstocks, statt des bisher gebräuchlichen hölzernen, das Werk des Fürsten Leopold von Dessau, bewirkte, daß der Soldat ungleich schneller laden konnte. —

Mit gleicher Thätigkeit, wie für das Kriegswesen, war der König für die Verwaltung besorgt. Er selbst machte sich zum Präsidenten des Kriegs- und Domänen-Directoriums, und hielt die Herren so

ſtrenge zur Arbeit an, daß er ſie Mittags nicht auseinandergehen ließ, „bis ſie alle vorliegende Sachen gänzlich abgethan, ſo daß die Membra des General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänen-Directoriums, wenn dieſelben bis 1 Uhr Nachmittags zuſammen bleiben müſſen, mit Eſſen und Trinken aus der Küche und Keller des Hofes verſehen werden ſollten.“ *)

Die Bevölkerung zu mehren und dem Ackerbau aufzuhelfen, war Friedrich Wilhelm ebenfalls eifrig bemüht. Er begünſtigte die Einwanderung auf alle Weiſe, und benützte die Religionsverfolgungen in Schleſien, Böhmen und Salzburg, indem er den Vertriebenen in den verödeten Gegenden ſeiner Staaten Wohnplätze anwies, welche bald einen Oaſenähnlichen Anblick gewährten. — Obſchon der König für die höhere Bildung wenig Sorge trug, ſo begünſtigte er dennoch die des Volkes durch Dorfſchulen, Gymnaſien und Soldaten-Unterricht. Die große Maſſe der Unterthanen konnte weder ſchreiben noch leſen, und dieſem abzuhelfen hielt Friedrich Wilhelm für nützlicher, als mit einigen Schöngeiſtern die gereifteren Früchte der ſchönen Literatur für ſich zu brechen. Aber auch von dieſem Baume gab es in Teutſchland noch wenig zu pflücken. — Auf dem Theater ergötzte noch der Hanswurſt mit ſeinen Zoten; der König liebte die Puppencomödie, und duldete kein franzöſiſches Theater. **) Er war den Franzoſen ſo abgeneigt, daß

---

*) Friedrich's des Großen Jugendjahre, Bildung und Geiſt ꝛc. Nebſt einer Uiberſicht der Regierung Friedrich Wilhelm's I.; von Fr. Förſter.

**) Unter der Regierung Friedrich Wilhelm des I. —

keiner im Heer Aufnahme fand, wenn er nicht wenigstens 6 Fuß maß. Zum Ärger der vornehmen Gesellschaft, die sich immer nach dem neuesten Gallakleide des französischen Gesandten trug, und um die, ihm widerlichen, französischen Moden aus seinen Staaten zu verbannen, ließ er eben solche Kleider von seinen Profoßen tragen, welche damals — wie die Scharfrichter — für unehrlich gehalten wurden. — Für die Holländer hatte der König in Sinnesart und Lebensweise eine entschiedene Neigung; sie schienen ihm unter den Völkern von teutschem Stamme die echtesten.

---

erzählt der Verfasser der „Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrich des Großen": Die Haupt- und Staatsactionen, welche auf den Bühnen des starken Mannes und der schönemann'schen Gesellschaft aufgeführt wurden, konnten einem Prinzen (dem nachmaligen Friedrich dem Einzigen) unmöglich gefallen, der die Meisterwerke eines Corneille, Racine, Moliere und anderer kannte. Inzwischen mußte er wider Willen öfters den elenden Vorstellungen, auf gedachten Bühnen beywohnen, weil sein Vater und der ganze Hof sie mit Vergnügen sahen. Der König sah es auch bey solchen Gelegenheiten sehr ungern, daß der Kronprinz keine Miene verzog, obgleich alle Anderen aus Leibeskräften lachten, und er äußerte deshalb mehrmals, sein Sohn werde ein Kopfhänger werden. Einst wurde die erbauliche Haupt- und Staatsaction: Tarquinius und Lukretia, auf der schönemann'schen Schaubühne gegeben. Der König und der Kronprinz waren zugegen. Als Lukretia die damals so beliebte Arie sang: Spinnt, ihr Mädchen, spinnt, ach spinnt, ꝛc. lachte der König, so

Die Justiz war ihm ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit. Gleich bey dem Regierungsantrit schrieb er dem Justizministerium: „Die schlimme Justiz schreit gen Himmel, und wenn ich's nicht remidire, so lade ich selber die Verantwortung auf mich." — Er befahl ferner: „In den Provinzen, wo mehr als einerley Recht, theils das römische, theils das sächsische, theils ein Gewohnheitsrecht gilt, wollen wir an richtigen Verfassungen arbeiten lassen, damit alle, aus einem ungewissen Recht entspringenden Fehler und

---

wie der ganze Hof, und sah sich zugleich nach dem Kronprinzen um. Da er bemerkte, daß dieser ganz ernsthaft da saß, fragte er ihn: „Fritz! wie gefällt Dir das?" — Sehr wohl, Ew. Majestät, antwortete der Kronprinz. — „Aber Du lachst ja nicht einmal," fuhr der König fort. — Ich habe heftiges Kopfweh, erwiderte Friedrich. — Der König schüttelte den Kopf, und schwieg. Nun ging das Stück zu Ende, und als das Schlußchor: Hab' Dank, Lukretia! Deiner Ehr, itzund ersticht sich keine mehr, unter vielen Possen gesungen wurde, brachen die Zuschauer wieder in ein heftiges Gelächter aus. Indem der König mit dem Kronprinzen aus dem Schauspiele ging, fragte er ihn wieder: „Nun Fritz, wie hat Dir denn das gefallen? — Der Kronprinz antwortete: Ganz wohl, Ew. Majestät, recht schön. — „Aber auch nicht einmal hab' ich Dich lachen sehen." — Der Kronprinz schützte wieder das Kopfweh vor. — „Possen", sagte der König mit Unwillen; „wenn Dir nur Deine Franzosen etwas vorgeschnattert hätten, so würdest Du wol haben lachen können."

Gebrechen abgeschafft werden. Die Constitutiones sollen fleißig verfaßt und im Lande publiciret werden.“

„Fiat justitia, pereat mundus!“ war das Sprichwort, das der König öfter auf Todesurtheile schrieb, die er befahl. Strenge ließ er die Gesetze an Vornehmen, wie an Geringen, vollziehen. Nicht Reichthum, nicht Adel, vermochten den Bösewicht von derselben Strafe zu befreyen, die, in ähnlichem Falle, der Bettler zu erdulden gehabt hätte.

Die ausübende und vollziehende Gewalt, die der König sich selbst vorbehielt, war jedoch keineswegs weiter herab gestattet, wie wir dies u. a. aus dem Prügel-Mandat vom Jahre 1738 wissen, worin es heißt: „Wenn aber Seine königliche Majestät dergleichen barbarischem Wesen die Unterthanen gottloser Weise mit Prügeln oder Peitschen wie das Vieh anzutreiben, absolute nicht haben, noch ferner gestattet wissen wollen. Wer dagegen handelt soll das erstemal 6 Wochen in der Festung karren, das zweytemal aufgehangen werden.“ ꝛc. —

Ein großer Fortschritt zur Grundlage einer freyeren Staatsverfassung war die Aufhebung des alten Lehensverhältnisses. Durch eine Verordnung vom 5ten Januar 1717 erklärte der König „alle Länder ohne Unterschied in allen seinen Ländern (Staaten) für Allodial, oder Erbgüter, erließ ihnen den sogenannten Nexum feudalem und was demselben Herkommens gemäß als Dienstverhältniß anklebte, für alle seine Nachkommen zu ewigen Zeiten.“ — Friedrich Wilhelm schützte den Bürger gegen die Beschränkungen der Privilegien, den Bauern gegen das durch Verjährung so oft anscheinend zum Rechte gewordene

Unrecht. — Beynahe 5 Millionen Thaler verwendete er zur Wiederaufnahme Litthauens, und 6 Millionen zur Wiederaufbauung vieler Städte, so wie zur Verschönerung Berlins, und zur Gründung Potsdams.

Dem teutschen Kaiser und dem Reiche war er stets mit ganzem Herzen zugethan. Abhold dagegen war er Frankreich, wie fast allem, was aus diesem Lande kam, und auch gegen den englischen Hof hegte er keine vortheilhaften Gesinnungen.

Von den mühsamen Geschäften des Tags suchte er theils in seiner Familie, theils im Kreise einer vertraulichen Gesellschaft, Erholung und Aufheiterung. Seine Gemahlin, Sophie Dorothea, Prinzessin von Hannover und Tochter Georg I., Königs von England, war sehr gebildet, aber nicht so folgsam gewöhnt, wie die übrige Umgebung des Königs. In seinen ersten Regierungsjahren hatte sie sogar einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu erlangen gewußt, den sie aber besonders deßhalb verlor, weil sie sich in die Heirathsangelegenheiten der Kinder, auf eine oft voreilige oder heimliche Weise, mischte, wodurch der König vorzüglich gereizt wurde.

Mit gewissenhafter Treue indessen bewahrte Friedrich Wilhelm sein Herz der Gemahlin. Ganz mit ihr auf dem bürgerlichen Fuße lebend, nannte er sie blos seine Frau, wohnte nahe mit ihr zusammen, und da sie fast beständig mit ihren Kindern umgeben war, so begab er sich täglich einigemal in diesen Familienkreis.

Dies waren die Eltern Friedrich des II., der bald als der Große, ja der Einzige, auf Preußens Throne glänzen sollte. — Zum besseren

Verständniſſe ſeiner Geſchichte hielten wir, den gegenwärtigen Abriß der Regierung ſeiner Vorgänger allem Übrigen vorauszuſenden, für nothwendig, und wir können nunmehr ohne bedeutende Zwiſchenerklärungen die Jugendjahre des in Bälde vor Europa und den Denkenden aller Erdtheile mit Hochachtung und Bewunderung verehrten Helden, darzuſtellen verſuchen.

Erſter Abſchnitt.

Geburt und Erziehung Friedrich's. — Mißverhältniſſe zwiſchen ihm und ſeinem Vater. — Seine verunglückte Flucht, Gefangenſchaft und Wiederausſöhnung mit jenem. — Der Kronprinz zu Rheinsberg. — Tod Friedrich Wilhelm's.

(Von 1712 bis 1740.)

Karl Friedrich, der dritte Sohn des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, wurde den 24ten Januar 1712 zu Berlin geboren, und erhielt, da ſeine beyden älteren Brüder ſchon früher, in der Kindheit, geſtorben waren, als dereinſtiger Kronprinz, den Titel eines Prinzen von Preußen und Oranien. Bis zu ſeinem ſiebenten Jahre leitete die Oberhofmeiſterin Madame Martha du Val, verwittwete de Rocoules*), eine alte Franzöſin, die Wittwe eines Obriſten, welche ſchon dem Vater gewartet hatte, ſeine Erziehung. Sie mußte ihm eine große Achtung gegen ihre Nation und Sprache

*) Unrichtig wird Friedrich's Erzieherin von M. J. Klarke, dem Verfaſſer der übergeprieſenen „Geſchichtskunde von der Regierung Friedrich des Großen bis auf unſere Zeit" — Madame du Val de Boscoules genannt.

einzuflößen, welcher letzteren er auch sein ganzes Leben hindurch vor der, damals noch im höchsten Grade holperichten und unausgebildeten, teutschen, den Vorzug gab. Sein Vater, im Jahre 1713 König geworden, liebte ihn mit zärtlicher Sorgfalt. Er schrieb (unterm 26ten April 1715) aus dem Lager von Stralsund an den Staatsrath: „Dieweil ich ein Mensch und kann sterben, oder todgeschossen werden, so befehle ich Sie alle mit einander vor Fritz zu sorgen; da Ihnen Gott vor belohnen wird ꝛc.“

In den Laufgräben vor Stralsund lernte Friedrich Wilhelm den braven *Jaques Egide du Han de Jandun* kennen, der dorthin den Sohn des Feldmarschalls Grafen von Dohna begleitet hatte. Dem Könige gefiel der Hofmeister, der seinen Zögling in das Feld führte, und er bestimmte ihn zum Lehrer des Kronprinzen. Duhan war mit seinem Vater, durch den Widerruf des Edicts von Nantes hierzu veranlaßt, aus Frankreich geflohen. Der Vater wurde in Berlin Gesandschafts- und Revisionsrath, und sein Sohn hatte Rechtswissenschaft und Philosophie auf dem Collège François in Berlin, besonders bey la Croze, studirt.

Friedrich selbst hat es immer mit liebenswürdigem Bekenntnisse gestanden, wie viel er seinem ersten Lehrer schuldig zu seyn glaubte, obschon Duhan kein ausgezeichnetes Talent besaß und Friedrich's Bildung erst dann eine ernste und entschiedene Richtung gewann, als ihm in späteren Jahren der Umgang mit andern Gelehrten in Rheinsberg von seinem Vater erlaubt worden war. Duhan unterrichtete den Kronprinzen in der Philosophie, französischen Literatur,

und der Geschichte, und führte ihn bis er das 15te Jahr zurückgelegt hatte; indem der König seine Bildung jetzt als vollendet ansah *). In den alten Sprachen hatte Friedrich keinen Unterricht, was ihm selbst sehr leid that, **) italienisch aber trieb er mit Lust. Für die Liebe zu dem Lehrer mehr, als für die Fortschritte des Schülers, (der auch in späteren Jahren nie richtig Französisch schreiben lernte, obschon er in dieser Sprache am stärksten war,) kann folgender fehlerhafte Brief zeugen, den er damals an Duhan schrieb.

„*Mon cher Duhan*

„Je Vous promais que quand j'aurez mon propre argent en main, je Vous donnerez enuellement 1400 ecu par an et je vous aimerais toujour encor un peu plus q'asteure sil me l'est posible. *Potsdam* le 20. Juin 1727. „*Frédéric Pr. r.*"

---

*) Friedrich's des Großen Jugendjahre ꝛc.; von Förster.

**) Er erzählte zuweilen, er habe in seiner ersten Jugend einen Lehrer gehabt, der ihn in dem Lateinischen habe unterrichten wollen; da aber sein Vater, einst gegenwärtig, während der Prinz aus der goldenen Bulle übersetzte, einige schlechten lateinischen Ausdrücke vernommen, so sey er mit der Frage auf den Lehrer zugegangen „Was machst Du Schurke da mir meinem Sohn?" — Ihro Majestät, ich explicire dem Prinzen auream bullam, sey die Antwort gewesen, worauf der König mit den Worten: „Ich will dich Schurke auream bullam" den Stock aufgehoben, und ihn weggejagt habe. Seitdem hörte alles lateinisch Lernen auf. —

Religionsunterricht erhielt er von dem Hofprediger Andräe, *) Mathematik und Kriegswissenschaft trug ihm der Major von Schöning vor. Die weitere Ausbildung des Kronprinzen hatte der König im Jahre 1718 von der Frau von Recoules auf den in den Waffen ergrauten General Grafen von Finkenstein, als Oberhofmeister, und den Obristen von Kalkstein, als Unterhofmeister, übertragen.

Die pedantische Art, nach welcher dem Kronprinzen die Lehren der Religion eingeprägt wurden, mußten, bey seinen Anlagen, einen Eckel gegen dieselben erregen. Der Eifer des Vaters, wol mehr aber noch der Bigottismus des Lehrers, überstieg jede Gränze. Oft mußte Friedrich, wie seine Brüder, kleine jugendliche Vergehungen mit einer Reihe biblischer Sprüche, oder einer Anzahl Psalmen und Kirchengesänge, büßen; und so kam es, daß alle religiösen Gebräuche das Ansehen der Bestrafung erhielten. **)

---

*) Nach Förster; andere nennen den Hofprediger Woltenius. Gewiß ist, daß der Religionsunterricht dem Kronprinzen mit steifer Altförmigkeit ertheilt, und er unausgesetzt mit dogmatischen Spitzfindigkeiten und theologischem Wortkram geplagt wurde.

**) An den geringen Fortschritten, welche Friedrich in manchen Zweigen des Unterrichts, wenigstens anfangs, machte, war vorzüglich die schlechte Methode schuld, deren man sich damals bediente. Alles mußte auswendig gelernt werden, selbst Wissenschaften, die für den Verstand und das Herz gehören. Diese Methode begünstigte der Vater des Prinzen ebenfalls; denn er war mit dem Fleiße desselben nur alsdann recht zufrieden, wenn

Übrigens war die Erziehung des Prinzen militärisch und hart. Einen Kriegsfürsten zum Nachfolger zu bilden, war Friedrich Wilhelm vorzüglich bemüht. Frühzeitig ward er in den Waffen unterrichtet, mußte sich bald nach den Gesetzen jenes Standes richten, auf die Wache ziehen, und — wie versichert wird — sogar vor dem Schlosse des Vaters Wache stehen. Ja, man behauptet sogar, er sey öfters

---

er fein auswendig hersagen konnte. Bestand er in dieser Prüfung nicht so, wie es der König wünschte, so gab ihm dieser Psalmen zum Auswendiglernen auf. Friedrich scherzte zuweilen noch in seinen männlichen Jahren darüber, und sagte, er verdanke sein gutes Gedächtniß dem Auswendiglernen der Psalmen, wozu ihn sein Vater angehalten habe.

Aus dem bis jetzt Gesagten ist schon ein beschränkter Geist Friedrich Wilhelm's in mancher Beziehung nicht zu verkennen. Besonders zeigte sich dieser in seinen Religionsbegriffen. Er glaubte, daß, wenn er die Kirchen fleißig besuche, und mit frommen Predigern umgehe, alle seine Sünden dadurch getilgt würden. Wie wenig er sich selbst verstand, wenn er von Religion sprach, sieht man aus folgendem Beyspiel: Er hörte zu seiner Zeit oft von dem thätigen Christenthum reden, welche Worte einen besonderen Eindruck auf ihn machten, daher er sie fleißig im Munde führte, aber jedesmal stätig für thätig sagte. Einst predigte ein Kandidat vor ihm, dem er sodann nach der Predigt seinen Beyfall bezeugte, und ihn so anredte: Nun, Ihr habt das Wort Gottes gepredigt, das ist gut; predigt auch das stätige Christenthum. Der Kandidat versprach, daß er sich ernstlich befleißigen wolle, das thätige

in Arrest gekommen, zuweilen selbst bey Wasser und Brot*). — Mit dem achten Jahre hatte er ein eigenes kleines Zeughaus erhalten, worüber er vollkommen verfügen durfte. Friedrich von Renzel, ein Cadet, wenig älter als der Kronprinz selbst, brachte ihm die militärischen Handgriffe bey. — Später ließ der König für ihn ein Cadettencorps (corps des cadets) aus adeligen Knaben errichten, die er exercieren und mit denen er manöuveriren und paradiren

---

Christenthum zu lehren; allein der König empfahl ihm wiederholentlich das stätige Christenthum, und merkte den Irrthum nicht, der Kandidat mochte den Accent auch noch so nachdrücklich auf das mißverstandene Wort legen. — Wenn der König seine kirchlich-fromme Stunde (wie es Büsching nennt) hatte, so konnten die Heuchler Alles bey ihm ausrichten, wenn sie in der ihm bekannten und gewöhnlichen frommen Sprache mit ihm redeten. Vorzüglich fanden die hallischen Theologen, die im Geruch der Heiligkeit und Orthodoxie standen, Eingang bey ihm, und unter diesen auch der berüchtigte Lange, den er mehrmals zur Tafel zog, und der ihn, wie bekannt, überredete, den Philosophen Wolf aus dem Lande zu jagen, weil er Religionswahrheiten aus der Vernunft erwies. — Die Philosophie überhaupt, betrachtete er, wie die schönen Wissenschaften nicht minder, als gefährlich für die Religion, und außerdem als zweckwidrig in's Besondere bey der Bestimmung des Kronprinzen.

*) Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrich des Großen, 1r Theil, Seite 186. — Papst, Professor zu Erlangen, Leben Friedrich's II. 1te Hälfte, Seite 20.

mußte. In der Folge erhielt er eine Compagnie bey des Königs Leibregiment, den großen Potsdamern, wie man sie zu nennen pflegte. Das Exercierreglement und die Bibel waren die einzigen Bücher, die der Vater ihm erlaubte, und wie er erzogen wurde, ist unter anderem aus einem Rescripte an die hinterpommern'schen Landstände vom Jahre 1779 (27ten August) zu ersehen, worin der damalige König Friedrich der Große selbst, diesen, auf eine Beschwerde wegen der Versteuerung des Kaffees und Weines, antworten läßt: „...Übrigens sind Se. königl. Maj. Höchstselbst in der Jugend mit Biersuppe erzogen, mithin können die Leute dorten eben so gut mit Biersuppe erzogen werden. Das ist viel gesünder wie der Kaffee ꝛc."

Vom Jahre 1718 an erhielt der Kronprinz einen eigenen Hofstaat, für den anfänglich jährlich 360, hernach 600 Thaler bestimmt waren. Die Oberhofmeister mußten stets genaue Rechnungen ablegen, welche der König durchsah und oft Bemerkungen beyfügte *).

Aber schon frühzeitig regte sich in Friedrich der Geist, dem der in jeder Beziehung bey ihm angewendete militärische Zwang bald unerträglich wurde. In der Königin fand er eine zärtliche Mutter, die, auf die Gefahr des Zornes ihres Gemahls, ihm angenehmere Unterhaltung verschaffte. Er zeigte schon als Knabe Neigung und Talent zur Musik; die Königin ließ ihm heimlich Unterricht in der Flöte geben **),

*) Wir theilen die Rechnung vom September 1719 der Seltenheit wegen im Anhange mit.

**) In seiner ersten Jugend lernte Friedrich das

und bald versammelte er eine Anzahl Musiker bey sich, mit denen er entweder in versteckten Gewölben Concerte gab, oder er bestellte die Freunde in den Wald, wo er, statt nach dem Befehle des Vaters Schweine zu hetzen, Flöten und Geigen aus den Jagdtaschen nehmen, und im dichten Walde musiciren ließ.

Der berühmte Flötenspieler und Componist Quanz kam 1728 im Gefolge des Königs August von Polen nach Berlin. Er spielte in den kleinen Hofkapellen der Königin; auf Bitten des Kronprinzen nahm sie ihn mit 800 Thalern in ihren Dienst. Er war jedoch noch immer an den dresdener Hof gebunden,

---

Klavierspielen, und zu gleicher Zeit die ersten Gründe der Harmonie, von Heyne, Organist an der Domkirche zu Berlin. — Auf Befehl des Vaters mußte der Anfang mit den Psalmen-Melodieen des Tonkünstlers Marrot gemacht werden, in welcher Absicht er dem jungen Prinzen ein schön gebundenes Gesangbuch zum Weihnachtsgeschenk gegeben hatte. Friedrich Wilhelm verläugnete selbst in der Musik seinen soldatisch-religiösen Charakter nicht. Seine Kapelle bestand aus dem ersten Chor der Hautboisten seines großen Regiments, welches der Kapellmeister Pepusch dirigirte. Da er das Feyerliche liebte, so ließ er gewöhnlich nur Arien und Chöre, vornämlich aus den händel'schen Opern, aber blos auf blasenden Instrumenten spielen. Daß sein Geschmack übrigens nicht der feinste war, beweiset unter andern die Anekdote von den Musik-Schweinen, welche Pepusch, um ihn zu belustigen, komponirt hatte, und die er mehrmals vor ihm aufführen mußte. Der Prinz unterließ nicht, hiervon Stoff zu beißenden Anmerkungen her zu nehmen.

und erhielt jährlich nur zweymal Erlaubniß nach Berlin zu gehen. In den Frühstunden, wenn man den König beschäftigt, oder Nachmittags, wenn man ihn nicht zu Hause wußte, spielte Quanz mit dem Kronprinzen. Dieser warf dann die enge Uniform von sich, der steife Zopf wurde gelöst, er ließ sich die Haare à la française kräuseln, einen Haarbeutel einbinden und zog einen goldstoffenen Schlafrock an. So gekleidet war der Kronprinz auch eines Tages, da eben Quanz mit ihm spielte, als plötzlich der Liebling des Prinzen, Herr von Katt, in das Zimmer sprang, und erschrocken berichtete: der König käme und sey ganz nahe. Dem Könige war des Kronprinzen Lieblingsneigung zu den Büchern und der Musik höchst zuwider, und er wollte also denselben überraschen. Katt ergriff in größter Eile die Kasten mit den Flöten und Musikalien, nahm den höchsterschrockenen Quanz bey der Hand, und sprang mit ihm und den Kasten in ein kleines, zum Einheizen der Öfen bestimmtes, Kabinet. Hier mußten sie über eine Stunde harren, und Quanz zitterte am ganzen Leibe, um so mehr, als er einen rothen Rock an hatte, eine Farbe, welche dem Könige höchst zuwider war. Der Kronprinz hatte zwar in größter Eile die Uniform angezogen; aber der Haarbeutel war so geschwind nicht wegzubringen, und man kann leicht errathen, wie die Zusammenkunft gewesen seyn mag. Der König entdeckte bald die hinter den Tapeten verborgenen Schränke, wo die Bücher und die Schlafröcke befindlich waren. Diese ließ er gleich in das Kamin werfen, die Bücher hingegen befahl er, dem Buchhändler Haude zu verkaufen. Dieser behielt dieselben zum Dienste des Kronprinzen, der

davon einzeln abholen ließ, was er brauchte, bis ihm die ganze Bibliothek wieder zugestellt werden konnte.

Unter Quanz's Anleitung blies Friedrich die Flöte bald meisterhaft. Die herzrührenden Sätze in den für ihn verfertigten quanz'schen Konzerten spielte er vorzüglich mit einer Simplizität und inneren Empfindung, welche selbst wenige Virtuosen haben. Im Allegro hatte er einen brillanten Vortrag; aber seine Kammermusik verzog ihn, indem sie ihm beständig im Takte nachgab.

Auch im harmonischen Satze war er nicht ganz unerfahren, und er komponirte mancherley. Seine Singkompositionen hatten weiter nichts Ausgezeichnetes, als fließenden Gesang, den er so sehr liebte. Aber bey seinen Flötensolo's hatte er die Absicht, irgend einen Theil des Vortrags auf der Flöte, den er so eifrig studirte, irgend eine Schwierigkeit der Exekution, irgend eine Genauigkeit in Artikulation der Töne, irgend eine Feinheit im Ausdrucke besonders, sich praktisch vorzustellen, und darüber nachzudenken. So entstand später eine der ersten musikalischen Merkwürdigkeiten, ein praktischer Kursus über den Vortrag auf der Flöte, und von einem Manne, wie Friedrich der Große!

Vergebens suchte der König den Kronprinzen an die Gesellschaft zu gewöhnen, in der er seine Erholungsstunden feyerte. Während Friedrich Wilhelm und sein sogenanntes Tabakskollegium sich mit den Hofnarren belustigten, saß Friedrich mit wenigen Freunden bey der stillen Lampe und las Wolf's Metaphysik. Sein weiches Gemüth, und sein schwächlicher Körper, erlaubten ihm nicht, ohne eine Krankheit zu

veranlaſſen, an den Parforcejagden des Vaters mit Luſt Theil zu nehmen. Corneille, Recine und Voltaire, ſo wie die Meiſterwerke der Griechen und Römer (durch franzöſiſche Überſetzungen) kennend, und ſie täglich bewundernd, mußten ihn die teutſchen Hanswurſt-Comödien mit Eckel erfüllen. — Geſchichte der alten Staaten war ſein Lieblingsſtudium, er lernte darin ein Leben der Sitte, des Rechts, der Schönheit kennen, gegen welches das Leben, in welches er ſich geworfen ſah, wie Fratze und Karrikatur erſchien. Er erfuhr wol auch das Unrecht und die Schandthaten der Vergangenheit, aber verehrte auch die rächende Nemeſis, die der Schuld auf der Ferſe folgt.

Immer ſchöner und ſchöner entfaltete ſich mit dem Eintrit des Jünglingalters die Blüthe des Genies, und je weniger die angewieſenen pflichtmäßigen Geſchäfte dem ſchon damals großen Geiſte des Kronprinzen Befriedigung gewährten, deſto feuriger wurde bey ihm die Liebe zu den Wiſſenſchaften. Sich ſtets, ſo oft es ihm möglich wurde, von dem lächerlichen, aber hart bedrückenden Zwange losreißend, ſuchte er immer wieder in ſeinem einſamen Zimmer Erholung, bald bey den kräftigen Werken der Alten, bald bey den Herz und Geiſt erhebenden der neueren franzöſiſchen Schriftſteller. Zu Unterhaltung mit gelehrten Freunden mußte er, aus Furcht vor dem, bey der geringſten Veranlaſſung ſich ſtets als zürnender Gebieter zeigenden, Vater, oft die nächtlichen Stunden wähen *).

---

*) Man ſehe die Correspondance familière et amicale de *Frédéric second, roi de Prusse*, avec

Aus dem Gesagten geht schon hervor, daß die kostbare, für manchen so traurige Liebhaberey Friedrich Wilhelm's für das Soldatenwesen, nicht auf einen großen und edeln Zweck hinzielte. Das Militär war ihm, was dem Kinde die Puppe, dem Knaben der Ball ist. „Er war Soldat, ohne Krieger zu seyn, Herr einer Armee, ohne den Geist eines Feldherrn zu haben — er hatte die Sucht, Riesen zu halten, an der Figur der Soldaten zu künsteln, und sie unaufhörlich in den Handgriffen zu üben: lauter untrügliche Kennzeichen eines Geistes, der für das Große des Krieges nicht geboren ist. Dadurch hatte er sich in Europa eher lächerlich, als furchtbar gemacht. — — Man nannte Friedrich Wilhelm den Korporal unter den Königen, und dies drückte vollkommen seinen Geschmack an dem kleinen Dienste, und die wenigen großen Ideen aus, die er mit seiner großen Macht verband *)."

Aber die Seele des Kronprinzen, nur an schönen und erhabenen Ideen Unterhaltung findend, konnte nur mit Mißvergnügen und Unmuth sich an die kleinlichen Manieren der Kriegübungen und das übertriebene, steife Ceremoniel gekettet sehen, worauf mit äußerster Strenge gehalten wurde. Der Mangel an

---

U. F. de Suhm, worin Friedrich (tome premier, pag. 9) schreibt: „Je me rapelle toutes nos *conversations nocturnes*, et je vous assure que je n'ai pas perdu un petit mot de tout ce que Vous m'avez dit etc."

*) Lobschrift auf Friedrich den II. vom Grafen v. Guibert, aus dem Französischen v. Zöllner, S. 2 und 3.

Interesse und Eifer, den er für den Dienst blicken ließ, zeigte diese Unzufriedenheit merklich genug. Auch drückte er sie in seinen Mienen aus, wenn der König auf der Parade öfters die unbedeutendste Kleinigkeit mit Höchsteigener Hand bestrafte. Jeder Hieb, jeder Stoß, den der jähzornige Vater bald mit der Faust, bald mit dem Stock, oft blindlings, den Soldaten versetzte, war dem Kronprinzen ein Schwertstreich, der sein Herz verwundete. Dieses Betragen zog ihm stets den Unwillen des Vaters zu, der, in banger Besorgniß für das dereinstige Wohl Preußens, nicht selten ausrief: „Der Petitmaitre wird einmal Alles verderben.“

Täglich mehr in diesem Wahne bestärkt, sowol durch das, was er selbst sah, als auch durch dasjenige, was ihm niedrig denkende Menschen einflüsterten, ging der König mit dem Gedanken um, Friedrich von der Thronfolge auszuschließen, und sie seinem zweyten Sohne, August Wilhelm, *) zuzuwenden, der gern in dem Familienkreise war, und überhaupt in allen Stücken ihm gefällig zu seyn sich bemühte. Bey jeder Veranlassung drang daher der Vater in Friedrich, der Thronfolge zu entsagen, und sein Erstgeburtrecht dem Bruder abzutreten. Aber mit Bestimmtheit erklärte dieser, er wolle sich eher den Kopf abschlagen lassen, als dem König in seinen ungerechten Forderungen nachgeben. Zuletzt schien er sich dennoch bereit dazu finden zu lassen, jedoch blos unter der Bedingung, „wenn sich sein Vater entschließen wollte, in einem

*) Dem Großvater des jetzigen Königs, Friedrich Wilhelm des III.

öffentlichen Manifeste zu erklären, daß er ihn nur aus dem Grunde von der Thronfolge ausschließe, weil er (Friedrich) nicht sein leiblicher und ehelicher Sohn sey." — Von diesem Augenblick an hörte jede Zumuthung der Art auf, denn Friedrich Wilhelm, strenge auf eheliche Treue sehend, wäre zu einem solchen Schritte wol durch nichts auf Erden zu bewegen gewesen. Übrigens beweist diese Erklärung unstreitig Verstand, und eine vollkommen genaue und richtige Beurtheilung der Dinge.

Aber immer neuer Stoff bot sich dar, die Unzufriedenheit des Vaters mit dem Kronprinzen zu unterhalten. Der damalige französische Gesandte zu Berlin, Graf von Rothenburg, erzählt, der König habe einst jenen überrascht, als er sich bey der Tafel eines silbernen Bestecks bediente, und dies so heftig geahndet, daß es zu Thätlichkeiten gekommen sey. Friedrich Wilhelm wollte durchaus von der vorgeschriebenen Tafelökonomie des Kronprinzen nicht abweichen, und zwey Personen besonders näherten stets die zwischen Vater und Sohn herrschende Spannung, indem sie den ersteren unausgesetzt entweder selbst, oder durch ihre Kreaturen, unterrichteten, wenn dieser etwas mehr Aufwand machte. Daß man nicht immer bey der Wahrheit blieb, läßt sich leicht errathen. — Jene Leute waren der Minister von Grumbkow, dem sich auch der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau anschloß, beyde um gewisse Plane zu fördern, vorzüglich aber der östreichische Gesandte von Seckendorf, ein schlechter General, aber desto gefährlicherer Staatsmann, dieser jedoch aus anderer Absicht.

„So unumschränkt der König seine Willkür

glaubte", sagt Förster, „so mußten doch Einige, denen er besonderes Vertrauen schenkte, ihn zu ihrem Vortheil zu beschränken und von sich abhängig zu machen. Von den eigenen Hofleuten wußte der General und Minister von Grumbkow am Besten mit dem Könige umzugehen, folgsamer jedoch war er dem Gesandten des wiener Hofes, Grafen Seckendorf, der dadurch den ganzen berliner Hof von sich abhängig zu machen gewußt hatte."

Die lebendige Schilderung die uns Pölnitz von ihm gibt, ist nicht sehr vortheilhaft: „Von Seckendorf affectirte teutsche Redlichkeit, die er doch nicht kannte, und befolgte unter der trügerischen Außenseite der Frömmigkeit, alle Grundsätze des Machiavell. Mit dem schmutzigsten Eigennutze verband er ein grobes Betragen. Lügen waren ihm so zur Gewohnheit geworden, daß er den Gebrauch der Wahrheit von Kindesbein an verloren zu haben schien; es war die Seele eines Wucherers, die bald in den Körper eines Kriegsmannes, bald in den eines Kaufmannes fuhr. Falsche Schwüre und die abscheulichsten Niederträchtigkeiten kosteten ihm nichts, sobald er etwas durchsetzen wollte. Mit seinem Gut war er geizig, aber verschwenderisch mit dem Gelde seines Herrn, und gab von beydem täglich die auffallendsten Beweise." — Obschon er zudem rauhe und bäuerische Sitten besaß, so hatte er dennoch Friedrich Wilhelm von seinen Verbündungen mit Frankreich und England abgezogen, ihn zu dem Vertrage von Wusterhausen beredet, und gegen seinen Schwager Georg den II. so sehr aufgebracht, daß er im Begriffe war, die Waffen zu ergreifen, wenn es nicht noch ehrwürdige Patrioten durch

ihre Standhaftigkeit und Freymüthigkeit verhindert hätten. — Deſſen ungeachtet wußte er, mit Hilfe einiger Generale und Miniſter, den König ſo ſehr einzunehmen, und ſich ſo ganz ſeines Geiſtes zu bemächtigen, daß er ihn völlig nach den Abſichten des wiener Hofs lenkte, und in das öſtreichiſche Staatsintereſſe verwebte. Der einzige Kabinetsminiſter Friedrich Ernſt von Knyphauſen ſtemmte ſich noch eine Zeitlang mit ſeinem patriotiſchen Eifer dem Strome entgegen. Aber bald fühlte er, daß alle ſeine Gegenbemühungen unfruchtbar blieben, und er zuletzt mit Ungeſtüm und mit Gefahr ſeiner Ehre verdrungen werden würde. Er fing an, ſich weislich zurückzuziehen und beklagte in der Stille mit dem Kronprinzen, dem dieſe politiſche Lage der Dinge tief in die Seele ging, den traurigen Zuſtand der Staatsangelegenheiten. Allein unvermuthet traf ihn der Sturm, und er wurde auf ſeine Komenthurey verwieſen. — „Meine Frau und die ganze Welt", ſchrieb Friedrich Wilhelm einſt, „iſt gegen ihn (Seckendorf), der Fürſt von Anhalt und mein Fritz haſſen ihn wie die Peſt, aber er iſt doch ein brav Kerl und hat mir lieb... Und hab ich vor ihn gethan, was ich vor keinen Miniſter in der Welt thun werde."

— Zwey Freunde hatte damals Friedrich, denen er ſein völliges Vertrauen ſchenkte, von Keith und von Katt. Pölnitz gibt uns von ihm eine getreue, lebhafte Schilderung. „Keith, damals noch Page des Königs, hatte ein ſanftes theilnehmendes Gemüth und bezeugte dem Kronprinzen Mitgefühl bey der Strenge, die er erfuhr. Dieſer gab ihm dafür manchen Beweis des Vertrauens, und daß er ihm etwas

werth sey, und so mußte in dem Pagen, der von dem künftigen Könige so ausgezeichnet wurde, der Gedanke erwachen, einst eine bedeutende Rolle zu spielen; er ward jedoch bald nach Wesel als Lieutenant versetzt. Katt war Lieutenant unter den Gardegendarmen. Er hatte dem Kronprinzen sich unentbehrlich gemacht, sein Äußeres empfahl ihn wenig; er war klein, die Pocken hatten sein Gesicht sehr zerrissen, er war von der Sonne verbrannt, seine starken Augenbraunen hingen wie schwere Wolken über seinen melancholischen Augen. Die Gunst des Prinzen hatte seinen Ehrgeiz gesteigert; auf Alles machte er Anspruch, der Kronprinz versagte ihm Nichts; er trug beständig ein Miniaturbild der Prinzeß Friederike bey sich, das er sich von dem Kronprinzen ausgebeten hatte. Er benahm sich in dem Verhältniß zu seinem hohen Freunde, wie ein indiskreter Liebhaber, überall zeigte er seine Briefe vor, erhob ihn zum Himmel und tadelte öffentlich Alles, was der König that; er forderte einen Jeden auf, Parthey mit ihm für den Kronprinzen gegen den Vater zu machen. Seine Lebensart war nicht regelmäßiger als sein Verstand, er war ein Wüstling bis zum Übermaaß, affectirte gar keine Religion zu haben, und überließ sich mit einem Worte allen Ausschweifungen.“

Nicht viel günstiger ist das Bild, das uns die Schwester des Kronprinzen (die nachmalige Markgräfin von Bayreuth) von dem Lieutenant Katt gibt. „Sein Vater, der General von Katt, — so erzählt sie — hatte ihn studiren lassen und bestimmte ihn wegen seines ausgezeichneten Genies zum Civildienst; der König befahl es anders, und nahm ihn unter die

Gardegendarmen. Der Umgang mit dem französischen Gesandten, Graf Rothenburg, Reisen und Lektüre, hatten seinen Geist und seine Sitten verfeinert; er war sehr gebildet und besaß einen höchstangenehmen und leichten Gesprächston. Zugleich war er sehr häßlich von Gesicht, braun und voll Näthe, die die Pocken zurückgelassen hatten, die dichten schwarzen Augenbraunen, die ihm fast die Augen deckten und über der Nase sich vereinigten, gaben ihm eine unglückselige Physiognomie. Er war ungeheuer ausschweifend und spielte den starken Geist. Bey ihm verlor mein Bruder alles Christenthum und ließ sich zur ausgelassensten Liederlichkeit fortreißen. Ich merkte wol hier und da etwas in meines Bruders Gesprächen, und widerlegte oft sein System von der Prädestination, wodurch er behauptete, man könne sich der Sünde nicht erwehren. — Ich hatte nicht gedacht, daß er mit diesem Satz alle Religion umwerfen würde.“ —

Dem Vater blieb solcher Umgang keineswegs verborgen, und seine Strenge gegen den Kronprinz ward dadurch nun noch mehr gerechtfertigt; er ließ ihn sogar wieder Fähndrichsdienste thun.

Im May 1728 reiste der König allein nach Preußen, der Kronprinz blieb in Potsdam unter der Aufsicht des Obersten von St. Sauveur; dieser erhielt Befehl „den Fechtmeister Pantzendorf nach Potsdam kommen zu lassen, damit der Kronprinz Lektion habe.“

— Die Heirathsanträge die der Graf Seckendorf machte, waren durchaus nicht im Sinne der Königin, die gern eine Verbindung ihrer Kinder mit dem väterlichen Hause in England einleiten wollte. Auch der König war sehr geneigt dazu und die

Unterhandlungen wurden ernſthaft angeknüpft. Der Herzog von Glocester (er ſtarb als Prinz von Wales) ſollte ſich mit der älteſten Prinzeſſin von Preußen, Friederike, und der Kronprinz mit der engliſchen Prinzeſſin Amalie, vermählen. Man wollte durch dieſe Familienbande jenes politiſche Bündniß noch enger knüpfen, das beyde Höfe gemeinſchaftlich mit Frankreich und den Generalſtaaten zu Herrenhauſen, bey Hannover, geſchloſſen hatten (3ten September 1725). Die Sendung des Grafen Seckendorf hatte vornehmlich die Abſicht, die politiſche Verbindung, und alſo auch die Familienvereinigung Preußens und Englands, zu hintertreiben. Es glückte ihm, wie wir ſchon erwähnten, den König zu überreden, daß England ihn mit ungebührlichem Stolze behandle, und ſo gelang es ihm zuvörderſt durch ein politiſches Bündniß, das zu Wuſterhauſen den 12ten October 1726 unterzeichnet wurde, den König ganz auf die Seite des wiener Hofes zu ziehen. Deſto hartnäckiger hielt die Königin den einmal gefaßten Plan feſt, und ſelbſt als der König wegen gewaltſamer Werbung in Hannover, von Georg dem II. eine Kriegserklärung erwarten mußte, unterließ ſie die Heirathsunterhandlungen nicht, ſo ſtreng ſie auch der König unterſagt hatte. Als er die fortgeſetzten Verbindungen erfuhr, welche die Königin mit dem engliſchen Miniſter Dourbourgéai fortſetzte, ſo ſchickte er ihr durch die Generale Fink, Bork und Grumkow die Erklärung: „daß er ihrer Intriguen, die ſie mit dem engliſchen Hofe ſpiele, müde ſey, daß er ihr hiermit durchaus verböte, ſie weiter fortzuſetzen, daß er jetzt fordre, daß ſie ſich entſchließe, ihre Tochter entweder dem Markgrafen

von Schwedt, oder dem Prinzen von Weißenfels zu geben. Verweigere sie den Antrag, so sey er fest entschlossen, ganz mit ihr zu brechen und sie mit dem Kronprinzen nach Brandenburg zu verbannen, den er nicht weiter für seinen Sohn anerkennen werde, da er gemeinschaftliche Sache mit ihr mache." Die Königin verweigerte standhat ihre Einwilligung; der König ging nun selbst zu ihr, mußte sich aber zur Nachsicht bequemen, da die Königin, die eben guter Hoffnung war, mit Bitten, Thränen, Schwüren und Ohnmachten ihn so aus der Fassung brachte, daß er versprach, noch einmal die Anträge zu hören, die der englische Minister Hotham machen würde, den man eben erwartete.

Der König hätte wol gern seine Prinzessin an den Erben der englischen Krone vermählt gesehen, aber in sein Haus wollte er keine englische Prinzessin nehmen. Der Ritter Hotham kam mit ausgedehnter Vollmacht an, die Königin durfte sich schon an dem Ziel ihrer Wünsche glauben, als der König das Verhältniß von Neuem dadurch störte, daß er über Tafel nur auf die Gesundheit des Prinzen von Wales und der Prinzeß Friederike trank, und dem Ritter erklärte: der Kronprinz sey noch zu jung, auch verlange er, daß man ihm zum Statthalter von Hannover ernenne und dort mit der Neuvermählten residiren lasse. Auch hierzu traf die Einwilligung von dem englischen Hofe ein, Hotham überbrachte sie dem Könige, mit der Anforderung, den General Grumkow zu entlassen, der sich, durch einen Briefwechsel nach London, mit dem dortigen Hofe verdächtig gemacht habe. Der König sah recht gut, daß diese Bedingung, durch die

Intriguen des eigenen Hauſes angezettelt war, er warf dem Miniſter Hotham die Briefe vor die Füße, „am wenigſten", rief er im heftigſten Zorne aus, „ſollt Ihr in meinem Hauſe mir Geſetze vorſchreiben," und machte eine Bewegung mit dem Fuße, von der der Miniſter glauben mußte, daß ſie ihm gegolten habe. Er nahm dieſe Begegnung als eine Beleidigung gegen die Krone Englands, und erklärte, ſogleich Berlin zu verlaſſen. Vergebens ſuchte der König am andern Tage den erzürnten Briten zu beruhigen, der däniſche Geſandte ſuchte den Vermittler zu machen, und rieth dem Kronprinzen, an Herrn Hotham zu ſchreiben; dies iſt der Brief: „Nachdem ich von dem däniſchen Geſandten, Herrn von Leuenöhr, die neulichen Äußerungen des Königs, meines Vaters, erfahren habe, ſo zweifle ich nicht, daß Sie ſich ſeinen Wünſchen fügen werden. Haben Sie die Güte zu bedenken, daß mein und meiner Schweſter Glück, ſo wie die Fortdauer des Bündniſſes und das gute Vernehmen der beyden Häuſer von Ihrer Antwort abhängen. Ich hoffe, daß dieſelbe nach meinen Wünſchen ausfallen wird, und daß Sie meinen Bitten Gehör geben werden. Ich werde dieſen Dienſt, den ich mein ganzes Leben hindurch erkennen, und wofür ich ſtets die vollkommenſte Hochachtung an den Tag legen werde, nie vergeſſen. Seyen Sie auch verſichert, daß ich jederzeit Ihr wohlaffectirter und ſehr guter Freund ſeyn werde. — Friedrich." — Hotham antwortete: „Der Herr von Katt hat mir das Schreiben E. k. H. überbracht. Das Vertrauen, das Sie in mich ſetzen, fordert meine ganze Erkenntlichkeit. Wäre die Rede blos von meiner eigenen Perſon, ſo würde ich im

Stande seyn, selbst das Unmögliche zu versuchen, um Ihnen meine Ehrfurcht und Bereitwilligkeit, Ihren Befehlen zu gehorchen, zu zeigen. Da aber der mir angethane Schimpf die geheiligte Person des Königs, meines Herrn, betrifft, so bin ich außer Stande, mich dem Wünschen E. k. H. zu fügen. Unterdessen werde ich mich bestreben, dieser Sache die bestmöglichste Wendung zu geben. Ob dieses nun gleich die gegenwärtigen Unterhandlungen auf einige Zeit unterbrechen wird, so hoffe ich doch, daß dies nicht auf immer der Fall seyn wird. Ich bin ꝛc." —

So sehr die Königin über diese Antwort betrübt war, so wenig bekümmerte sie den Kronprinzen. Er zuckte die Achseln, und sagte seiner Schwester im Scherz: sie könne nun Äbtissin werden; im Ernst fügte er aber hinzu, daß er sich bald aus diesen Händeln ziehen werde, sein Entschluß, davon zu gehen, sey der Ausführung nahe, und er wisse, wo man ihn mit offenen Armen aufnehmen werde. Sie haben mich, sagte er, zu König Arthus Tafelrunde geladen, dort ist der Hafen der Freyheit, und um einer schönen Braut willen ist schon die Ritterfahrt zu wagen.

So sehr die Schwester ihn mit Thränen beschwor, den väterlichen Hof nicht zu verlassen, so gab er ihr doch die bestimmte Versicherung, daß er seine Flucht nicht länger verschieben werde. Er fürchtete, daß der König, der ihm kürzlich mit den Worten: ich werde Dir Dein Schreiben anstreichen! vorüber gegangen war, Nachricht von einem Briefe habe, den er der Königin von England geschrieben hatte, worin er versicherte, sich nie mit einer anderen Prinzessin, als einer englischen, zu vermählen. —

Der Kronprinz, und mehr noch der Lieutenant Katt, der, wie ein indiscreter Liebhaber, die Briefe seines Freundes vorzeigte, hatten so wenig Geschick, ihr Unternehmen zu verbergen, daß bald der ganze Hof und zuerst Grumkow und Seckendorf davon wußten. Als ein Zeichen, wie sehr er mit dem Kronprinzen verbunden sey, zeigte Katt hier und da das Bildniß der Prinzessin Friederike vor, das ihm von dem Kronprinzen mit einigen Juwelen und Briefschaften anvertraut worden war.

Eben hatte der König, erzürnt, daß er für den Kronprinzen 7000 Thaler Schulden bezahlen mußte, ein strenges Edikt (22ten Juny 1730) erlassen, „daß, bey Strafe der Karre und nach Befinden Leib und Lebens, Niemand einem Minderjährigen, auch nicht von der königlichen und markgräflichen Familie, Geld leihen sollte.“ Dennoch hatte Katt einige Summen für den Kronprinzen aufzutreiben gewußt, auch hatte er bey dem königlich polnischen Kabinetsminister von Hoym um einen Paß für den Kronprinzen nachgesucht, da dieser unter einem fremden Namen eine Reise incognito zu machen wünsche. Hoym wußte, was Niemand in Berlin ein Geheimniß war, und berichtete an den Hof nach Dresden über das Vorhaben des Kronprinzen, den man hier mit dem Könige zu dem Lustlager bey Mühlberg erwartete.

— Oft hatte der Vater zu Schlägen und Schimpfworten noch den Spott hinzugefügt, und dem Sohne gesagt: Du bist ein Prinz ohne Ehre, wäre mir so begegnet worden, ich wäre längst zum Teufel gelaufen.

— Wir haben uns nicht zu bemühen einen

einzelnen Grund aufzusuchen, der die Veranlassung zu der Flucht wurde, durch die der Kronprinz sich auf immer von der strengen Aufsicht des Vaters befreyen wollte, das ganze Verhältniß, in dem er lebte, forderte ihn dazu auf, und nach einem Beyspiel hatte er nicht weit zu suchen, da Friedrich der I. eben so als Kronprinz von dem Hofe seines Vaters heimlich entflohen war.

Der Kronprinz hatte öfter schon gegen den Vater den Wunsch geäußert, auf Reisen zu gehen; dieser, der mit seinen unruhigen Plänen bekannt war, schlug es ihm ab; um ihm jedoch in beschränkterer Weise seinen Wunsch zu erfüllen, erlaubte er, daß er ihn auf einer Reise nach dem südlichen Teutschland, dem Rhein und Holland begleiten dürfte. Mit Freuden nahm der Kronprinz diese Erlaubniß an, er war fest entschlossen, sobald ihm die Witterung der Freyheit günstig die Segel schwelle, auf gutes Ritterglück davon zu gehen. —

Den 15ten July 1730 reiste er mit dem Könige ab. Eine Einladung des Königs August führte sie zuerst nach dem Lustlager bey Mühlberg. Schon hier war der Kronprinz im Begriff, den Vater zu verlassen, König August aber, der durch seinen Minister in Berlin von dem Vorhaben des Kronprinzen unterrichtet war, überredete ihn, das Fest und die Freundschaft nicht auf eine so unangenehme Weise zu stören.

Von hier begab sich der König zu dem Markgrafen von Anspach; auch dieser war schon mit den Plänen zur Flucht bekannt, und weil er fürchtete, daß, wenn sie bey ihm unternommen werde, er an dem König einen schlimmen Gast haben würde, so erlaubte er

nicht einmal dem Kronprinzen, Pferde aus dem Marstalle zu reiten. Der Graf Seckendorf erhielt in Anspach Briefe aus Berlin, die ihm meldeten, daß die Flucht Friedrich's dort schon das Stadtgespräch sey; er theilte sie dem Könige mit, der jetzt den Obristen von Rochow und den General Waldow, die er in seiner Begleitung hatte, für die Person des Kronprinzen verantwortlich machte. — Die Gesellschaft fuhr weiter, und wendete sich nach dem Rheine; länger gedachte der Kronprinz sein Unternehmen nicht verschieben zu dürfen, er schrieb an Katt:

„In zwey Tagen bin ich frey, ich habe Geld, Kleider, Pferde, meine Flucht wird unfehlbar gelingen, und sollt ich verfolgt werden, so will ich in einem Kloster mir eine Freistatt suchen, wo man unter Skapulier und Kutte den argen Ketzer nicht heraus finden soll. Du wirst mir sogleich nachfolgen mit dem, was ich Dir anvertraut habe, und wenn wir uns auch erst jenseits des Meeres wiederfänden; nimm Deinen Weg über Leipzig und Wesel nach Holland, dort wirst Du von mir hören." —

Durch einen sonderbaren Zufall ward dieser Brief der Verräther des Unternehmens, dessen Ausführung unfehlbar schien. In aller Eil hatte der Kronprinz den Brief: „An den Lieutenant v. Katt über Nürnberg" adressirt, in „Berlin" aber vergessen. Der Postmeister in Nürnberg vermuthete, daß dieser Brief an einen preußischen Werbe-Officier, Namens Katt, der eben in Nürnberg sich aufhielt, gerichtet sey, und gab ihn an diesen.

Während dem folgte der Prinz, ohne Ahnung jener Verwechselung, mit der ihm eigenen Unbefangen-

heit ſorglos ſeinem Vater bis nahe bey Frankfurt am Main, wo in einem Dorfe Nachtquartier genommen ward.

Der König hatte vorgezogen, ſtatt der eingeräucherten Wirthſtuben, mit ſeinem Gefolge einige Scheunen mit bequemer Streu zu beziehen; bey Friedrich ſchlief der Herr von Rochow und ein Kammerdiener. Von hier zu entfliehen war feſter Enſchluß des Kronprinzen; den jungen Keith, Leibpagen des Königs, Bruder des Lieutenants Keith in Weſel, hatte er überredet, ihm um Mitternacht Pferde zu bringen, um mit ihm auf Abentheuer auszureiten.

Sobald er ſeine beyden Schlafgeſellen feſteingeſchlafen wußte, kleidete der Kronprinz ſich an; er hatte Überrock und Mantel nach franzöſiſchem Schnitt bey ſich, unter dieſen hoffte er ſicherer zu reiſen, als in der Uniform. Aber das verrätheriſche Scheunthor knarrte zu laut, der Kammerdiener erwachte, rief dem Herrn von Rachow zu, der Kronprinz ward vermißt, beyde liefen, ohne ſich anzukleiden, nach der andern Scheune, in der die Herren von Buddenbrok, Waldow und Derſchow ſchliefen, um hier Lärm zu machen. Alle eilten in das Dorf, wo ſie den Kronprinzen an einen Wagen angelehnt fanden, ſeine Reitpferde erwartend. Sehr beſtimmt antwortete er ihnen auf die Frage: was er vorhabe? — daß er nicht nöthig habe ihnen Rechenſchaft davon zu geben. Die Pferde kamen an, der Kronprinz verſuchte aufzuſitzen, die Officiere hinderten es jedoch, theils mit Gewalt, theils mit Bitten, und mit dem Verſprechen, daß der König durchaus nichts von dieſem Vorgang erfahren ſollte; nur baten ſie ihn, nie anders, als in Uniform,

auszureiten. Der König erfuhr auch wirklich von dieſem Vorgange nichts, und noch einmal war das Ungewitter vorübergegangen, aber nur um am folgenden Tage ſich deſto heftiger zu entladen.

In Frankfurt erhielt der König durch eine Stafette den Brief des Kronprinzen an Katt, der ihm von Nürnberg zugeſchickt ward; er kannte die Hand und auch die Geſinnung des Kronprinzen zu gut, als daß er hier zweifeln konnte. Außer ſich vor Zorn, befahl er, den Kronprinzen ſogleich auf das Schiff zu bringen, das bereit lag zur Fahrt nach Weſel. Am folgenden Tage erſt ſtieg der König ein, er war noch ſo zornig, daß er den Kronprinzen bey der Bruſt faßte und ihm mit dem Stockknopf die Naſe blutig ſtieß. Mit verbiſſenem Schmerz rief dieſer aus: „Jamais un Visage de Brandebourg n'a souffert un affront pareil!“ Die Herren von Waldow und Rochow warfen ſich zwiſchen beyde, und erhielten vom erzürnten Vater die Erlaubniß, den Prinzen auf einer beſonderen Jagt nach Weſel zu bringen. Zuvor ließ der König ihm den Degen abnehmen, die Taſchen durchſuchen, um zu ſehen, ob er nicht Briefe bey ſich habe. Man fand nichts, der Kronprinz hatte einige verdächtige Schriften ſogleich in das Waſſer geworfen. So kam man nach Bonn, wo der König in gegenwärtiger Verfaſſung dem dortigen Hofe auszuweichen wünſchte, allein er fand den Churfürſten von den Pfalz und deſſen Bruder Theodor am Ufer des Rheins. Er konnte nicht abſchlagen, eine Nacht in Bonn zuzubringen; da er hier öffentlichen Lärm ſcheute, war er ſehr beſorgt, der Prinz möchte von hier noch einmal die Flucht wagen. In zwey Tagen

war die Fahrt nach Wesel zurückgelegt, hier wurde der Prinz in ein Zimmer eingeschlossen und erhielt starke Bewachung; bey Lebensstrafe war verboten mit ihm ein Wort zu reden.

Am folgenden Tage befahl der König dem Commandanten der Festung, General von Mosel, den Kronprinzen zu ihm zu führen. Warum, fragte der noch immer erzürnte Vater, hast Du austreten wollen? Weil Sie, antwortete der Prinz, mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie Ihren Sklaven behandelt haben. — „Du bist ein infamer Deserteur, der weder Muth, noch Ehre hat." — Ich habe so viel als Sie, entgegnete der Prinz, ich habe das nur thun wollen, was Sie, wie Sie oft sagten, an meiner Stelle thun würden. —

Diese heftige Antwort reitzte den König zu neuer Wuth, er zog den Degen. Entschlossen faßte der General Mosel den Arm des Königs; „tödten Sie mich", rief er, „aber schonen Sie das Haupt des Kronprinzen." *) Der König ward dadurch überrascht, und der General benützte die Gelegenheit, den Kronprinzen wieder auf sein Zimmer zu führen.

Auf angelegentliche Vorstellungen der Generale des Gefolges, vermied der König, den Prinzen wieder zu sehen. Er übergab den Generalen von Dossow und von Waldow und dem Obristen von Rochow die Bewachung des Prinzen, mit dem Befehle: ihn so geschwind und heimlich als möglich nach Mittenwalde bey Berlin zu bringen, und daselbst seine weiteren

*) Diese Scene ist von Schubert gezeichnet, von Berger gestochen.

Befehle zu erwarten. Er verbot ihnen das hannöverische Gebiet zu berühren, weil er fürchtete, daß der Kronprinz leicht hier Freunde finden möchte, die ihm gefällig seyn könnten.

Fast wäre dem Kronprinzen die Flucht aus Wesel noch geglückt. Von unbekannter Hand waren ihm Bauernkleider und eine Strickleiter zugesteckt worden. Schon hatte er die Leiter befestigt und stieg herab, als das Werda? der Schildwache ihn zur Rückkehr bestimmte.

Während der Reise nach Brandenburg machte der Kronprinz keinen weiteren Versuch zur Flucht, was wol möglich gewesen wäre, wenn er sich hätte dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel oder dem Herzoge Friedrich von Sachsen-Gotha, durch deren Gebiet er geführt wurde, entdecken können. Beyde haben den Herrn von Pölnitz versichert, daß sie bereit gewesen wären, den Kronprinzen nicht zu dem Vater bringen zu lassen. Vielleicht sind dies indessen auch nur gute Versicherungen, die hintenher leicht zu geben waren; schwerlich würden jene Fürsten eine Einmischung in so besondere Familienangelegenheiten des ihnen wolbekannten, eisenfesten Königs gewagt haben.

Sobald der König den Kronprinzen in Frankfurt festnehmen ließ, sandte er Befehl nach Berlin, um den Lieutenant v. Katt, und nach Wesel, um den Lieutenant v. Keith, der früher Page bey ihm war, und in einem nahen Verhältniß zum Kronprinzen stand, zu verhaften. Ein glücklicher Zufall rettete Keith. An dem Tage der Ankunft des Königs ging er unbesorgt auf dem Markt spatzieren, er frug einen Pagen, der mit der Bagage des Königs vorausgefahren war, nach

Hofneuigkeiten. Von ihm hörte er von der Gefangennehmung des Kronprinzen, von dem Gerücht über Katt's Verhaftung in Berlin, und von Briefen, die er eilig dem Commandanten übergeben solle. Keith merkte, wem dies gelten möchte, er stieg eiligst zu Pferde und ließ die Stadt hinter sich; man traf ihn nicht mehr, da man ihn verhaften wollte. Er hatte nur einen Spatzierritt vorgegeben, man fand alle seine Sachen in gewöhnlicher Ordnung, und wartete deßhalb ruhig, aber vergeblich, auf seine Rückkehr. Schon hatte er die holländische Gränze gewonnen, als ihm der Obristlieutenant Dumoulin nachsetzen mußte; dieser verfolgte seine Spur bis in den Haag, und stieg in eben dem Wirthshause ab, in dem Keith eingekehrt war, aber sich sogleich in den Schutz des englischen Gesandten, Milord Chesterfield, begeben hatte. Von ihm erhielt Keith Pässe nach London, und während Dumoulin von dem Großpensionär die Auslieferung des preußischen Officiers, als eines entwichenen Majestäts-Verbrechers, forderte, war dieser schon in sicherem Port.

Keith fand gute Aufnahme in England, jedoch fürchtete man am Hofe zu London, den König Friedrich Wilhelm zu sehr aufzureitzen, wenn man dem Flüchtling öffentlich Schutz gewähre; er ward mit einer Pension zunächst nach Irland geschickt, von wo er hernach, als Preußen wiederholt die Auslieferung forderte, nach Portugal in die Dienste des Königs Don Juan des V. trat. Friedrich der II. rief ihn später zurück, nahm ihn in sein Gefolge auf, und machte ihn zum Curator der Akademie.

Der Page Keith, der dem Kronprinzen in dem Dorfe bey Frankfurt die Pferde gebracht, wurde gefan-

gen gesetzt, hernach als Fuselier untergesteckt. Der entwichene Lieutenant Keith dagegen abwesend von einem Kriegsrecht gerichtet, zuvor aber öffentlich vorgeladen.

Nicht so glücklich entging der Lieutenant von Katt der Gefahr, in die ihn die Freundschaft des Kronprinzen, und mehr noch die eigene Unvorsichtigkeit, gezogen hatte. Zeitig genug erfuhr er durch den dänischen Gesandten, von Leuenöhr, was dem Kronprinzen begegnet sey, auch bot ihm dieser Pferde und Geld an zur schnellen Flucht. Katt aber war sorglos genug, sich zuvor noch einen französischen Curiersattel zu bestellen.

Den 15ten August erhielt der Chef der Gendarmen, von Natzmer, den Befehl, Katt zu verhaften. Er hatte ihm kurz vorher Urlaub zu einer Jagdpartie nach Friedrichsfelde gegeben, deßhalb gingen mehre Stuhden hin, eh' Natzmer Anstalt zum Arrest machte. Da er aber hörte, daß er noch in der Stadt anwesend sey, begab er sich in seine Wohnung, wo er ihn eben im Begriffe fand, das Pferd zu besteigen, das ihn auf und davon tragen sollte. Natzmer kündigte dem Lieutenant den Befehl des Königs an, worauf jener antwortete: „Ich habe nichts zu fürchten." Der Obrist dachte jedoch ernster über diese Sache nach, und rieth ihm noch freundschaftlich, seine Briefe zu ordnen. Katt verbrannte einen Theil davon, das Kästchen aber, das der Kronprinz versiegelt ihm zugesendet, übergab er zu treuen Händen für die Königin. Ein Adjutant führte ihn nun nach der Hauptwache, und hier blieb er bis zur Ankunft des Königs *).

*) Dr. F. C. J. Fischer, in seiner „Geschichte Friedrich's des Zweyten", und ohne Zweifel

Eine sehr glaubwürdige Erzählung über die Verabredung des Kronprinzen mit Katt und Keith, und über die Schicksale beyder Freunde, besitzen wir von der Hand des Freyherrn von Hertefeld, der als Landrath zu Bötzelaar bey Xanthen am Rhein lebte. Wir heben davon Folgendes aus:

„Mein Vater, geboren 1709, stand im Jahre 1730 bey den Gendarmen als Lieutenant, bey welchen sein unglücklicher Freund, der Lieutenant von Katt, auch stand. Dieser, der Lieutenant von Keith, und der Lieutenant von Spaen, waren des Kronprinzen Vertraute, welche seine Entweichung nach England befördern sollten.

„....Keith war in Wesel, als der Kronprinz dorthin gebracht wurde, dieser fand Mittel, ihm einen Zettel zuzusenden, worauf er mit Bley geschrieben hatte: Sauvez vous, tout est decouvert. Keith erkennt die Hand, geht nach seinem Stalle, sattelt selbst sein Pferd, und unter dem Vorwande eines Lustrittes, kömmt er glücklich aus dem brünischen Thore, von wo er bis Dingden, dem ersten münster'schen Dorfe, eine Meile von Wesel, in einem Gallop reitet; von da ritt

---

ihm nach auch Klarke (Geschichtskunde ꝛc.), erzählen ganz fälschlich, Katt habe in Holland ein Fahrzeug in Bereitschaft gehalten; er sey, nach Entdeckung des Projects, und trotz der, von dem Großpensionär gegen die, ihn zu fangen ausgesendeten, preußischen Officiere, ausgestoßenen Drohung, sie bey der geringsten Unternehmung aufknüpfen zu lassen, verhaftet worden, worauf der preußische Gesandte im Haag, Meinershagen, vor Schrecken gestorben sey ꝛc. —

er, durch's Overyssel'sche, gerade nach dem Haag, woselbst er zu einem Ambassadeur geht, (mir ist entfallen, ob mir mein Vater den engländischen, oder den französischen genannt hat, *) erzählt ihm sein Schicksal, und bittet um Schutz. Diesen sagt der Gesandte ihm zu, bringt ihn selbst in eine Dachstube, und befiehlt seinem Kammerdiener, denselben allein zu bedienen, und gegen Niemand zu äußern, daß ein Fremder in seinem Hause sey. Der Gesandte gab Keith den Rath, nach England, und von da nach Portugal, zu gehen, wo fremde Officiere gesucht wurden.

„Der König war unterdessen äußerst mißvergnügt, daß Keith ihm entkommen war. Sogleich mußte der Obrist, nachmalige Generallieutenant, von Dumoulin, der Spur Keith's nachreisen, und ihm war ein Brief an des Königs Gesandten im Haag mitgegeben, worin dieser den Auftrag bekam, Dumoulin zu unterstützen, und Keith's Auslieferung zu besorgen. Dumoulin und Meinershagen erfuhren, daß vor einigen Tagen ein fremder Officier angekommen, und zu jenem Gesandten gegangen sey, ohne daß man ihn weiter gesehen habe. Ihre Aufpasser meldeten ihnen, daß in einer Dachstube in des Gesandten Hause des Abends spät Licht brenne, und daß diese Stube sonst nicht bewohnt gewesen wäre. Aus diesem Umstande schlossen sie, Keith sey bey dem Gesandten versteckt, und schickten sich an, die Auslieferung zu fordern. Am nächsten Morgen, in aller Frühe, sagte der Gesandte zu seinem Schützling: „Keith, Sie sind verräthen, Ihr König läßt Ihnen aufpassen, halten Sie

*) Es war der englische Gesandte Chesterfield.

ſich fertig, noch heute bringe ich Sie nach Scheveningen und Alles iſt daſelbſt zu Ihrer Überfahrt nach England bereit.“

„Des Abends brachte er Keith in ſeiner Kutſche nach Scheveningen, gab ihm Empfehlungsbriefe nach London, und verließ ihn nicht, bis er ihn in einem Fiſcherboote hatte abfahren ſehen. Keith entkam glücklich nach England, von wo er durch Empfehlung des Hofes in portugiſiſche Dienſte ging. Einige Tage darnach, und nur zufälliger Weiſe, erfuhr Dumoulin, daß Keith entwiſcht ſey. Er war nach Scheveningen gegangen, um die Fiſcher einlaufen zu ſehen, ſprach mit einem der Fiſcher, und wunderte ſich, daß ſie mit ſo kleinen Fahrzeugen ſich in die offene See wagen dürften. Der Fiſcher ſagte ihm: mit ſolch' einem Boote fahren wir wol nach England, ich komme von da, und habe einen fremden Officier übergefahren. Dumoulin verlangte eine Beſchreibung des Officiers, und aus dem Umſtande, daß er geſchielt habe, ſchließt er auf Keith.

„Keith kam 1741 wieder nach Berlin, bekam den Titel als Obriſtlieutenant und Oberſtallmeiſter, und ward Curator der Akademie der Wiſſenſchaften. Mein Vater war mit dem Herrn von Keith ſehr wol bekannt, und wußte von ihm ſelbſt die Art ſeiner Entweichung.

„Von Hertefeld.“

Der König nahm ſeinen Rückweg bald nach dem Kronprinzen, aber auf einer andern Straße. Zugleich mit dem Verhaftbefehl gegen Katt, hatte er an die erſte Hofdame der Königin, Frau von Kameke, die Nachricht von der Verhaftung des Kronprinzen

geschrieben, damit sie die Königin auf die unerfreuliche Ankunft vorbereiten sollte. Er schrieb:

Meine liebe Frau von Kameke.

Fritz hat desertiren wollen. Ich habe mich genöthigt gesehen, ihn arretiren zu lassen, ich bitte Sie, auf eine gute Art meine Frau davon zu unterrichten, damit diese Neuigkeit solche nicht erschrecke. Übrigens beklagen Sie einen unglücklichen Vater.

Friedrich Wilhelm.

Frau von Kameke empfing diese Zeilen in Monbijou, am Spieltische, neben der Königin, die mit gewohnter Neugier verlangte, den Inhalt zu erfahren; sie hörte die Nachricht mit Furcht und Besorgniß. Bald hernach kündigte ihr der Feldmarschall Natzmer im Namen des Königs an: daß sie ihren Garten verlassen, und sich von nun an in ihren Kammern auf dem Schlosse aufhalte sollte. Durch vertraute Hände erhielt sie das Kästchen, das Katt ihr zusendete, und die Prinzessin Friederike war hier schlau genug, um den Vater geschickt zu betrügen; man nahm heraus, was gefährlich schien, und siegelte dann wieder zu.

Als der König den 27ten August über Magdeburg, Halle und Potsdam in Berlin ankam, begab er sich sogleich zu seiner Gemahlin. Hier fand er seine Kinder, die sich auf ihren Befehl ihm sogleich zu Füßen warfen, und um Gnade für den Kronprinzen baten. Der König stieß sie von sich, und rief der Königin mit schrecklichem Tone zu, daß der Kronprinz schon todt sey. — Wie! rief die vor Angst bleiche Königin, Sie konnten der Mörder Ihres Sohnes seyn? Er war nicht mein Sohn, sondern ein Deserteur, der den Tod verdiente, war die harte Antwort. Die

Königin fiel in Ohnmacht. Der König ging auf sein Zimmer, beschied den Generallieutenant von Grumkow, den General von Glasenap, den General-Auditor Mylius, und den General-Fiskal von Gerbert zu sich, und befahl, Katt vorzuführen. Unterdessen ging er noch einmal in das Zimmer der Königin, jetzt fiel sein Zorn vornehmlich auf die Prinzessin Friederike; er stieß sie vor die Brust und warf sie zur Erde; die Königin und die Kammerfrau entrissen sie noch größeren Mißhandlungen, und führten sie nach einem anderen Zimmer. Der König rief ihr drohend nach, daß sie allein alles Unheil über sein Haus gebracht habe, daß sie dafür mit ihrem Leben büßen sollte, daß er sie zugleich mit dem Kronprinzen werde hinrichten lassen. So erfuhr wenigstens die Königin, daß ihr Sohn noch lebe.

Die Meldung von Katt's Ankunft rief den König nach seinem Zimmer. Hier kündigte er der versammelten Generalität und dem General-Auditoriat an, daß er sie zum Verhör des Lieutenants Katt berufen habe, um durch dessen Aussagen dem Kronprinzen den Prozeß zu machen, der an ihm und an dem Staat zum Verbrecher geworden sey. Er erzählte ihnen kurz den ganzen Vorgang, und fügte hinzu: daß der Prinz ein undankbarer Sohn, ein Aufrührer und Unmensch sey, der keine Schonung verdiene.

Als Katt vor dem Könige erschien, warf er sich auf die Knie; der König faßte ihn mit wilder Gebehrde, riß ihm, unter Schimpfreden und Fußstößen das Johanniterkreuz ab, und schlug ihn mit dem Rohrstock gewaltig. Hierauf befahl er dem General-Auditor Mylius, das Verhör einzuleiten. Auf jede Frage

antwortete Katt mit feſter Gelaſſenheit; er bekannte, um die Flucht des Prinzen gewußt, und die Abſicht gehabt zu haben, ihm zu folgen. Auf die Frage: nach welchem Hofe der Prinz habe habe fliehen wollen, antwortete er, daß er davon nicht unterrichtet ſey, daß man dies aber durch die Briefe erfahren werde, die er in einem verſchloſſenen Käſtchen der Königin zugeſendet habe. Sogleich wurde darnach geſchickt; der König ließ es mit Gewalt aufſchlagen, fand aber nur unbedeutende Briefe und Aufſätze, worüber er in neue Wuth gerieth. Katt behauptete, daß weder die Königin, noch die Prinzeſſin, um die Flucht des Prinzen gewußt hätten; er allein ſey ſein Vertrauter geweſen; am öfteſten habe er ihn in Potsdam geſprochen, wenn der Lieutenant von Spaen die Wache gehabt. Dieſer Officier wurde ſogleich verhaftet. Nach dem Verhör mußte Katt die Uniform mit einem leinenen Kittel vertauſchen, und wurde wieder nach der Hauptwache geführt.

Die erſte flüchtige Durchſicht jener Briefe genügte dem Könige nicht; er befahl eine zweyte, die aber nicht mehr Ausbeute gab, und Grumkow ſagte zu dem Könige: „Die Weiber ſind liſtiger als die Schlangen, die vorzüglichſten Stücke haben ſie uns weggenommen.“ Dies veranlaßte den König, von der Königin die Auslieferung der zurückbehaltenen Briefe unter heftigen Drohungen zu fordern; dieſe berief ſich auf die unverletzten Siegel, die man an dem Käſtchen gefunden haben würde, wenn man vor der Eröffnung genau nachgeſehen, und verſicherte, nichts zurückbehalten zu haben. „Das wird Euch wenig helfen“, ſagte der König, „Katt hat genug ausgeſagt, um Fritzen

und der saubern Tochter die Köpfe springen zu lassen. Die Friederike soll in drey Tagen an einem Orte stecken, wo sie Zeit haben wird zum Nachdenken." Sie erhielt Wache vor die Thüre. Die Königin beschwor ihn vergeblich, doch wieder väterliche Gesinnungen anzunehmen; sie bat flehentlich, ihr zu sagen, wie und wo sich der Kronprinz befinde. — „Was kann Euch daran gelegen seyn", antwortete der König im Weggehen, „zu wissen, was ein Mensch macht, der in drey Tagen nicht mehr seyn wird." Nun gab er von Neuem Befehl an den General-Auditor, gegen alle Personen Untersuchung zu eröffnen, mit denen der Prinz irgend eine Verbindung gehabt habe.

Fräulein von Bülow, erstes Hoffräulein der Königin, und ihr Bruder, der königlicher Gesandter in Schweden gewesen war, geborene Hannoveraner, waren dem Könige verdächtig, daß sie die Zwischenträger zwischen der Königin und dem englischen Hofe gewesen; beyde wurden nach den Gränzen von Litthauen verwiesen, nur zwey Stunden Zeit waren ihnen zur Vorbereitung gegönnt. Dem Kammerherrn von Montaulieu, der dem Kronprinzen ein Capital geliehen, wurde in seiner Wohnung, so wie dem Barone von Vernezobre, auf seinem Gut Hohenfinow, Wache gegeben. Da ersterer gegen das Edikt vom 22ten Juny 1730 einem Minderjährigen von der königlichen Familie Geld geliehen hatte, wurde ihm als Strafe der Verlust des geliehenen Capitals zuerkannt, und er mußte ausserdem nach 1000 Species-Dukaten zur Rekrutenkasse zahlen. Er verließ den 13ten April 1731 heimlich Berlin. Den 10ten Juny befahl der König dem General-Fiskal Wagner, dem Baron, der

schlechthin Montaulieu genannt wurde, „als einem freveln, muthwilligen und boshaft geflüchteten Banquerutmacher, anderen zum Beyspiele, den Prozeß zu machen, und sein Bildniß an den Galgen heften zu lassen.“

Den 29ten August erhielt der Staats- und Cabinetsminister Friedrich Ernst Freyherr von Knyphausen (wie wir oben schon erwähnten,) die Dienstentlassung, mußte den 10ten mit seiner ganzen Familie sich nach seiner Commende Lietzen begeben, und verlor seinen Gehalt. Seiner Wittwe schickte Friedrich der II. als König 12,000 Thaler Entschädigung.

Duhan, der gewesene Lehrer des Kronprinzen, jetzt französischer Obergerichtsrath, wurde den 3ten September 1730 nach Memel, an die äußerste Spitze von Ostpreußen, verwiesen. Später verwendete der Kronprinz sich wieder für ihn, und verschaffte ihm eine Anstellung bey dem Herzoge von Braunschweig. Als König rief er ihn wieder nach Berlin, und machte ihn zum geheimen Rath und Staatssekretär im auswärtigen Departement. Ausser dem Lieutenant von Spaen wurden in Potsdam noch zwey Officiere eingezogen, und der Kammerdiener des Kronprinzen, Gumbersbach, geschlossen nach Spandau gebracht. Diesen traurigen Gang mußte auch die von dem Kronprinzen wegen ihrer Schönheit und ihres Gesanges geliebte Doris (Dorothea Elisabeth), Tochter des Rectors Ritter zu Potsdam, machen. Zur Zwangsarbeit und Staupenschlag hatte der König, der erfuhr, daß der Kronprinz ihr Geschenke gemacht, sie verurtheilt. Erst nach drey schweren Jahren erhielt sie die Freyheit wieder, auf Bitte ihres Vaters, der sein Amt verlor.

Auch der Goldschmied Lieberkühn in Berlin hatte dem Kronprinzen Geld geliehen; der König sagte ihm nichts weiter als: „Auch Ihr habt Euch mit meinem Sohn eingelassen, das hätt' ich von Euch nicht gedacht.“ Aber das geliehene Geld erhielt er nicht zurück. Sein Sohn mußte nach dem siebenjährigen Kriege für Friedrich den II. ein goldenes Tafelservice verfertigen, wozu ihm eine Menge alter goldenen Gefäße durch den geheimen Rath und Kriegszahlmeister Köppen, eingehändigt wurden. Verschiedene davon waren mit Edelsteinen besetzt; der Goldschmied brach sie aus, und frug bey dem Könige, wohin er sie abgeben sollte. Der König antwortete: Ich erinnere mich, daß ich Euch noch schuldig bin, und ich will, daß davon nicht weiter geredet wird; Ihr könnt die Steine behalten. Ihr Werth betrug 2500 Thaler, und der Goldschmied war sehr zufrieden.

Sobald der König in Berlin angekommen war, hatte er auch Befehl gegeben, die Zimmer des Kronprinzen, seine Bibliothek und Garderobe genau zu durchsuchen. Die Büchersammlung zählte gegen dreytausend Bände; Friedrich hatte sie auswärts, gut geordnet, in 15 Glasschränken, stehen, und Hanau, einen Bedienten des Herrn Lenfant, als Aufseher dabey. Auch dies erfuhr der König, und Hanau wurde nach Memel verwiesen.

Der Kronprinz war indessen in Begleitung von vier Oberofficieren in Mittenwalde angekommen. Der König schickte ihm die Herren von Grumkow und Derschau, so wie den General-Auditor Mylius, und den General-Fiskal Gerbet, entgegen; sie sollten ihm das Verhör Katt's und dessen Aussage mit der Frage

vorlegen, ob er solche anerkenne; dann hatte der König noch andere Punkte aufgeschrieben, über die er befragt werden sollte. Fest und freimüthig antwortete der Prinz. Herr von Grumkow äußerte ihm darüber Verwunderung; Friedrich sagte ihm: „Ich glaube über Alles erhaben zu seyn, was mir begegnen kann; mein Muth wird größer seyn, als mein Unglück.“ Als Grumkow ihm ferner den Willen des Königs bekannt gemacht hatte, daß er nach Küstrin gebracht werden sollte, um da, so lange es dem Könige gefalle, zu bleiben, antwortete er: „Gut, ich will dorthin gehen. Wenn aber nur Bitten mir die Freyheit wieder geben können, so werde ich hoffentlich lange dort bleiben.“

Mit eben so heiterem Muthe wußte der Kronprinz der geliebten Schwester, die selbst verhaftet worden war, diese tröstlichen Zeilen zuzustellen:

„Geliebte Schwester!

Nach dem Kriegsrecht, das eben gehalten wurde, wird man mich verketzern, denn um für einen Erzketzer zu gelten, ist es genug, nicht in allen Stücken der Meinung des Herrn zu seyn. Du kannst Dir also wol denken, was ein Ding sie aus mir machen werden. Mich kümmern ihre Bannflüche wenig, wenn nur meine geliebte Schwester nicht gegen mich zeugt. Wie freu' ich mich, daß weder Gitter noch Riegel mich hindern, Dir meine ganze Freundschaft zu bezeigen. Ja, geliebte Schwester, es gibt in diesem fast völlig entarteten Jahrhundert noch redliche Menschen, die mir Gelegenheit schaffen, Dich meiner Liebe zu versichern. Weiß ich nur, daß Du glücklich bist, so soll der Kerker mir ein Aufenthalt des Glücks und der Zufriedenheit werden. Chi a tempo, na vita —

dies unser Trost. Wie sehr wünschte ich, keines Dollmetschers zwischen uns zu bedürfen; möchten die glücklichen Stunden bald wiederkehren, wo Dein Principe und meine Principessa — Laute und Flöte, — in fester Harmonie sich vereinen, wo ich Dir mündlich sagen kann, daß nichts in der Welt meine Liebe für Dich vermindern wird. Adieu. Der Gefangene."

Er mußte denselben Tag abreisen; als er den 5ten September in Küstrin mit einer Eskorte von 20 Gendarmen angekommen war, führte man ihn auf das Schloß, innerhalb der Festung, wo der Kammerpräsident von Münchow einige Zimmer räumte. Ohne Geräth war das Zimmer, in welches er eingeschlossen ward; er mußte anfangs ein Lager auf dem harten Fußboden nehmen, und erhielt Abends kein Licht. Nur eine Bibel und ein Gebetbuch hatte der König ihm zu geben befohlen; nicht über vier Groschen sollte sein täglicher Unterhalt kosten. —

Dieselben Herren, die das Verhör in Mittenwalde hielten, folgten dem Kronprinzen nach Küstrin, wo sie es weiter fortsetzten. Sie gingen den 15ten September von Berlin ab, und kehrten den 17ten zurück. Der Prinz weigerte sich, diesen königlichen Abgeordneten Antwort zu geben, und sprach mit vieler Heftigkeit gegen den Herrn von Grumkow; drohend sagte dieser begünstigte Minister: Lassen Sie ab von Ihrem Stolze, oder ich werde Mittel finden, Sie zu beugen. — „Ich weiß was Sie thun werden", antwortete der Prinz, „aber ich werde mich nimmermehr vor Ihnen demüthigen." Die Abgeordneten legten ihm die Papiere vor, die in dem Koffer gefunden waren. Flüchtig sah sie der Prinz an, und merkte sogleich,

daß die wichtigsten Briefe fehlten. Er sagte, daß er Nichts in dem Kasten vermisse; man verlangte einen Eid von ihm; dies verweigerte er, mit dem Vorgeben, daß er bey so vielen Papieren sich nicht auf sein Gedächtniß verlassen könnte. Er läugnete, jemals an den König oder die Königin von England andere, als Höflichkeitsbriefe geschrieben zu haben, und antwortete auf die übrigen Fragen, daß er zu alle dem, was er zu Wesel und Mittenwalde ausgesagt, nichts hinzuzufügen habe. Die Abgeordneten bemühten sich vergeblich, seinen Sinn milder zu stimmen, er gab weiter keine Antwort. Als der König sah, daß er über den starren Eigensinn seines Sohnes nichts vermochte, ließ er sich Katt zum zweytenmale vorführen, und fragte ihn: ob die Prinzessin, oder die Königin, von dem Vorhaben des Prinzen unterrichtet gewesen wären. Dieser wiederholte die frühere Betheuerung, daß sie nie davon gewußt hätten. Der König drohete, ihn peinlich auf der Folter befragen zu lassen. Katt schwieg.

Der Graf von Seckendorf, (ein Verwandter des Feldmarschalls von Wartensleben, der Katt's mütterlicher Großvater war) befreite ihn von der Tortur, man führte ihn in das Gefängniß zurück, wo er sich auf heitere Weise beschäftigte, las und schrieb. — Der König versammelte ein Kriegsgericht zu Cöpenik den 25ten October, es sollte nicht nur über Katt, sondern auch über den Kronprinzen, als einen desertirten Obristen, sprechen. Nach dem Ausspruche desselben war Katt zu lebenslänglicher Festung verurtheilt. Der König änderte das Urtheil ab, und schrieb:

„....Was aber den Lieutenant von Katt und dessen

Verbrechen, auch die vom Kriegsrecht deßhalb gefällte Sentenz anlangt, so sind Se. königl. Maj. zwar nicht gewohnt, die Kriegsrechte zu schärfen, sondern vielmehr, wo es möglich, zu vermindern; dieser Katt aber ist nicht nur in meinen Diensten Officier bey der Armee, sondern auch bey den Gardegendarmen, und da bey der ganzen Armee meine Officiers mir getreu und hold seyn müssen, so muß solches um so viel mehr geschehen von den Officiers von solchen Regimentern, indem bey solchen ein großer Unterschied ist, denn sie immediatement Se. königl. Maj. und Dero königl. Hause attachirt seyn, Schaden und Nachtheil zu verhüten, vermöge eines Eides. Da aber dieser Katt mit der künftigen Sonne tramiret, zur Desertion mit fremden Ministern und Gesandten allemal durcheinander gesteckt, und er nicht davor gesetzt worden, mit dem Kronprinzen complottiren; au contraire es Se. königl. Maj. und dem Herrn General-Feldmarschall von Natzmer hätte angehen sollen, so wüßten Se. königl. Maj. nicht, was vor kahle Raisons das Kriegsrecht genommen und ihm das Leben nicht abgesprochen hätte. Se. königl. Maj. werden auf die Art sich auf keinen Officier noch Diener, die in Eid und Pflicht stehen, verlassen können. Es würden aber alsdann alle Thäter den Prätext nehmen, wie es Katten wäre ergangen, und weil der so leicht und so gut durchgekommen, wäre ihnen dergleichen geschehen mußte. Se. königl. Maj. sind in Dero Jugend auch durch die Schule geloffen, und haben das lateinische Sprüchwort gelernt: fiat justitia et pereat mundus! Also wollen Sie hiermit von Recht und Rechtswegen, daß Katt, ob er schon nach den Rechten verdient

gehabt, wegen des begangenen Crimen laesae Majestatis mit glühenden Zangen gerissen und aufgehenket zu werden, er dennoch nur, in Consideration seiner Familie, mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht werden sollte. Wenn das Kriegsrecht dem Katt die Sentenze publiziret, soll ihm gesagt werden, daß es Sr. königl. Maj. leid thäte, es aber besser, daß er bleibe, als daß die Justiz aus der Welt käme. Wusterhausen, den 1ten November 1730."

Dies Urtheil wurde dem Lieutenant Katt am 2ten November bekannt gemacht; furchtlos hörte er es an und antwortete: Ich bin gefaßt, der Wille des Königs möge geschehen. Keiner schlechten Handlung bin ich angeklagt, sterb' ich, so sterb' ich für eine gute Sache. Weit unruhiger waren die Verwandten Katt's, der Vater seiner Mutter war der General-Feldmarschall Wartensleben, sein Vater war Generallieutenant; Alles wurde aufgeboten den von allen geachteten, geliebten, Sohn zu retten. Vergeblich war es, daß dieser selbst sich bittend an den König mit einem Briefe wendete; Friedrich Wilhelm blieb unbeweglich.

Auf dem Walle, hinter der Canzley, wurde unter den Augen des Kronprinzen das Schaffot errichtet, es war mit schwarzem Tuche behangen. Der Prinz blieb in Ungewißheit, ob es nicht ihm gelte, bis der Commandant der Festung, General von Lepel, den 6ten November früh ihm ankündigte, daß er, dem Auftrage des Königs gemäß, der Hinrichtung Katt's zusehen sollte. Der Kronprinz verlangte nur noch einen Tag Aufschub, und bat um Erlaubniß, dem Könige für die Begnadigung Katt's die Entsagung auf die Thron-

folge anzubieten. Aber schon wurde Katt unter den Fenstern vorübergeführt, in dem braunen armen Sünderkleide. Der Garnisonsprediger von Küstrin schrieb dem Vater Katt's: „Ihr Herr Sohn erblickte endlich, nach langem sehnlichen Umhersehen, seinen geliebten Jonathan, Ihro königl. Hoheit den Kronprinzen, am Fenster des Schlosses, von selbigem er mit höflichen und verbindlichen Worten Abschied nahm, mit nicht geringer Wehmuth. Der Kronprinz rief ihm zu, wie unglücklich fühle ich mich, an Ihrem Tode Schuld zu seyn; wollte Gott, ich wär' an Ihrer Stelle. — Nein, gnädigster Prinz, antwortete Katt, und wenn ich noch tausend Leben hätte, wie freudig wollt' ich sie für Sie hingeben!" Muthig bestieg Katt das Schaffot, er gab nicht zu, daß man ihm die Augen verbinde, und ein Schwertstreich des Scharfrichters schlug ihm das Haupt ab. Dieses blutige Schauspiel blieb den Augen des Kronprinzen verborgen. So scheint es nach dem glaubhaften Berichte eines Augenzeugen, nämlich des Majors von Schaacken (von den Gendarmen). *) — Den ganzen Tag über blieb der blutige Leichnam auf dem Schaffot liegen; erst des Abends wurde er durch zwölf Bürger von der Schützenzunft in einem Sarge nach dem Kirchhofe getragen. —

*) Nach Funke, Fischer und Anderen, wäre Friedrich gezwungen worden, die Hinrichtung von seinem Fenster aus mit anzusehen. Eine Ohnmacht indessen, wird beygefügt, habe ihn, in dem Augenblick eintretend, als der den Freund tödtende Hieb geführt worden, von diesem entsetzlichen Anblicke befreyt.

An den Kronprinzen hatte Katt, als letztes Vermächtniß, noch folgende Punkte, den 6ten November früh vor seiner Hinrichtung, aufschreiben lassen:

1) Daß der Kronprinz vielleicht gedenken möchte, als daß er die Schuld seines Todes auf den Kronprinzen schöbe, und mit einem Widerwillen gegen denselben aus der Welt ginge, dieses wäre nicht, sondern er erkennte Gottes heilige Regierung, der diesen rauhen Weg aus gerechten Ursachen über ihn also verhängt hätte. — 2) Verspricht er dem Kronprinzen, daß er vor Gottes Thron mit seinem Gebet wolle Dienste thun. — 3) Bittet er, der Kronprinz möge wegen seiner Exekution nicht einen Groll gegen Se. königl. Maj. lassen. — 4) Der Kronprinz möchte nicht gedenken, als ob er aus Mangel an Klugheit in dieses Unglück gerathen, sondern man müsse die Hand Gottes hierin erkennen. — 5) Auch nicht glauben, daß er alle Schuld auf ihn geschoben, ob er schon dem Kronprinzen so bewegliche Vorstellungen im sächsischen Lager, auch in der Nacht, da er bey ihm in Potsdam gewesen, gethan, und den Ausgang dieser Sache prophezeiht hätte. — 6) Bittet er den Kronprinzen, sich Dero Herrn Vater, Ihro königl. Majestät, zu submittiren, weil es Dero Herr Vater und Dero König wäre. — 7) Bittet er, der Kronprinz möchte den Willen und Wohlgefallen Gottes zur Regel aller seiner Handlungen machen, und darnach allemal seine Actiones prüfen und bedenken die Nichtigkeit aller menschlichen Anschläge. — 8) Der Kronprinz möchte gewiß glauben, daß Sie durch diejenigen, die Ihnen in Ihren Passionen flattiren, nur betrogen würden, weil solche nicht des Kronprinzen, sondern ihr eignes

Interesse zum Zweck hätten; hingegen möchte er diejenigen, die ihm die Wahrheit sagten und sich seinen Passionen widersetzten, für seine besten Freunde achten. — 9) Bittet er auf das heftigste, der Kronprinz möchte sein Herz Gott ergeben. — 10) Er möchte zuletzt ja nicht eine Fatalité glauben, sondern gewiß seyn der Vorsehung und Regierung Gottes auch in allen Kleinigkeiten. — ...Es scheint, daß diese Bemerkungen des unglücklichen Freundes nicht ohne Wirkung auf Friedrich waren.

— Daß der König in den ersten Tagen des aufgeregten Zornes dem Kronprinzen ein gleich strenges Schicksal zugedacht hatte, ist nicht unwahrscheinlich; das niedergesetzte Kriegsrecht zögerte jedoch mit dem förmlichen Spruch, indem es die Untersuchung immer weiter ausdehnte*). Man behauptet, es sey von dem König mittlerweile bey der leipziger Juristen-Facultät ein Gutachten über die Verurtheilung des Kronprinzen eingeholt worden, dieselbe aber habe — wird ferner nach mündlicher Überlieferung erzählt — geantwortet: „Der König könne dem Kronprinzen aus eigener Macht um deswillen nicht das Leben absprechen, weil letzterer zugleich ein teutscher Churprinz sey, über welchen ohne Einstimmung des Kai-

*) Nach Funke behauptete der König, nachdem er dem Kriegsgerichte den Fall vorgetragen, sein Sohn habe den Tod verdient. „Mehre Anwesende fielen dieser Meinung bey; aber auch nicht wenige widersprachen derselben, namentlich der Feldmarmarschall von Natzmer, der Generalmajor von Buddenbrock und Fürst Leopold von Dessau.“ — (Förster.)

sers und der Reichsstände dergleichen Strafe nicht verhängt werden dürfe*)."

Nicht gleichgültig vernahmen auch die auswärtigen Höfe das Schicksal des Kronprinzen, und namentlich verwendeten sich mehre protestantischen Fürsten thätig für ihn. Selbst der Kaiser, zufrieden, die Verbindung Preußens mit England aufgelöst zu haben, fühlte sich ernstlich zu freundlicher Vorstellung verpflichtet.

Friedrich Wilhelm fühlte sich geschmeichelt, fast alle europäischen Höfe, namentlich den teutschen Kaiser, für den er eine fast abgöttische Verehrung hegte, seine Gnade für den Kronprinzen in Anspruch nehmen, und hierdurch seine unumschränkte Gewalt anerkennen zu sehen. Sein Zorn ward am ersten durch

*) So viele Zweifel man auch gegen dieses Gutachten erhoben hat, so ist es dennoch wahrscheinlich, daß der König über diesen Gegenstand bey Rechtsgelehrten angefragt hat. Man sehe z. B. Förster's Schrift, S. 110 — 114. — Ueber so viele Schwierigkeiten noch mehr erzürnt, soll Friedrich Wilhelm im versammelten Rathe ausgerufen haben: „Wol! Will man mir in Berlin, als einem Reichsfürsten, Fessel anlegen, so geh' ich mit meinem Sohne nach Königsberg, da häng' ich doch alleine von Gott ab." — „Und diesem Gott," versetzte der Probst Reinbeck, „wird Ihro Majestät auch einst für das vergossene Blut Ihres Sohnes Rechenschaft ablegen müssen." — Diese entschlossene Antwort, von einem Geistlichen kommend, verfehlte — ist anders die Sache nicht erdichtet — bey dem religiösen, oder auch frömmelnden, Könige ihren Zweck nicht, und trug ohne Zweifel vieles zur Besänftigung desselben bey.

diejenigen abgeleitet, welche ihn von Neuem aufregten, dann aber durch das viele Befragen, Beklagen und Begutachten gemildert. Es fehlt nunmehr blos, daß der Kronprinz selbst durch Unterwürfigkeit Versöhnung suche, jedoch ohne den Anschein, daß es von dem Könige veranlaßt worden sey. Auch dazu fand sich günstige Einleitung. Grumbkow, der schlaue Höfling, sah in dieser Verwickelung der Familienverhältnisse eine schöne Gelegenheit, seine Dienste beiden Parteyen wichtig zu machen. Er bat den König, den Kronprinzen in Cüstrin besuchen zu dürfen, um ihn zur Unterwerfung geneigt zu machen; denn das Wort des Königs war: daß er, nur wenn der Prinz sich vor ihm demüthige und um Gnade bitte, ihm verzeihen werde. Der König genehmigte Grumbkow's Vorschlag, doch sollte er durchaus den Prinzen nicht merken lassen, daß er, der König, um diese Sendung wisse. Auch die Königin suchte Grumbkow jetzt für sich zu gewinnen, von der er wol wußte, wie übel er sich ihr durch seine Wickeleyen empfohlen hatte. Er bat um ein geheimes Gehör, wovon der König nichts erfahren dürfe. Die Königin beschied Grumbkow zu sich. Er sagte ihr, daß er den Ölzweig bringe, den Frieden anzukündigen; er theilte ihr die Absicht seiner Sendung mit, und bat, die gute Stimmung des Königs ja nicht von Neuem zu stören. Sie versprach ihm Alles, und dankte ihm, so schwer es ihr auch ward, für die sorgsame Aufmerksamkeit.

Grumbkow ging jetzt nach Cüstrin; er sagte dem Kronprinzen, daß er ohne Vorwissen des Königs gekommen sey, um ihm von dessen ruhiger Gesinnung

eilig Nachricht zu geben, und ihm seine unterthänigen Dienste anzubieten. Er rieth ihm, dem Könige zu schreiben, wie sehr er seinen Fehler bereue, und daß er demüthig ihn um seine väterliche Huld und Gnade bitte. — Mit dem Antrage war der Kronprinz eher einverstanden, als mit dem Botschafter; indessen antwortete er, er sey keineswegs geneigt, sich vor dem Vater zu demüthigen, der ihn so behandelt habe, am wenigsten würde er mit Aufträgen dieser Art den Herrn von Grumbkow beschweren, den er nie Ursache gehabt für seinen Vertrauten zu halten. — Grumbkow ließ sich nicht irren, er fuhr fort, dem Kronprinzen die Grüße und Bitten einer betrübten Mutter zu melden, und die traurige Bekümmerniß mit den lebhaftesten Farben zu schildern, die seine Hartnäckigkeit gegen den Vater ihr und der geliebten Schwester zuziehen würde. Dies traf die verwundbare Seite des Prinzen, dessen Eigenwille durch die Strenge des Königs gebrochen war, und er schrieb dem Vater:

Allerdurchlauchtigster ꝛc.

Allergnädigster Vater!

Ew. königl. Majestät, meinen Allergnädigsten Vater, habe ich durch meinen Ungehorsam, als Dero Unterthan und Soldat, eben so sehr als durch meine Unfolgsamkeit, als Dero Sohn, Veranlassung zu einem gerechten Zorne und Widerwillen gegen mir gegeben. Mit dem allerunterthänigsten Respekt unterwerfe ich mich ganz der Gnade meines allergnädigsten Vaters, und bitte, mich allergnädigst zu pardonniren, da mich nicht so sehr die Beraubung meiner Freyheit in einem malheureusen Arrest, als meine eigene Gedanken von meinem begangenen

Fehltrit zur raison gebracht haben. Der ich mit allerunterthänigstem Respekt und Submission bis an mein Ende verharre ꝛc.

Nachdem der König diesen Brief erhalten hatte, sandte er den 16ten November (1730) von der Generalität die Herren von Grumkow, von Röder, von Glasenap, von Billerbeck, von Waldau und von Derschau, und den Minister und Staatssecretär von Thulmeier, nach Cüstrin, um dem Kronprinzen bekannt zu machen, daß er, als Vater, und durch die Verwendung verschiedener Mächte Europa's, besonders des Kaisers, ihm die begangenen Vergehungen verzeihen, und ihn aus dem engen Gefängniß befreien wollte, worin er bis jetzt gewesen wäre, doch mit der Bedingung, daß er sich nicht aus Cüstrin begebe. Er solle in dieser Stadt als Privatmann leben, sich hier mit der Verwaltung der Domainen bekannt machen, täglich auf die Domainenkammer gehen, und dort seine Stelle unter dem jüngsten Rathe nehmen. Vor allem aber verlange er, daß der Kronprinz sich durch einen Eid verbindlich mache, niemals gegen die, von denen er nur vermuthen könne, daß sie gegen ihn gehandelt, sich etwas Strafendes zu erlauben; daß er sich dem Gehorsam nie entziehen, den er dem König schuldig; nie ohne dessen Erlaubniß eine Reise unternehmen; daß er in der Furcht Gottes leben und die Pflichten der Religion ausüben, und daß er endlich keine andere Prinzessin heirathen wolle, als die ihm der Vater bestimmen werde. Der Prinz verlangte die Eidesformel zu sehen, die er schwören sollte, um sie vorher zu prüfen; Herr von Thulmeier übergab sie ihm, worauf sich die Commission entfernte.

Am folgenden Morgen, den 17ten November, begaben sich jene Herren wieder zu dem Kronprinzen, und führten ihn aus seinem Zimmer zu dem Präsidenten von Münchow. Der Generalmajor und Gouverneur von Lepell gab ihm den Degen wieder, worauf Herr von Thulmeier den Eid vorlas, den der Kronprinz mit lauter Stimme wiederholte, und ihn hierauf mit eigener Hand unterzeichnete. Er ging nun in die Kirche, hörte eine Predigt, und nahm das Abendmahl. Nachdem er wieder zurück zu dem Herrn von Münchow gegangen, sendete er dem König ein zweytes Schreiben, worin er ihm für die wiedergeschenkte Freyheit dankte.

Nachmittags führte die Commission den Prinzen in ein für ihn eingerichtetes Haus, stellte ihm den vom König ihm bestimmten Hofmarschall, Herrn von Wolden, seine künftigen Kammerjunker, die Herren von Natzmer und von Rohwedel, und seine Bedienung vor, die aus einem Kammerdiener, zwey Pagen und vier Lakayen bestand, von denen er keinen früher gekannt hatte. Sie machten ihm ferner den beschränkten Satz seiner Ausgaben bekannt; doch der Kronprinz war während seiner Gefangenschaft an Entbehrung gewöhnt. — Auch jetzt noch hatte der König Alles gestrichen, was zum Vergnügen oder zur Erholung des Kronprinzen ausgesetzt worden war. Er befahl ihm, Nichts zu lesen und Nichts zu schreiben, als Kammersachen; streng untersagt war ihm, französisch zu sprechen. Er durfte keine Uniform tragen; ein graues Kleid mit schmalen silbernen Tressen machte seine ganze Garderobe aus. — Während der Gefangenschaft hatte der Herr von Münchow dem

Kronprinzen manche Erleichterung zu verschaffen gewußt, doch ist dies öfters übertrieben worden. Büsching erzählt: „Der Kronprinz hatte in der Festung ein schlechtes Wohnzimmer, anfänglich ohne alle Bequemlichkeit. Die erstere verschaffte ihm der damalige Präsident von Münchow, der durch den Boden über seinem Arrestzimmer ein Loch machen ließ, durch welches er mit dem Kronprinzen sprach, ihm sein Mitleid bezeigte und ihm seine Dienste anbot. Er klagte über schlechtes Essen, Geschirr, Tischzeug u. s. w. Der Präsident versprach ihm besseres zu verschaffen, ließ das letztere ihm auch, ohne daß es die Schildwache bemerkte, in einem neuen Nachtstuhle bringen."

Wie eng sich aber der Kronprinz behelfen mußte, sehen wir aus einem Briefe des Predigers Müller zu Liebenwalde, eines Sohnes des Feldpredigers Müller von den Gendarmen, der Herrn von Katt begleiten mußte; darin schreibt er: „...Friedrich war anfänglich in seinem Arreste sehr hart behandelt worden. Er hatte einen schlechten blauen Überrock an ohne Stern, und war aller anderen Kleider beraubt, mußte auf hölzernen Schemeln sitzen, und bey'm Essen durfte ihm keine Gabel und kein Messer gegeben werden, sondern er bekam die Speisen geschnitten; auch ward keiner von seinen Lakayen zur Bedienung zugelassen.

„Als endlich der Tag seiner Erlösung kam, hatte der König befohlen, der Kronprinz sollte an dem gleich darauf folgenden Sonntage aus seinem Arreste in die Kirche zum Gottesdienste gehen. Nach der Predigt beurlaubte mein Vater sich bey dem Prinzen,

und fragte, ob Se. königl. Hoheit noch etwas zu befehlen hätten, bey Ihrem Herrn Vater auszurichten. Antwort: „Sagt Ihr, ich wäre sehr gerührt über meines Vaters Gnade, und bittet ihn, daß er mir an meinen Degen doch ein Portd'epée zukommen lassen möge."

„Der König hatte meinem Vater geschrieben, sobald er meine, den Kronprinzen befestiget zu haben, solle er nach Wusterhausen reisen. Hier empfing ihn der König sehr gnädig, und er mußte ihm sowol von dem Herrn von Katt, als auch vom Kronprinzen, sehr ausführliche Nachricht geben, desgleichen von der Predigt. Zuletzt sagte mein Vater, Se. königl. Hoheit hätte noch eine Bitte an Se. Majestät. Der Kronprinz hätte kein Portd'epée an seinen Degen erhalten. Hierauf schrie der König laut auf: „Ist denn Fritze ein Soldat? Nun das ist ja gut!" —

In Cüstrin wurde Friedrich von dem Kammer-Direktor Hille in Finanz- und Polizeysachen theoretisch, und von dem Kreis- und Domainenrathe Hünicke in der Landwirthschaft und Domainen-Verwaltung, unterrichtet. Zugleich wohnte er, zur Erlernung des praktischen Kameraldienstes, den Sitzungen der neumärkischen Kammer bey, arbeitete bey derselben gleich anderen Räthen, und wurde auch mit Localkommissionen in der Provinz beauftragt. So soll er unter andern die Einrichtung des Amthauses zu Himmelstädt besorgt haben, und das Landhaus in Cüstrin ward nach seiner Zeichnung gebaut. Als der General Grumkow dem König einst die von dem Kronprinzen eingegangenen Arbeiten übersendete, und

sich zwey von demselben eigenhändig geschriebene, eine aber von ihm blos unterzeichnete, vorfanden, so bemerkte der Vater am Rande: „Fritz soll nicht blos unterschreiben, er soll selbst arbeiten*).“

Einige Monate nach der Freylassung des Kronprinzen begab sich der König nach Cüstrin; er ließ den Sohn zu sich rufen. Dieser warf sich dem Vater zu Füßen; er hob ihn gütig auf, umarmte ihn, und sprach eine Viertelstunde mit ihm, ohne die eigentliche Angelegenheit zu berühren; auch änderte sich die Lage des Kronprinzen nicht bedeutend, denn über seine Ausgaben mußte noch strenge Rechnung geführt werden. Dies hatte der König dem Herrn v. Wolden aufgetragen, welcher auch später noch Friedrich's Haushofmeister blieb, als derselbe nach Ruppin versetzt worden war.

Über ein Jahr (nämlich vom September 1730 bis zum November 1731) hatte der Kronprinz in Cüstrin zugebracht, als endlich eine Versöhnung zwischen ihm und dem Vater zu Stande kam. In jener Zeit erwarb er sich, bey seinem Eifer und den glücklichen Anlagen, die ihm von der Natur zu Theil geworden, einen Schatz von Kenntnissen, welche auf seine Regierung den gesegnetsten Einfluß zeigten.

---

*) Durchaus unwahr ist, was in dem Werke: „*Vie de Frederic II., Roi de Prusse*“ (Strasbourg 1787), tôme I. pag. 13 erzählt wird: Der junge Rath wohnte den Sitzungen bey; aber anstatt die Acten einzusehen oder die Verordnungen zu copiren, las er entweder französische Schriften, oder er zeichnete den Präsidenten und die Räthe als Carrikaturen ab, mit Hörnern, Spielkarten, Bouteillen u. dgl.

Als eine Bedingung der Versöhnung mit dem Kronprinzen hatte der König die Vermählung der Prinzessin Friederike mit dem Erbprinzen von Bayreuth gefordert, um die Intriguen, welche die Königin selbst in der bedrängtesten Zeit nicht aufgegeben hatte, und jede Verbindung mit England, mit einem Male zu durchschneiden.

Diese Vermählung, welche die völlige Aussöhnung des Kronprinzen mit dem Könige veranlaßte, ward auf den 20ten November 1731 angesetzt. Der Kronprinz ward dazu eingeladen, verbat sich aber diese Ehre bey dem Vater schriftlich; erst den 23ten November traf er in aller Stille in Berlin ein. An diesem Abende war großer Ball bey Hof. In bürgerlicher Kleidung, und unerwartet, mischte sich der Kronprinz in die Gesellschaft; beynah' eine Viertelstunde stand er hinter dem Spieltische der Königin, eh' sie ihn bemerkte; endlich küßte er ihr die Hand. Die Freude der Mutter theilte sich bald der ganzen Gesellschaft mit. Der König war sehr zufrieden, daß man seinem Willen sich fügte; er wünschte nicht nur den Hof, sondern die ganze Stadt, von dem glücklichen Verhältniß seiner Familie zu unterrichten. Die Festlichkeiten der Vermählung der Prinzessin wurden verlängert, und er ließ zu einem Hofball am 26ten November „viele Kriegs- und Hofräthe, mehre Kaufleute und einige andere honette Personen bürgerlichen Standes, nebst Dero Eheliebsten, gnädigst invitiren, die sich diesen Abend auf dem Schlosse mit Tanzen vergnügten, und mit Speise und Trank bewirthet wurden."

Den 30ten November speiste der König, nebst

dem Kronprinzen, und viele der hohen Gäste, bey dem östreichischen Feldmarschall von Seckendorf. An diesem Tage erhielt der Kronprinz die Uniform des von götz'schen Regiments, aber nicht die eines Generalmajors, wie man erwartete. Auch mußte er sie ablegen, als er sich den 4ten December, in Begleitung der Herren von Wolden, Natzmer und Rohwedel, wieder nach Cüstrin auf die Domainenkammer begab; hier trug er jetzt ein grünes Kleid nach bürgerlichem Schnitt. —

Eine neue Sorge des Königs war, den Prinzen zu vermählen. Die früheren Entwürfe seiner Gemahlin sollten auch hier keine weitere Gültigkeit haben. Mehr als je war der König dem englischen Hofe abgeneigt, und es war das Interesse Östreichs, ihn durch Seckendorf in dieser Stimmung zu erhalten. Dem Kronprinzen ward daher die Prinzessin Elisabetha Christina von Braunschweig-Bevern, geboren den 8ten September 1715, zur Braut bestimmt.

Friedrich ward den 29ten Februar 1732 zum Obristen ernannt, und am 11ten März führte ihn sein Vater selbst als Präsidenten im General-Ober-Finanz- und Kriegs-Direktorium ein, und hielt dabey eine kurze, aber sehr nachdrückliche, Rede. Zugleich ward daselbst der Hauptmann von Haake als Hofjägermeister mit Sitz und Stimme in Pflicht genommen.

Im Juny 1733 reiste der Kronprinz mit seinem Vater zum Hochzeitfeste; den 10ten d. M. trafen sie in Salzdahlen ein, und den 1ten July kam der letztere nach Potsdam zurück. Hier war große Heerschau; der Kronprinz hatte ein eigenes Regiment erhalten. Die kurmärkischen Stände bezeugten ihm

ihren Glückwunsch zur Vermählung durch ein Geschenk von 20,000 Thalern, obgleich Friedrich Wilhelm, durch einen Befehl vom 16ten May d. J., die sonst übliche Fräuleinsteuer bey der Hochzeit des Kronprinzen verbeten hatte.

Für die Kronprinzessin bestellte der König einen eigenen Hofstaat; für Stall, Küche und Keller wurden die Bedienten ernannt. Sie erhielt zugleich als Witthum das Amt Ruppin, wo ihr später gehuldigt wurde. Den 25ten July kam diese Prinzessin, von ihren Ältern begleitet, in Potsdam an; zum feierlichen Empfang hatte der König drey Bataillons der größten Grenadiere aufgestellt. Nachmittags ging Friedrich Wilhelm nach Berlin, und am folgenden Tage trafen auch die fremden Herrschaften in Charlottenburg ein. Von hier begaben sie sich des Morgens um 5 Uhr, in Begleitung von 59 mit 6 Pferden bespannten Kutschen, und vielen Cavalieren zu Pferd, nach dem Exercierplatze bey Tempelhof, wo zwanzig Bataillone und eben so viele Schwadronen große Bewegungen ausführten. Um 1 Uhr erfolgte der Einmarsch der Truppen, er währte bis 4 Uhr; hernach ward im Pfeilersaal auf dem Schlosse gespeist, von wo die Prinzessin von allen Anwesenden nach dem neuen Palais des Kronprinzen (zu Berlin) begleitet wurde. Hier empfing sie den 28ten die Glückwünsche sämmtlicher geistlichen und weltlichen Collegien.

Bald sollte nun Friedrich, später der größte Heerführer seiner Zeit, zum ersten Mal in einem Feldzug erscheinen. Preußen hatte zu dem Kriege gegen Frankreich 10,000 Mann stoßen lassen, welche, mit den übrigen Reichstruppen, unter dem Prinzen Eugen,

die von den Franzosen belagerte Festung Philippsburg zu entsetzen suchen sollten. Den 29ten Juny 1734 war der Kronprinz von Berlin abgereist, und zeigte darauf bey allen Vorfällen eine bewundernswürdige Ruhe und Entschlossenheit. Man sah ihn, wie er, mitten im Kugelregen, unerschrocken sich mit den ihn begleitenden Generalen unterhielt, und kaltblütig an den gefährlichsten Stellen vorüber ritt.

Dieser Feldzug war für die militärische Bildung Friedrich's sehr wichtig, wenn auch die Waffen der Verbündeten gegen die Franzosen nicht glücklich waren. Er lernte das Feldlager und den Umgang mit den Soldaten zur Kriegzeit kennen; der König erlaubte ihm nicht anders, als immer im freien Felde mit seinem Regimente zu campiren; zu jedem Kriegsrath, den der alte Prinz Eugen berief, ward auch Friedrich eingeladen, und er lernte hier die östreichische Kriegskunst und ihre Mängel an der besten Quelle kennen. Nachdem derselbe die Truppen am Rhein in die Winterquartiere geführt, kehrte er nach Preußen zurück — denn das Leben des Vaters war durch eine gefährliche Krankheit bedroht — und traf den 12ten Oktober in Potsdam ein.

Heitrere Tage begannen jetzt. — Im August 1736 begab sich die Kronprinzessin nebst ihrem Gefolge nach Rheinsberg, einem Schlosse bey Ruppin, das der Vater dem Kronprinzen gekauft hatte, und bewirthete hier zum ersten Male den König und seine Gemahlin. Dies geschah den 4ten September, an welchem Tag eine große Jagd gehalten ward. — Friedrich, der sich angelegentlicher als zuvor mit dem Soldatenwesen beschäftigte, und bey seinem

Regimente gute Ordnung hielt, gewann das Vertrauen und die Liebe seines Vaters immer mehr.

Von der Schönheit des Regiments des Kronprinzen erzählte man sich eben so viel, wie von seinen Versen, und selbst Voltaire wundert sich nicht wenig, daß der junge Metaphysiker so firm auf dem Paradeplatz ist. Friedrich beantwortet ihm seine Anfrage in einem Briefe vom 7ten April 1737: „Wodurch hat mein Regiment Ihre Neugier erregen können? Ich wünschte, es wäre durch seine Tapferkeit bekannt, und nicht durch seine Schönheit. Ein Regiment muß sich nicht durch eiteln Aufzug, Putz und äußeren Flitter auszeichnen. Ganz andere Krieger führte Alexander, da er Griechenland unterwarf und Asien eroberte. Ihr Schmuck war das Schwert, lange Gewohnheit hatte sie zu schwerer Arbeit gehärtet, sie wußten Hunger und Durst und jedes Übel zu ertragen, das ein langer Krieg mit sich führt. Strenge Zucht hielt sie zusammen, um rasch denselben Zweck, und die größten Unternehmungen des Feldherrn geschwind und glücklich auszuführen.“ —

So werth Homer, Horaz, Virgil und Voltaire dem Kronprinzen waren, so viele Nächte er bey Wolf's Metaphysik durchwachte, so versäumte er sich nicht in der Kriegwissenschaft. Die Feldzüge der alten und neuen Feldherren waren ihm bekannt, auch über das Kriegwesen unterhielt er einen Briefwechsel mit unterrichteten Männern, besonders mit dem Obristen Camas. —

Nahe bey Ruppin, wo das Regiment des Kronprinzen stand, liegt das Städtchen Rheinsberg. Hier ward ihm von dem König ein schöner Rittersitz auf

dem Land angewieſen, und erlaubt, nach ſeiner Angabe ſich das Schloß aufzubauen und die Anlagen des Parks zu erweitern. Rheinsberg gehört zu den Oaſen der Mark Brandenburg; wenn man auf tiefen Sandwegen, zwiſchen Feldern, deren dürftige Saaten den unfruchtbaren Boden ankündigen, zwiſchen Dörfern, deren verfallene Hütten die Armuth des Landmannes nicht verbergen, von Berlin nördlich nach der Abdachung hinabgeht, die gegen die Nordſee ſich verflacht, und überall die Aufſchwemmungen von Sandhügeln ſieht, die hier das Meer zurückgelaſſen hat, auf denen nur trauriges Nadelholz Wurzel ſchlagen konnte, ſo werden wir angenehm überraſcht, wenn wir die Feldflur von Rheinsberg betreten. Das Rhynflüßchen gießt Lebenskraft in die ausgetrockneten Adern des Bodens, und Landſeen verſorgen mit erquicklichem Überfluß Feld und Wieſen. Hier begegnen uns Pferde von edlerem Wuchſe, und auf den Triften treiben ſich wolgenährte, glatte Rinder und feinwollige Schafe munter umher. Zwiſchen das ſtarre Nadelholz hat ſich die Birke mit beweglicherem Blatt hereingeſtellt, die Landſchaft wird lebendiger durch die gemiſchten Schattirungen des Laubholzes, und am Wege ladet den müden Wanderer der Schatten der duftenden Linde und des rauſchenden Buchwaldes zur Ruhe. Wo die Natur ſchon von ſelbſt ſo freygebig iſt, gelang es dem Fleiße und der Geſchicklichkeit, von ihr noch ſchönere Gaben zu gewinnen. Ein Blüthenſchnee bedeckt im Frühjahre die Obſtpflanzungen, edlere Gartenfrüchte zieht der erfahrene Gärtner, und ſelbſt den Mandelbaum und den Weinſtock hat er am Spalier gezogen und an den nordiſchen

Himmel gewöhnt. Suchen wir aber nach der Zerſtreuung und der Theilnahme, die das Nützliche anregt, einen gefälligen Ort, wo die Natur es erlaubt, uns ungeſtört den Gedanken, dem Gefühle, zu überlaſſen, die wir aus dem lärmenden Gedränge der Geſellſchaft mit uns hinaustragen in die hohen Buchengänge, ſo wählen wir den Park von Rheinsberg zu unſerem ſtillen Aufenthalt. —

Das Schloß war geräumig und bequem, die luſtigen Freunde wohnten neben den ernſten, ohne einander zu ſtören, die Frauen erfuhren wenig von ihrer Unruhe. Die Tafel und der Keller waren nicht überfüllt, die Geſellſchaft geiſtreich genug ohne Rauſch.

Friedrich lernte in ſtrenger Entbehrung den Werth des freien Lebens kennen; er hatte nur an edleren Freuden Gefallen, Rohheit war aus ſeinem Kreiſe verbannt. Vielleicht war die ſchwerſte Aufgabe für ihn, dies beides zu vereinigen, daß er mit allem Dienſteifer und kindlichem Gehorſam den Befehl des Vaters erfüllte, und zugleich auch mit voller Neigung der Wiſſenſchaft mit den Freunden lebte. Die Ordnung ſeines Regiments haben wir erwähnt; wie groß die Beſorgniß war, dem König in Allem ſich verſöhnt, gehorſam, gefällig zu erweiſen, zeigen uns die Briefe, die er dem Vater ſchreibt. Wie ſchwer es ihm auch ward, die Poeſie und Philoſophie zu verſäumen, um die Montirungſtücke nachzuſehen und die Rekruten zu meſſen, ſo ſah er den Dienſt immer als ſeine Pflicht an, nach deren Erfüllung er erſt ſich zu der weit größeren Anſtrengung wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung wendete. Nicht aber mit ſtrenger Beſorgung des geforderten Dienſtes allein ſuchte er dem

Vater zu genügen, er wußte auch durch andere Gefälligkeiten sich ihm zu empfehlen und sich in seiner Gunst immer mehr zu befestigen. Er schaffte von dem ersparten oder mühsam aufgeborgten Geld große Rekruten an, die er öfter mit 6000 Thaler bezahlte, und dann dem Vater für einen mäßigen Preis überließ; er suchte eben so aus seinem Reviere große Hirsche dem Könige zur Parforce-Jagd nach Potsdam zu bringen; mit fetten Hühnern, kalten Pasteten, Austern und Seefischen, die der Vater gern aß, versorgte er seine Tafel. Dafür war dieser wiederum gefällig genug, sich, wenn er das Regiment gut in Ordnung fand, nicht mehr um die Flöte und die französischen Verse des Sohnes zu bekümmern, und ihn dem vertrauten Kreise seiner Philosophen und Poeten zu überlassen.

Suchen wir einmal die frohe Gesellschaft in Rheinsberg auf. Es ist schon Abend, im Park ist es ruhig; wir fahren, von Schwänen, wie von Delphinen, begleitet, über den mit Hügeln begränzten See, an den anmuthigen Inseln vorüber; die Worte über dem großen Portal: „Friderico tranquillitatem colenti“ sagen uns, welchen Göttern hier geopfert wird. Aus dem Schlosse tönt uns die Harmonie einiger Instrumente entgegen, wir unterscheiden bald, daß es nicht lärmende Tanzmusik ist. Die Flöte übernimmt das Solo; der Kronprinz gibt ein Concert von eigener Composition. — Doch nicht den ganzen Abend wird musicirt, wie es leider in unseren Gesellschaften gewöhnlich ist, wo selbst die angenehmste Musik oft langweilt, weil man Niemand zum Wort kommen läßt, das doch gegen den Ton auch seinen

gültigen Anspruch hat. In Rheinsberg gilt die Musik eben nicht mehr, als das Geläute der Kirche; theils ruft sie die Gesellschaft, theils soll sie eine gleiche, beruhigte Stimmung der Gemüther verbreiten, und auch in der Aufregung ihnen Maas und Harmonie erhalten.

Die Musikstücke werden zusammengelegt, man unterhält sich französisch, einige Gesänge der Henriade werden vorgelesen. Die Rollen zum Cäsar sind auch schon vertheilt, man hat sich eingeübt, Jeder wählte den Charakter, der ihm am meisten zusagte, man liest mit Gefühl und Ausdruck. So vergegenwärtigt man sich das alte Heldenthum, um die an Thaten dürftige Gegenwart zu schmücken, und zu gleichem Ruhme sich zu begeistern.

Ein Paquet wird von der Post gebracht; an dem Siegel, der Hand, erkennt man sogleich, daß es von Suhm, dem geliebten Diaphanes, ist; er schickt die Fortsetzung von Wolf's Metaphysik. „Seyd unbesorgt," tröstet der Kronprinz die poetische Gesellschaft, „ich will Euch nicht mit in die dunkle Kammer der Philosophie nehmen, zumal heute, da Algarotti bey uns ist, den wir mit andern Früchten, als mit teutscher Metaphysik, unterhalten müssen!" — Der heitere Cäsarion Kaiserling ist am schnellsten damit einverstanden; er zerstreut die Unterhaltung, die schon ernst zu werden beginnt, durch einige lustigen Abentheuer, die er an fremden Höfen erlebt, und weiß sich gegen die Zweifel, die man an seiner Ritterschaft hat, trotz seines Podagra's, gewandt zu wehren. Der Hauptmann, Baumeister und Maler v. Knobelsdorf breitet jetzt seine Mappen aus, und führt die

Gesellschaft in ferne Lande, die er gesehen, und in flüchtigen Umrissen baut er schon Schlösser und Opernhäuser für künftige Zeiten auf. Auch das Ordenshaus wird gezeichnet, wo sich die Ritter ohne Furcht und Tadel vom Bayard-Orden, den der Kronprinz gestiftet, einst versammeln sollen. Zu dem Baumeister hat der Maler Pesne sich gesellt, dessen berühmter Pinsel die Plafonds der Säle verziert hat.

Ein neuer Gast tritt ein; „Vive Jordan et sa bonne humeur!“ ruft ihm der Kronprinz entgegen. Wirklich, es ist Jordan, der aus dem Bücherstaube seiner Bibliothek sich aufgemacht hat in die heitere Welt von Rheinsberg. „Eine neue Ausgabe des Horaz, mein Prinz! auf holländischem Papier, mit silbernen Lettern gedruckt, in pariser Maroquin gebunden, mit Noten von Bentlei, Hamsterhuslus, den beiden Burmännern, Valkenar, Daniel Heinsius und vielen andern Heroen der klassischen Literatur; — auch bring ich Briefe“ — — „Briefe von Voltaire!“ unterbricht ihn der Kronprinz, „verstecke sie nicht hinter Deine schweinsledernen Notenmacher; gib uns die Briefe, die Schriften.“ Wirklich ist Voltaire so gefällig, die beiden ersten Akte des Mahomet, wie sie aus der Feder geflossen sind, seinem Federico nach Remusberg zu schicken. Da werden die Champagnergeister aus dem Keller herauf beschworen, um dem fernen Landsmann einen feuerigen Gruß zuzurufen; der Wein und der Witz schäumt in goldenen Perlen, und so buntfarbig das Kleid ist, das die Gesellschaft trägt, so ist's doch Ein Geist, der sie belebt, der Geist der Bildung, der Humanität, und die man für die Getrenntesten halten könnte, findet man hier eng

verbündet; ein Jeder wird in diesem Kreise ein Anderer, als er draußen war. Der Prediger Achard vergißt seine Amtsmine, und weiß scherzhaftem Angriff mit gleicher Waffe zu begegnen; der Mylord Marschall hat den ganzen Abend nur einmal „God dam!“ geflucht, ohne sich dabey auf Porter und Roastbeef zu berufen; der Obrist Fouqué drang Niemand die Geschichte seiner Feldzüge und Pferde auf; der italienische Graf beklagte sich nicht, keine Orangenwälder zu finden; der französische Marquis schwieg von dem Stammbaume seines alten Hauses, und der Kronprinz las seine eigenen Gedichte nicht vor — wenn man eben Racine und Voltaire vor sich liegen hatte. — Indem so ein Jeder sich zu bescheiden wußte, und sich nicht mit origineller Anmaßung geltend machen wollte, gewann die Gesellschaft die heiterste Harmonie. Fröhlich, wie man sich versammelt hatte, ging man auseinander, Jeder suchte ungestört im stillen Kämmerlein die Ruhe und was ihm sonst die freygebigen Götter bereitet hatten.

Hier glaubte Friedrich die glücklichen Inseln der Hesperiden gefunden zu haben, mit keinem Dorfe bey Rom wollt' er tauschen; er unterhielt sich gerne mit den entfernten Freunden des Auslandes von dem milden Himmel, den schönen Umgebungen und der frohen Beschäftigung, und was er nur sonst von Rheinsberg zu rühmen weiß. Hören wir darüber ihn selbst. An Suhm schreibt er (15. August 1736): „Ich kehre nun in meine Einsamkeit zurück, wo ich mich ganz dem Studium überlassen werde. Wolf, wie Sie leicht denken können, nimmt eine Stelle auf meinem Schreibtisch ein; dann kömmt auch die

Reihe an Sieur Rollin, die übrige Zeit weih' ich den Göttern der Ruhe und den Musen. Gresset, ein Dichter, von dem Sie Manches gehört, vielleicht gelesen haben, wird zu mir kommen, mit ihm der Abbé Jordan, Kaiserling, Fouqué und der Major Still. — Was für ein widriges Schicksal trennt uns, geliebter Diaphan, und warum können wir nicht in Rheinsberg unsere Tage neben einander verleben, im Schooße der Wahrheit und Unschuld?

Dort, unter dichtbelaubten Buchen,
Lehrt Wolf im milden Frühlingschein
Den irren Geist die Wahrheit suchen,
Und mögen auch die Pfaffen schrei'n
Und unserm freien Streben fluchen. —
Die Charis und die Scherze wohnen
Auf diesem anmuthreichen Land;
Doch sind, wo jene Holden thronen,
Die andern Götter nicht verbannt.
Minerva wird und Mars gegrüßt
Mit unsrer Lyra Feierklange,
Bacchus mit festlichem Gesange,
Wenn seine Schale überfließt;
Und schweigsam opfern wir in stillen Nächten,
Cythere, deinen Zaubermächten *)!

*) Wir lassen diese Verse im Original hier ebenfalls folgen:

Là sous un ciel serein, assis au pied des hêtres,
Nous étudions *Wolff* en dépit de nos prêtres.
Les grâces et les ris ont accès en ces lieux,
Sans pourtant excepter aucun des autres Dieux.

„Das ist die Beichte, die ich Ihnen über das Leben ablege, welches wir in jenem glücklichen Aufenthalte führen, wo uns der Himmel noch lange Herberge geben möge.“ —

Über die Art und Weise der Beschäftigung gibt er dem Freunde in einem folgenden Briefe (23ten Oktober 1736) Bericht: „Ich glaube, Sie werden es nicht ungerne sehen, wenn ich Ihnen ein Paar Worte von unseren ländlichen Zeitvertreiben schreibe; denn mit denen, die uns theuer sind, spricht man gerne recht ausführlich, und wenn's auch nur Kleinigkeiten sind. Wir haben unsere Beschäftigungen in zwey Classen getheilt; die erste umfaßt die nützlichen, die andere die angenehmen in sich. Zu den nützlichen zähle ich das Studium der Philosophie, der Geschichte, der Sprachen; zu den angenehmen die Musik, die Trauerspiele, Lustspiele, die wir aufführen, die Redouten und Feste, die wir geben. Immer aber gewinnen die ersteren Beschäftigungen den Vorrang vor den übrigen, und ich darf schon sagen, daß wir die Vergnügen sinnig in das Leben streuen, um dem Geist Erholung zu geben, und das mürrische Wesen und den Ernst der Philosophie durch die Grazien aufzuheitern.“

Tantôt, quand nous sentons bouillonner notre verve,
Nous chantons en l'honneur de Mars et de Minerve;
Tantôt, le verre en main, nous célébrons Bachus,
Et la nuit nous payons nos tributs à Venus.

In Rheinsberg schrieb Friedrich viele historische und philosophische Abhandlungen, unter denen sich die Betrachtungen über das europäische Staatensystem und die Prüfung des Principe von Machiavelli*) besonders auszeichnen, auch besitzen

*) „Ich wage es," sagt er in der Vorrede, „die Vertheidigung der Menschlichkeit gegen ein Ungeheuer zu unternehmen, das dieselbe ausrotten will; ich wage es, Vernunft und Gerechtigkeit Sophismen und Lastern entgegen zu stellen. — Ich habe den Fürsten des Machiavel immer für eines der gefährlichsten Bücher angesehen, die der Welt bekannt geworden sind. Es ist ein Werk, das natürlicher Weise in die Hände der Fürsten und Staatskundigen fallen muß; und nichts ist leichter, als daß ein ehrgeiziger junger Mann, dessen Herz und Urtheilskraft noch nicht Festigkeit und Bildung genug haben, um das Gute vom Bösen richtig zu unterscheiden, durch Maximen verdorben werde, die seinen Grundsätzen und Leidenschaften schmeicheln.

„Wenn es Unrecht ist, die Unschuld einer Privatperson zu Grunde zu richten, die nur geringen Einfluß auf das Ganze hat, so ist es um so schädlicher, Fürsten zu verderben, welche Völker beherrschen, Recht und Gerechtigkeit handhaben, Beyspiele davon ihren Unterthanen aufstellen, und durch ihre Güte, Seelengröße und Mildthätigkeit lebendige Ehrenbilder der Gottheit seyn sollen. Die Plagen des Himmels dauern nur eine Zeitlang, verwüsten nur einige Gegenden, und diese Unfälle lassen sich wieder gut machen; aber die Verbrechen der Könige bringen weit längere Leiden, und zwar ganzen Völkerschaften. — Wie bedauernswürdig ist die Lage der Nationen, die von dem Mißbrauche der höchsten Gewalt Alles zu befürchten haben, wenn ihre Güter

wir noch manches Gedicht und eine Menge Briefe von ihm aus jener Zeit; an Voltaire allein sind 69 von

---

der Habsucht des Fürsten, ihre Ruhe seinem Ehrgeiz, ihre Sicherheit seiner Treulosigkeit, und ihr Leben seiner Grausamkeit, ausgesetzt sind. — Man sollte in der Geschichte nur die Namen der guten Regenten aufbewahren, und die anderen, sammt ihrer Unthätigkeit, ihren Lastern und Ungerechtigkeit, auf immer ersterben lassen. Die Anzahl der Geschichtsbücher würde dadurch freylich verringert werden; aber der Menschheit würde daraus Nutzen erwachsen, und die Ehre, in der Geschichte zu leben, und seinen Namen künftigen Jahrhunderten und der Ewigkeit zu übergeben, würde nur der Lohn der Tugend seyn."

Man sieht aus diesen Gedanken, wie rein die Quelle war, aus welcher des Prinzen Unwille über das System des Machiavelli herfloß. Statt daß jeder Andere in seiner Lage und in seinen Jahren von den sophistischen Schlingen dieses Polikers wäre gefangen worden, erkannte er sie auf den ersten Blick, und hütete sich nicht nur selbst vor ihnen, sondern, was noch rühmlicher ist, warnte auch Andere davor. Er folgte diesem Schriftsteller Punkt für Punkt, damit man, wie er selbst sagt, gleich neben dem Gifte das Gegengift fände. Der Anti-Machiavel wird immer ein schönes Denkmal von dem Verstande, den Kenntnissen, der Menschenliebe und dem edeln Herzen eines Fürsten bleiben, der hier in früheren Jahren gleichsam den Weg angab, den er als Vater seines Volks, als Monarch im Verhältniß gegen andere, und als Krieger, in späteren Jahren zu betreten Willens war. Kein Wunder also, wenn man diesem Buche, als es erschien, mit allgemeinen Beyfall entgegen kam, und es in kurzer Zeit in fünf Sprachen übersetzte.

Rheinsberg oder Remusberg geschrieben, wie er es scherzhaft zu nennen pflegte, und auch er wird mit dem glücklichen Aufenthalte bekannt gemacht. „Uns fehlt," schreibt ihm Friedrich (v. 9ten November 1738), „in Rheinsberg, um vollkommen glücklich zu seyn, nur ein Voltaire. Wenn Sie aber gleich fern von uns leben, so sind Sie dennoch mitten unter uns. Ihr Bild schmückt meine Bibliothek, es hängt über dem Schranke, der unser goldenes Vließ bewahrt, unmittelbar über Ihren Werken, und dem Ort gegenüber, wo ich gewöhnlich sitze, daß ich Sie immer vor Augen habe. Fast möcht' ich sagen, Ihr Bild sey mir die Memnonssäule, die, wenn die Sonnenstrahlen sie berührten, harmonisch ertönte, und wer sie anschaute, dessen Geist ward belebt. — Erinnern Sie sich immer der kleinen Colonie in Remusberg, und zwar, um Hirtenbriefe nach Ihrer Art an sie zu richten. Dieser Trost ist in Ihrer Abwesenheit nöthig, und Sie sind ihn Ihren Freunden schuldig."

Der König besuchte den Kronprinzen öfters in Rheinsberg; dann zogen die lustigen Tischgenossen sich zurück, und einige alten Stabsofficiere nahmen über Tisch ihren Platz ein.

Der Feldmarschall Grumkow fand es nun auch gerathen, sich dem Kronprinzen wieder zu nähern. Er benützte einst die gute Tischlaune des Königs, ihn zu bereden, die Schulden des Kronprinzen zu bezahlen; dieser gab sie auf 40,000 Thaler an, und der Vater ließ sich willig finden.

Mit Seckendorf hatte der Kronprinz sich auch versöhnt, er machte durch ihn Geldgeschäfte mit der Kaiserin in Wien, doch scheint ihm diese Hilfe nicht

genügt zu haben; er wendet sich sehr dringend an Suhm in Petersburg, und bittet ihn in allegorischen Ausdrücken, die sie früher verabredet hatten, um 12,000 Thaler. Er schreibt ihm von Rheinsberg 1737: „Da Sie nun einmal mein Commissionär in Rußland seyn wollen, so bitte ich, mir die neue Ausgabe vom Leben des Prinzen Eugen zu verschaffen, die man bey Ihnen druckt; das wird das Kürzeste seyn. Die Absendung an mich wird leichter, der Accord mit dem Buchhändler viel sicherer seyn, und ich werde dabey meine Rechnung viel besser finden, als bey den wiener Buchhändlern, die langsam drucken, den Subscribenten keinen Credit geben, und die, mit einem Worte, mir nicht anstehen. Man verlangt zwölf Exemplare (12,000 Rthlr.) von mir; die sie bestellt haben, verfolgen mich bey Tag und Nacht, als ob ich eine Druckerey in meinem Hause hätte, und nach meinem Belieben sie befriedigen könnte. Ich werde Antiken machen lernen und das Handwerk derer treiben, die neue Münzen nachprägen, um mich aus der Verlegenheit zu ziehen. Kurz, eilf oder zwölf Personen bestehen steif und fest auf das Leben Eugen's, sie fordern es, was es auch kosten mag. Denken Sie sich meine Lage! Ich thue Gelübde an alle Heilige, und ohne Sie würde es schlimm mit mir stehen. Schließen Sie daher mit dem Buchhändler den Accord, ich gebe Ihnen dazu gänzliche Vollmacht, meine Sache kann sich nicht in besseren Händen befinden, als in den Ihrigen. Ihre Klugheit und Wolf *) stehen mir für den günstigen Erfolg Ihres Unternehmens."

*) Suhm hatte dem Kronprinzen Wolf's Metaphysik

Im März 1737 erhielt er zur besseren Einrichtung seines Hofstaats eine jährliche Zulage von 12,000 Thalern; indessen erfuhr er bald wieder einen starken Abzug*).

Im July 1738 trat der König, begleitet von dem Kronprinzen, eine Reise nach Cleve und Holland an, und auf der Rückkehr wurde die braunschweiger Messe besucht. Hierher hatte der Graf von der Lippe Freymaurer aus Hamburg und anderen großen Logen eingeladen, und der Kronprinz wurde in der Mitternacht vom 14ten auf den 15ten August feyerlich, nach allen Prüfungen, in die Bräderschaft aufgenommen, eben so der Graf von Wartensleben, der seiner vorzüglichen Zuneigung genoß. Indessen ward dies Alles so geheim gehalten, daß weder der König, noch seine Vertrauten, etwas davon erfuhren. Der Prinz ward ein eifriger Maurer, und in den ersten Tagen seiner Regierung erklärte er sich öffentlich für einen solchen; ja, er hielt zu Charlottenburg eine Loge, in welcher er, als Meister vom Stuhl, den Prinzen Wilhelm, den Markgrafen Karl von Schwedt, und den Herzog von Holstein, aufnahm. Nach der Zeit besuchte er die Logen zwar seltener, und in späteren Jahren gar nicht mehr; indessen gab er der Freymaurerey immerfort Beweise seiner Achtung und Zuneigung, und nahm sie öffentlich in seinen Schutz.

Zu Rheinsberg bildete sich jener schöne, große

---

in das Französische übersetzt, da er dieselbe in dieser Sprache zu lesen wünschte.

*) Bey der Darstellung der Jugendjahre Friedrich's diente meistens Förster's Schrift als Grundlage.

und erhabene Geist aus, den wir zu bewundern so oft Ursache finden werden. Besonders anziehend sind die Briefe, welche er mit dem biederen von Suhm, dem damaligen sächsischen Gesandten zu St. Petersburg, wechselte, und welche uns mehr als einen Blick in seine Denkungsweise gestatten. „...Die ruhigen Bewohner von Remusberg," schreibt er ihm unter'm 12ten September 1737, „sind nicht so kriegerisch; es ist mir eine größere Angelegenheit, die Ländereyen urbar zu machen, als Menschen niederzumetzeln, und ich schätze mich tausendmal glücklicher, eine Bürgerkrone zu verdienen, als einen Triumph." Ferner, unter'm 26ten November des nämlichen Jahres: „...Ich bitte Sie, mein Lieber, streichen Sie allen meinen Heroismus, bis auf die Freundschaft allenfalls, die ich für Sie hege. Wenn die Eigenschaften des Herzens zu der Bildung eines Helden gehören; wenn die Treue und die Menschlichkeit so viel gelten, als diese rohe und oft barbarische Wuth der Eroberer; wenn die Unterscheidung und Auswahl achtbarer Leute dem ausgedehnten Genie derer vorgezogen werden kann, welche die größten Plane entwerfen; wenn endlich der gute Wille und die Sanftheit mehr werth sind, als die Thätigkeit dieser Unruhigen, welche geboren scheinen, die Welt umzukehren, dann, unter diesen Voraussetzungen, kann ich mit ihnen in Vergleich kommen. Aber da alle diese Eigenschaften, die Güte, die Sanftmuth u. s. w. nur einen guten Bürger, und nicht einen großen Mann, zu bilden vermögen, bin ich nicht mit dem eiteln Wahne befangen, diesen Titel zu begehren, und ich versichere Sie, daß ich beständig den eines treuen Freundes, eines an dem menschlichen

Elend Antheil nehmenden Mannes, und endlich eines Menschen vorziehen werde, der dieses nur zu seyn glaubt, um den übrigen Menschen Gutes zu thun, in welcher Lage er sich auch befinden möge."

In einem Briefe an Voltaire, vom 18ten May 1740, da er den Tod des Vaters herannahen sah, spricht er sich folgendermaaßen aus: „Ich wünschte sehr, daß ich mich in der ruhigen und stillen Lage befände, in der Sie mich glauben, und ich versichere Sie, daß die Philosophie in meinen Augen reizender und anziehender ist, als der Thron. Sie hat den Vorzug, daß ihre Freuden dauerhaft sind; sie überwiegt die Täuschung und Irrthümer der Menschen, und wer ihr in das Gebiet der Tugend und Wahrheit nachfolgen kann, ist sehr strafbar, wenn er es für das Land der Laster und Gauke eyen verläßt."

Es dürfte hier wol nicht an dem unrechten Orte seyn, einige der Freunde Friedrich's aus dieser Zeit näher zu schildern; die von Bielefeld gemachte Zeichnung derselben möge uns hierbey meistens als Quelle dienen.

Der Ritter Chasot war dem Prinzen in dem französischen Lager bekannt geworden, das er bey Gelegenheit des rheinischen Feldzuges von 1734 zu besehen die Erlaubniß erhalten hatte. Sein vollständiger Name war Franz Isaak Graf von Chasot, sein Vaterland die Normandie. Er besaß einen hellen Verstand, viel Witz und Lebhaftigkeit, und einen entschiedenen Geschmack für die Kriegskunst. Als der Prinz zur Regierung kam, gab er ihm ein Jägercorps, an dessen Spitze er in dem Kriege von 1740 bis 1742 viel Ruhm erwarb, den er in dem darauf

folgenden neuen Kriege bis zur höchsten Stufe hinauftrieb, als er mit dem Dragoner-Regiment Bayreuth, unter welchem er als Major diente, in der Schlacht bey Hohenfriedberg 66 feindliche Fahnen erbeutete, und überhaupt durch seine unerschütterliche Tapferkeit und Geistesgegenwart nicht wenig zu dem glücklichen Ausgange dieses Treffens wirkte. Im Jahre 1752 nahm er seinen Abschied, und ward von dem Könige von Dänemark mit dem Titel eines Generallieutenants zum Commandanten von Lübeck ernannt.

Ein zweyter Liebling des Prinzen und sein vertrautester Gesellschafter war der Baron Dietrich von Kaiserling, ein kurischer Edelmann. Die Natur hatte ihn mit den glänzendsten Talenten ausgestattet, die sie sonst nur einzeln ihren Lieblingen zutheilt. Er hatte einen Kopf, der die wichtigsten und schwersten Gegenstände mit gleichem Feuer umfaßte, und das, was ihm an Gründlichkeit abging, mit einem unerschöpflichen Witze, mit einer siegenden Beredsamkeit und einem nie unterliegenden Muth, ersetzte. Er konnte, was er wollte, that aber nicht immer, was er konnte, und zeigte überhaupt in seinem Charakter so viel Gesetztheit und Flatterhaftigkeit, so viel Beharrlichkeit und Leichtsinn, so viel Edles und Großes, und wiederum so viel Renomisterey und Bizarrerie, daß man oft zweifelhaft war, ob man ihn für den stärksten oder schwächsten Sterblichen halten sollte.

Als ihn der Freyherr von Bielefeld das erste Mal zu Rheinsberg sah, fuhr er wie ein Sturmwind in den Saal. Er war auf der Jagd gewesen, hatte einen Schlafrock an und eine Flinte auf der Schulter. Er redete den Freyherrn von Bielefeld so munter und

ungezwungen an, als ob er schon seit langer Zeit sein vertrautester Freund gewesen wäre, ergriff ihn bey'm Arm und trug ihn beynah' in sein Zimmer. Hier deklamirte er, während er sich ankleiden ließ, bald Stellen aus der Henriade, bald aus teutschen Dichtern, sprach bald von Pferden und von Jagd, bald von Gelehrsamkeit und Kunst, sprang und tanzte, und sprach dann wieder von Politik, Mathematik, von Malerey, von den schönen Wissenschaften und von der Kriegkunst.

Charaktere dieser Art sind noch immer, wenn das erste jugendliche Feuer gedämpft ist, die brauchbarsten und wohlthätigsten für die Menschheit geworden, weil bey ihnen, mitten unter dem Brausen der ungebändigten Leidenschaften, die Züge eines guten und fühlenden Herzens, wie Sonnenblicke durch Gewitterwolken, herdurch zu schimmern pflegen.

Kaiserling, den der Prinz nur immer Cäsarion nannte, wäre in der Folge einer der besten Feldherrn geworden, wenn er länger gelebt hätte. Er war Obrist und Generaladjutant des Königs, als er im Jahre 1745 in der Blüthe des männlichen Alters starb. —

Nicht minder lebhaft, aber weit steter und fester, war der Charakter des geheimen Raths Jordan, den der Prinz vorzüglich schätzte. Er hatte Theologie studirt, begab sich aber derselben, weil er von sehr schwacher Gesundheit und deshalb schon nicht im Stande war, seine Stelle auf der Kanzel mit Nachdruck zu behaupten. Er that eine gelehrte Reise nach Holland, England und Frankreich, und ward nach seiner Zurückkunft dem Prinzen bekannt. Dieser

nahm ihn in seine Dienste, und hatte ihn von dieser Zeit an beständig um sich.

Jordan war klein von Person, aber nicht unregelmäßig gewachsen. Er hatte viel Einnehmendes in seinem Äußern, und einen vorzüglich lebhaften und feuerigen Blick. Seine Gesichtsfarbe war braun, und seine starken Augenbraunen waren schwarz, wie sein Bart. Er besaß viel Verstand, und eben so viel Geschmack und Gelehrsamkeit, die er auf seinen Reisen ungemein ausgebildet und erweitert hatte. Er ist auch durch einige Schriften in der Literatur bekannt geworden, die jedoch von der unerschöpflichen Ader von Witz nicht so viel Spuren zeigten, welche ihm die Natur verliehen hatte, als seine mündlichen Unterhaltungen. Das schärfste Salz war nicht so beissend, wie der Witz, von dem sein Mund, wie eine lebendige Quelle, immerfort überströmte. Doch ehrwürdiger, als alles dieses, machte ihn sein Herz, welches der Sitz der Aufrichtigkeit, Rechtschaffenheit und der unbedingtesten Ergebenheit für den Prinzen, war. Selbst die Hofleute gestanden ihm diese Vorzüge ein, und schätzten ihn darum.

Als der Prinz zur Regierung kam, machte er ihn zum geheimen Rath und darauf zum Vicepräsidenten seiner Akademie, als welcher er 1745, im 45ten Jahre seines Alters, starb.

Die Vorzüge des Freyherrn von Knobelsdorf waren weniger für gesellschaftlichen Umgang, als für ernsthaftes Wissen. Sein Äußeres hatte nicht das Geschmeidige, Queckſilberne und Lachende der vorhin geschilderten drey Freunde des Prinzen; er war immer ernsthaft und finster, und mit seinem Studiren

beschäftigt. Sein Umgang war ungemein lehrreich, wenn man ihn auf seine Lieblingswissenschaften, Baukunst, Zeichenkunst und Malerey, zu lenken wußte.

Um seine Kenntnisse in diesen Fächern zu erweitern, nahm ihn der Prinz aus den Kriegdiensten und ließ ihn eine Reise nach Italien machen. Von daher brachte er einen Schatz theoretischer Kenntnisse zurück, die er in der Folge praktisch zu zeigen immerfort Gelegenheit hatte. Was man in Rheinsberg Schönes in der Architektur und den damit verwandten Künsten sah, hatte Knobelsdorf, nach der Angabe des Prinzen, mit großer Einsicht und im feinsten Geschmack, ausgeführt. Er malte die reizendsten Landschaften und zeichnete die Bildnisse seiner Freunde zum Sprechen ähnlich nach der Natur. Dabey war er ein Mann von bewährter Treue und Redlichkeit. — Er starb 1753 zu Berlin, als geheimer Finanzrath, Aufseher sämmtlicher königl. Schlösser und Gärten, und Oberlandbau-Direktor, im 54ten Jahre. Das Schloß von Sans-souci, welches unter seiner Aufsicht erbauet wurde, und eine Menge anderer königlichen Gebäude, sind die schönsten Denkmäler seiner Kenntnisse in der Architektur. — Von Suhm haben wir oben schon gesprochen. — Seit dem Jahre 1737 stand Friedrich auch mit Voltaire in einem, in mancher Beziehung sehr interessanten, Briefwechsel.

Die Aussöhnung zwischen dem König und dem Kronprinzen war wirklich vollkommen gewesen. Bey der strengen und lieblosen Behandlung, die der Letztere von seinem Vater zu erdulden gehabt, ist es wirklich bewundernswerth, wie er bey allen Gelegenheiten dessen stärkster Lobredner ward. Wir lassen

unerwähnt, wie vortheilhaft er von seiner Regierung spricht, indem wir uns auf folgende Stelle aus seinen Memoiren beschränken, die gewiß zur Genüge das Gesagte beweisen werden: „Wir haben mit Stillschweigen den häuslichen Verdruß dieses großen Fürsten übergangen," sind seine Worte. „Man muß einige Nachsicht mit dem Fehler der Kinder haben, zu Gunsten der Tugenden eines solchen Vaters *)." — Doch ist es nur allzu gewiß, daß Friedrich ungleich zufriedener mit dem König, als dieser mit seinem Benehmen war. Es gefiel ihm zwar, daß sich der Kronprinz das Kriegwesen angelegen seyn ließ, dabey bedauerte er jedoch immer, daß ihm derselbe nicht alle seine Kräfte widmen wollte. Daher waren die meisten Gesellschafter seines Sohnes blos geduldet (tolerirt) und kaum durfte sich einer vor ihm sehen lassen. Öfters drohte er auch — wie versichert wird — besonders in den letzten Jahren seines Lebens, wo die, durch die Krankheit zum Theil verursachte, böse Laune des Königs dem Kronprinzen häufig zur Last fiel, die schönen Geister, die Philosophen, Freygeister, Irrlehrer und Verführer seines Sohnes aufheben, und sämmtlich auf die Festung Spandau setzen zu lassen. Ganz Rheinsberg soll hierdurch nicht selten einige Tage lang in Schrecken gerathen seyn, und der Prinz seine ganze Beredsamkeit nöthig gehabt haben, die

*) Die ehrenvollste Rechtfertigung hat Friedrich der Große indessen — wie Förster ganz richtig bemerkt — seinem Vater durch die Anerkennung seiner Regierungsweise, und durch die Thaten gegeben, die er mit dem Schatz und dem Heere desselben ausführte.

ängstlichen Freunde zu beruhigen, und von einer förmlichen Flucht abzuhalten. — So schreibt er auch (den 22ten Juny 1737) an Suhm, seinen geliebten Diaphan: „Vor einigen Tagen sind neue boshafte Streiche gespielt worden. Alles kömmt von einer Eifersucht her, welche Bredow gegen Wolden hat *). Der Erstere hat Mittel gefunden, dem Könige die Meinung beyzubringen, ich sey ein Mensch ohne Religion; Manteuffel **) und Sie (Suhm) hätten viel dazu beygetragen, mich zu verderben, und Wolden sey ein Narr, der bey uns den Possenreißer mache und mein Günstling wäre. Sie wissen, daß die Beschuldigung der Irreligion die letzte Zuflucht der Verläumder ist, und daß, sie einmal beygebracht, nichts mehr gesagt werden kann. Der König gerieth in Hitze; ich nahm mich zusammen; mein Regiment that Wunder, und die geschickte Führung der Waffen, ein wenig Mehl auf den Köpfen der Soldaten gestreut, Leute von mehr als 6 Fuß, und viele Rekruten, waren stärkere Argumente, als die meiner Verläumder. Alles ist gegenwärtig ruhig, und man spricht nicht mehr von der Religion, von Wolden, von meinen Verfolgern, noch von meinem Regimente."

Die Gesundheit des Königs war gegen Ende des Jahres 1738 sehr bedroht. Es wurde Alles aufgeboten, um den Mißmuth zu vertreiben, der ihn oft befiel, und was er wünschte, suchte man auszuführen.

---

*) Bredow war Gouverneur und Wolden Haushofmeister des Kronprinzen.

**) Geheimer Rath und erster Minister am sächsischen Hofe.

Den 22ten May 1739 speiste Friedrich bey dem Könige, der über Tafel gegen ihn äußerst gnädig war, und versicherte, er sey mit seiner Aufführung völlig zufrieden, wolle auch deshalb alles bisher zwischen ihnen obgewaltete Mißverständniß, welches von gewissen bösen Leuten (Grumkow und Seckendorf *) waren in diesem Jahre gestorben) gestiftet worden, abstellen und völlig vergessen. Er versprach dem Kronprinzer 100 000 Thaler zur Bezahlung seiner Schulden, und sagte ihm, daß er sich nun um seine Lebensweise gar nicht mehr kümmern werde.

Den 9ten Juny passirte der Kronprinz mit seinem Regimente die letzte Revue vor seinem Vater. Das Wetter war schlecht, und der König sehr schwach; er wurde aber heiter, da der Kronprinz ihm 150 auserlesene Rekruten vorführte, von denen er dem Vater sechs Stück für 10 000 Thaler für die Leibgarde abtrat. Mittags speiste dieser bey dem Kronprinzen. Er schenkte ihm im August die Stuterey in Preußen, worüber der Kronprinz allen seinen Freunden, selbst Voltaire, sein Erstaunen und seine Freude mittheilte. Kleine Mißhelligkeiten fanden noch öfter statt, doch war's nicht von langer Dauer. Mit Ende dieses und zu Anfang des folgenden Jahres (1740) verschlimmerten sich die Gesundheitsumstände Friedrich Wilhelm's sehr. Man suchte ihm so viel als möglich

*) Beide Günstlinge haben nicht glücklich geendet: Seckendorf zog sich die Ungnade des östreichischen Hof's zu, daß er verwiesen ward, und gegen Grumkow war Friedrich Wilhelm in den letzten Jahren sehr kalt; der Tod befreite ihn von einer strengen Untersuchung.

Unterhaltung zu verschaffen, weshalb auch der Kronprinz den 4ten Januar ein prächtiges Gastmahl und Ball gab; doch war der König nicht gegenwärtig, obwol er es früher versprochen. Er war unwillig, als er erfuhr, daß der Prinz zu diesem Feste Geld geborgt, und befahl ihm, den 18ten Januar zu seinem Regimente nach Ruppin abzugehen. Diese Ungnade dauerte aber nicht lange; Podagra und Wassersucht machten ihm große Schmerzen, und er verlangte nach dem Kronprinzen; er ließ ihn durch eine Estaffette den 17ten Januar nach Berlin rufen. Den 21ten März glaubte der König gewiß zu sterben, und hielt nochmals eine feierliche Versöhnung mit dem Prinzen. Erst den 31ten May ging es wirklich mit dem König zum Tode. Er übergab noch früh um 11 Uhr dem Kronprinzen Krone, Scepter und die Schlüssel zum Schatz, und ertheilte ihm seinen Segen. Der geheime Rath Vockerodt nahm ein eigenes Protokoll darüber auf.

Friedrich Wilhelm zeigte sich bis zu seinem letzten Athemzug als einen strengen Herrn über Leben und Tod, wie sonst gegen Andere, so jetzt, da es ihm selber galt. Er ließ sich den Sarg hereinbringen, in dem er bald liegen sollte, und gab in Gegenwart der Generalität und anderer Hofchargen für seine Beerdigung dem Kronprinzen Befehle. — Noch um 11 Uhr ließ er sich in seinen Stuhlwagen setzen, und auf der Gallerie des Schlosses herumfahren, um die im Hofe paradirende Garde noch einmal zu sehen. Zwey Stunden später, um 1 Uhr, war er schon nicht mehr. —

Zweyter Abschnitt.

Kurzer Uiberblick des Zustandes der europäischen Staaten. — Friedrich der II. besteigt den preußischen Thron. — Krieg mit Oestreich. — Siege bey Mollwitz und Chodusitz. — Das von dem König eroberte Schlesien wird ihm durch den breslauer Frieden förmlich überlassen.

(Vom May 1740 bis zum July 1742.)

Bey dem Tode Friedrich Wilhelm's zählte Preussen 2.240,000 Bewohner *). Die Einkünfte des Staats betrugen zwar nur 7,400,000 Thaler, dennoch aber hatte der König einen Schatz von wenigstens acht und einer halben Million hinterlassen **).

*) Nach Friedrich des Einzigen Angabe ungefähr drey Millionen.

**) Friedrich, in der „Geschichte meiner Zeit", gibt den Schatz zu 8,700,000 Thaler an. — Zimmermann (Fragmente über Friedrich den Grossen; 1. Band, S. 17) indessen hält diese Angabe, nach der ihm von einem preußischen Minister gemachten Versicherung, für einen Fehler des Abschreibers oder Setzers, und glaubt bestimmt, die aufgesparten Summen seyen ungleich bedeutender gewesen.

Die Staatseinkünfte waren in guter Verwaltung; indessen fehlte es an inneren Hilfsquellen, und die jährliche Einfuhr überstieg die Ausfuhr um 2,200,000 Thaler. — Das Heer bestand aus nicht weniger als 76,000 Mann, was, ohne die so streng ökonomische Haushaltung in allen Zweigen der Verwaltung, die Kräfte des Landes weit überstiegen haben würde.

Noch befanden sich aber fast alle übrigen Staaten Europa's in Entkräftung und Schwäche; noch bluteten bey vielen die Wunden, welche der dreißigjährige Krieg, und die verschiedenen durch Karl den XII., Peter den I. (der Große genannt), und Ludwig den XIV. veranlaßten Kämpfe, geschlagen hatten.

Östreich, durch die Talente des Prinzen Eugen von Savoyen wieder zu der Macht erhoben, welche es in den früheren Zeiten seines Glanzes erlangt, war, unter der Leitung schlechter Minister, und von einem schwachen Kaiser (Karl dem VI.) regiert, wieder ausnehmend gesunken. Zwar übte es noch über einige Staaten Italiens seinen Einfluß aus, und ein großer Theil von Teutschland war seinen Befehlen gehorsam; aber, obschon so reich an Hilfsquellen, mangelte es dennoch dem Gouvernement dieses Landes fast überall an Mitteln. Ein einziger kluger und kraftvoller Mann hätte in jener Epoche diese Monarchie wol zu nie gesehener Größe zu erheben vermocht; statt dessen schien sie aber immer tiefer herabzusinken.

Bedauernswerth war im Allgemeinen die Lage Teutschlands. In nicht weniger als 300, fast nach eben so viel Systemen beherrschte, Staaten getheilt, besaß dasselbe — unter anderen Verhältnissen ohne Zweifel nicht nur stets Achtung gebietend, sondern

wahrscheinlich das erste, mächtigste Land Europa's — weder Einigkeit, noch Macht. Die Kaiser, seit Jahrhunderten immer aus dem östreichischen Hause erwählt, konnten einen ungemessenen Einfluß beynah' über das gesammte Reich ausüben. Die ganze Verfassung, schon längst zum Gespötte der Fremden geworden, glich einem großen, alten Gebäude, dessen gesunkenen Fundamente und von einander getrennten Mauern einen gewissen Einsturz verkündeten. — Unter den einzelnen Staaten erblicken wir Brandenburg, oder vielmehr Preußen, in der Epoche seiner Entwickelung, und Braunschweig, seit Georg der I. den britischen Thron bestiegen, an Englands Interesse gefesselt. Sachsen, welches, wie Friedrich sagt, von seinen Spionen zwar gut, aber von seinen Ministern desto schlechter bedient wurde, und das Pfaffen und Günstlinge regierten, verdient im Grunde blos deßhalb einige Aufmerksamkeit, weil sein Churfürst zugleich die Königkrone von Polen auf dem Haupte trug. — Bey diesen Verhältnissen lastete ein despotischer Druck auf dem Volke, und Unwissenheit, und die ihn Begleitenden, Fanatismus und Aberglauben, schwangen in ganz Germanien ihre Geisel. Es stehe hier der eine Zug, den Friedrich erwähnt: „Der Churfürst von Cölln hielt 8 bis 10.000 Mann, womit er ein Gewerbe trieb, wie ein Ochsenhirt mit seinem Vieh. Damals hatte er sich an das Haus Östreich verkauft." —

Frankreich, wenn gleich durch die unglückbringende Eroberungsucht Ludwig des XIV., und die enormen Verschwendungen des Hofes, vor wenigen Jahren noch tief herabgekommen, war, bey seiner

vortheilhaften Lage und dem Charakter seiner Bewohner, schnell wieder empor gestiegen. Es übte Einfluß auf Italien aus, und auf das durch Inquisition und Mönchthum in Ohnmacht gekommene Spanien.

Schon damals besaß das, zwar von der Natur nicht besonders begünstigte, nicht sehr ausgedehnte, aber durch eine freye Verfassung die Keime seiner dereinstigen Größe in sich tragende, England eine bedeutende Macht, besonders zur See. Einige Theile von Nordteutschland, Dänemark, Holland und Portugal folgten, mehr oder weniger, seiner Leitung. Unermeßliche Besitzungen in Amerika, eine vortreffliche See- und nicht unbedeutende Landmacht, so wie außerordentlich große Reichthümer, wußten dem englischen Namen überall Achtung zu verschaffen.

In Schwäche, oder doch wenigstens ohne völlige Selbstständigkeit, erblicken wir Schweden, Dänemark, Polen, Holland, die Schweiz, Portugal und die Türkey. Dagegen hatte sich, auf den Trümmern aller seiner Nachbarstaaten, schon damals Rußland zu einer Macht ersten Ranges erhoben, und den Befehlen seines Gouvernements gehorchte eine Ländermasse, bey Weitem größer als Europa.

— Als der Vater todt war, begab sich Friedrich sogleich nach Charlottenburg. Rheinsberg, das einsame Rheinsberg, wo er seine besten Jahre, bald den Musen, bald den theoretischen Kriegwissenschaften, bald der Regierungskunst, gewidmet hatte, mußte er nun mit diesem, der königlichen Residenz näher gelegenen Lustschlosse, vertauschen. Charlottenburg war einer der Orte, welche der vorige König nie liebte, weil Friedrich der I. seine Vorliebe zu

demselben in zu vieler Pracht an den Gebäuden und Gärten gezeigt hatte. Hier hielt er sich etliche Tage lang in seinen Zimmern, und unterrichtete sich im Stillen genau von der gegenwärtigen Verfassung des Staats und dessen Angelegenheiten; indessen änderte er vor der Hand nichts Wichtiges in den Einrichtungen des Vaters. Die ersten Worte an seine Minister waren: „Unsere erste Sorge muß das Wohl unserer Staaten und das Glück eines jeden unserer Unterthanen seyn. Wir wollen nicht, daß Ihr dieselben unterdrücket, um Euch zu bereichern, sondern vielmehr, daß Ihr die Wohlfahrt des Landes zu gleicher Zeit, wie Euer Interesse, vor Augen habt, denn beyde dürfen nicht unter einander kommen*)."

Seine Empfindungen in dieser Lage zeigt ein Brief, welchen er sechs Tage nach dem Antrit der Regierung (den 6ten Juny) an Voltaire schrieb: „Theurer Freund, mein Loos hat sich geändert, und ich bin bey den letzten Stunden, bey dem Todeskampf und dem Sterben eines Königs zugegen gewesen. In der That brauchte ich bey meinem Regierungsantrit diese Lektion nicht, um Ekel vor der Eitelkeit und der menschlichen Größe zu bekommen. — ...Aber, mein lieber Voltaire, wir sind nicht Herren über unser Schicksal, der Wirbel der Ereignisse reißt uns fort, und wir können uns ihm nicht widersetzen. Halten Sie mich, ich bitte Sie darum, für weiter nichts, als für einen eifrigen Bürger (Patrioten) und einen etwas sceptischen Philosophen, aber für einen wahr-

*) Vie de Frederic II., Roi de Prusse. (Strasbourg, 1787.)

haft treuen Freund. Um's Himmels willen! Schreiben Sie an mich, wie an einen Menschen, und verachten Sie mit mir Titel, Namen und äußeren Glanz. — Bis jetzt bleibt mir kaum so viel Zeit übrig, daß ich zu mir selber kommen kann. Ich habe unendlich viele Geschäfte, und mache mir noch mehr dazu u. s. w."

Gegen Ende des ersten Monats seiner Regierung, nämlich unterm 27ten Juny, gibt er diesem Freunde auch einen kurzen Bericht von seiner Lebensweise: „Die unzählige Arbeit, welche mir nach dem Tode meines Vaters zugefallen ist, hat mir kaum erlaubt, mich meinem gerechten Schmerze zu überlassen. Seit seinem Tode glaub' ich ganz meinem Lande zu gehören; und bey dieser Gesinnung hab' ich nach allen meinen Kräften gearbeitet, um so schleunig als möglich Anstalten zum allgemeinen Besten zu treffen. Für's Erste habe ich die Macht des Staats mit 15 Bataillonen, 5 Schwadronen Husaren und einer Schwadron Gardes du corps vermehrt, und den Grund zu unserer neuen Akademie gelegt. Wolf, Maupertuis, Vaucanson und Algarotti habe ich schon; von s'Gravesand und Euler erwarte ich Antwort. Ich habe ein neues Handlungs- und Manufaktur-Departement etablirt, engagire jetzt Maler und Bildhauer, und reise nach Preußen, um mir da, ohne das heilige Ölfläschchen und ohne die unnützen und nichtigen Ceremonien huldigen zu lassen, welche Ignoranz eingeführt hat, und die nun von der hergebrachten Gewohnheit begünstigt werden.

„Meine Art zu leben ist für jetzt noch nicht recht im Gange; denn die Fakultät hat es für gut gefunden, mir ex officio pyrmonter Wasser zu

verordnen. Ich stehe um 4 Uhr auf, trinke bis um 8 Uhr den Brunnen, schreibe bis 10, lasse bis Mittags Regimenter exerziren, schreibe bis 5 Uhr, und erhole mich des Abends in guter Gesellschaft. Wenn die Reisen geendigt sind, soll meine Lebensart ruhiger und planmäßiger werden. Für jetzt aber habe ich die gewöhnlichen fortlaufenden Geschäfte, und überdies noch neue Einrichtungen; bey dem allem muß ich auch viele unnütze Complimente machen und Cirkulare ergehen lassen. Die meiste Mühe habe ich bey der Anlage neuer Magazine in allen Provinzen, die so beträchtlich seyn sollen, daß sie auf anderthalb Jahre Getreide für das ganze Land erhalten."

Eine der ersten Regierungshandlungen Friedrich's war also die Zurückbringung Wolf's in seine Staaten. Dieser große Philosoph hatte auf der Universität zu Halle, unter der Regierung Friedrich Wilhelm's, mit vielem Beyfall seine Vorlesungen gehalten. Seine Schriften gewannen eine außerordentliche Verbreitung, weil darin dem gesunden Menschenverstande, der jetzt seine Flügel zu versuchen anfing, ein willkommenes Element zur freyen Bewegung geboten wurde. Vergebens erhoben sich die Pietisten von Halle und anderwärts gegen Wolf; in einem Federkriege, den sie veranlaßten, wollte es ihnen nicht gelingen, den Zweck zu erreichen. Da mußte der berüchtigte Professor Lange (s. S. 23) dem König auf heimlichem Wege diese Lehre dadurch verdächtig zu machen, daß er ihm schrieb: „Wolf suche zu beweisen, daß der König keinen Soldaten bestrafen könne, der davon laufe, weil davon die *Harmonia praestabilita* Schuld sey." Wenn nun

auch nicht zu fürchten war, daß die potsdamer Garde Wolf's Metaphysik studiren werde, so schienen doch solche Gemeinsprüche verfänglich, und Wolf erhielt einen Cabinetsbefehl, worin ihm, „bey Strafe des Stranges", befohlen ward, Halle binnen 24 Stunden zu verlassen.

Unverholen äußerte sich die Theilnahme an seinem Schicksal, und sie konnte dem Könige nicht unbekannt bleiben. Daher trug er, besonders durch den Kronprinzen hierzu veranlaßt, dem Probst Reinbeck in Berlin auf, ihm über Wolf's Schriften Bericht zu erstatten. Da dieser sehr bündig für den Philosophen sprach, rief ihn Friedrich Wilhelm zurück. Wolf indessen, neue Händel fürchtend, erwartete eine günstigere Zeit. — Als Friedrich der II. den Thron bestiegen hatte, gab er sich, durch den Probst Reinbeck, alle Mühe, ihn wieder zu gewinnen. „Ein Mann, der die Wahrheit sucht und verehrt," schrieb er an jenen (Reinbeck), „muß dem ganzen Menschengeschlechte werth seyn, und mir dünkt, im Reiche der Wahrheit eine Eroberung gemacht zu haben, wenn ich Wolf zur Rückkehr bewege." Ihm selbst aber sagte er in einem Briefe vom 23ten May: „Die Philosophen müssen die Volkslehrer und die Vorsteher der Fürsten seyn. Ihre Pflicht ist es, zu denken, und die unserige, ihren Vorschriften gemäß zu handeln."

„So oft Ihr den Nutzen meiner Unterthanen mit meinem Vortheil im Widerspruch findet," befahl Friedrich seinen Ministern, „dürft Ihr Euch nicht bedenken, jenen diesem vorzuziehen."

Schon lange vor dem Tode Friedrich Wilhelm's hatte man allen den Veränderungen nachgegrübelt,

die man mit Friedrich's Thronbesteigung unzertrennlich verbunden zu seyn glaubte, weil die Neigungen des Sohnes von denen des Vaters so sehr verschieden waren. Jeder Stand, jedes Alter, jede Religionspartey glaubte fürchten oder hoffen zu müssen, und die meisten betrogen sich in ihrer Furcht und Hoffnung.

Der Soldatenstand vermuthete zwar keine gänzliche Vernachläßigung, aber doch Zurücksetzung; und betrog sich. Der neue König vermehrte ihn mit einigen Regimentern, und ließ ihm seine Grundverfassung. Nur das potsdamer Riesenregiment, das er mehr für seltsam, als für nützlich hielt, ward zerrissen und unter andere Regimenter vertheilt, bis auf ein Bataillon, welches zum Andenken ungetrennt blieb.

Der Bürger- und Bauernstand blieb in der vorigen Verfassung.

Die Gesellschafter und Freunde des Königs, die in Rheinsberg beständig um ihn gewesen waren, sahen dem Antrit seiner Regierung mit hohen, und zum Theil überspannten, Erwartungen entgegen. Die jüngeren unter ihnen, und die sich am meisten geschätzt glaubten, erwarteten ein Favoriten-Leben; aber sie wurden in diesen Erwartungen getäuscht. Der König hatte als König keine Günstlinge; aber als witziger Kopf, Gelehrter, und bey der Tafel, zeichnete er einen, zwey oder drey als solche aus. Diese Unterscheidungsart schien man an ihm nicht bemerkt zu haben; und daher manche betrogene Erwartung, mancher gescheiterte Plan!

Der Sprudelkopf Kaiserling betrug sich, wie man es nach der oben von ihm gegebenen Schilderung

erwarten wird. Charlottenburg wimmelte von Menschen aller Stände, Arten und Alter, die der lebhaftesten Freude lauten Ausbruch verstatteten. Kaiserling war an ihrer Spitze. Seine Zimmer wurden nie leer; an allen seinen Thüren stand Cäsarion geschrieben, ein Name, den ihm der König gegeben hatte, und den er, wie man wußte, gerne hörte. Glückwünschungs- und Geschäftsbriefe drängten sich zu ihm, und erforderten zu ihrer Beantwortung einige Schreiber. Er machte so viel Verse, als er nie gemacht hatte, sprang mit einem Pfeifchen von Bernstein umher, rasselte auf seiner Baßgeige, spielte, sang, lachte, und war so ausgelassen, daß man für seinen Verstand in Sorgen war.

Man sieht aus diesen Zügen, was Kaiserling und Andere mit ihm vermutheten. Aber hat man je gehört, daß Kaiserling dem König das war, war Rosny (nachmals Sully) Heinrich dem IV., und Brühl August dem II.?

Sehr richtig ist das, was der Freyherr von Bielefeld bey dieser Gelegenheit, nicht ohne einen sichtbaren keinen Zwang, an einen seiner Freunde schrieb: „Ich hatte einen sehr vortheilhaften Begriff von den Herzen derer, die jetzt ihre Freude und Ergebenheit für ihren neuen Gebieter so lebhaft äußern; aber der Verstand jener wird mir verdächtig, welche glauben können, der König werde nun seine Schätze öffnen und Geld auf sie regnen lassen, während sie sich nur bücken dürfen, um es aufzulesen. Die gehofft haben, der Prinz werde ihnen ein glänzendes Glück machen, betrügen sich eben so sehr, als die, welche fürchten, daß ihnen ein Leid von ihm widerfahren

möchte — und kurz, der Tag, wo dieser weise Fürst die Regierung antrat, kann seinem ganzen Land ein Tag der fehlgeschlagenen Vermuthung heißen."

Indessen nahm der König dennoch viele Standeserhöhungen vor, die seine bisherigen Freunde und andere verdienstvolle Männer betrafen, die er als solche kennen gelernt hatte. Jordan ward geheimer Rath; aber nicht etwa um ein starkes Jahrgeld ruhig zu verzehren, sondern seine Besoldung unter einem Wirbel von Geschäften zu verdienen. Kaiserling ward Obrist und Adjutant des Königs, und mußte sich der Kriegkunst strenge beßeißigen; Chasot bekam ein Jägercorps, — und so wurden alle übrigen an ihre rechte Stelle versetzt; ein Beweis, daß der König als Prinz sie alle studirt, und ihre Talente und Fähigkeiten geprüft hatte. Den Meisten war das, was er für sie that, zu wenig, und es galt von ihnen genau, was Bielefeld, den er zum Legations-Secretär ernannte, von sich selbst sagte: Ich gestehe aufrichtig, das heißt einen etwas kleinen Anfang machen.

Diesem Grundsatze, nach welchem der König damals schon handelte, ist er während seiner ganzen Regierung getreu geblieben. Man hat kein Beyspiel, daß er blos aus Gunst einen seiner Diener empor gehoben hätte; sie wußten sich ihre Stellen alle sehr sauer verdienen. Daher kömmt es aber auch, daß kein Monarch so thätige und brauchbare Diener hatte, als er, und daß fünfzig Hände in Preußen mehr thaten, als hundert in jeder andern Monarchie. Fleiß und Geduld waren die einzigen Mittel, von dem

Monarchen bemerkt zu werden. Geburt, glänzende Talente, Reichthum, Nepotismus, verhalfen zu nichts; der König bediente sich der Subjekte, welche solche Vorzüge besaßen, zu Berloquen an der politischen Uhr, und selbst darauf konnten sie noch nicht sicher rechnen.

Am schmerzlichsten sahen sich die Abentheuerer getäuscht, die, besonders aus Frankreich, nach Berlin strömten, und dort ihr Canaan zu finden hoffen. Die Vorliebe des Königs für Alles, was französisch war, hatte sie glauben gemacht, daß man nur französisch dürfe sprechen können, um bey diesem Roi du Nord ein schimmerndes Glück zu machen. Die brauchbaren unter ihnen nahm er freylich auf; aber die anderen sandte er ohne Ansehn der Person fort. Das französische Verdienst mußte sich bey dieser Gelegenheit nicht selten quer durch Teutschland nach Berlin, und von da nach Frankreich zurückbetteln.

Die Personen, welche in der zu seiner Verurtheilung niedergesetzten Kriegs-Commission gegen ihn gesprochen hatten, kannte er; allein er ließ sie nie empfinden, daß er es wußte. Zu ihnen gehörte unter andern der Obrist von Derschau, den er nachher zum Generalmajor beförderte, und dessen Sohn im Jahre 1769 Staats- und Finanzminister ward.

Bey dem Militär fiel die übertriebene Sorgfalt für Putz nach und nach von selbst weg, da sie keine Aufmunterung mehr fand. Hiermit war es unter der vorigen Regierung so weit gekommen, daß, wie Friedrich selbst in seinen Beyträgen zur brandenburg'schen Geschichte sagt, man nah' daran war, sich zu schminken und Schönpflästerchen aufzulegen. Bey

der Cavallerie wurden schon die Hufe der Pferde geschwärzt und die Mähnen mit Band durchflochten, und der Infanterist brachte seine Zeit mit Firnissen, Poliren und Anstreichen zu. Dergleichen Tändeleien unterblieben nun; dagegen erhielt Friedrich die vortreffliche innere Disciplin der Armee und die Taktik im Einzelnen, wodurch Preußens Krieger sich damals vor allen europäischen Truppen auszeichneten. Er verdoppelte die Artillerie und den Vorrath in den Zeughäusern, zog fremde Officiere von Verdiensten an sich, und setzte durch diesen ausnehmenden Eifer für das Kriegwesen die Welt in Erstaunen, die in ihm bisher blos einen müßigen Gelehrten und schönen Geist zu sehen geglaubt hatte.

Unter solchen Anstalten, und Reisen, verflossen die ersten Monate seiner Regierung. Als er sich nach Westphalen begab, um die Huldigung einzunehmen, besuchte er auch Straßburg unter dem Namen eines Grafen von Dufour. Ein preußischer Deserteur erkannte ihn aber dort, und breitete die Nachricht von seiner Ankunft aus. Sobald der König Beweise von dieser Entdeckung erhielt, kehrte er über Landau, Limburg und Coblenz in seine Staaten zurück, ohne Paris (wie er Willens gewesen seyn soll) gesehen zu haben. Eine ihm interessante Bekanntschaft machte er noch auf dieser Reise in Wesel, wohin er Voltaire beschieden hatte, den er hier zum erstenmale sprach. Durch eben denselben ließ er auch ein Manifest für sich gegen den Bischof von Lüttich aufsetzen, mit dem über die Baronie Herstall Streit entstanden war. Die Sache wurde so beygelegt, daß der König sein Recht auf diese Baronie um 150,000 Rthlr. abtrat.

Friedrich erkannte die Nothwendigkeit, gleich bey'm Antritte seiner Regierung, durch Beweise von Stärke und Entschlossenheit, der preußischen Nation Achtung in Europa zu verschaffen. Recht absichtlich hatte man, besonders Östreich, den vorigen König verächtlich und beleidigend behandelt, zuerst Verträge mit ihm geschlossen, dann gegen dieselben gehandelt, ohne ihn auch nur einmal der geringsten Nachricht hierüber zu würdigen. Er spanne immer die Waffe, spottete man, aber drücke nie los. Und Georg der II. von England pflegte ihn seinen Bruder, den Unterofficier, den König der Landstraßen, und des heiligen römischen Reichs Erz-Sandstreuer zu nennen. Die preußischen Werbofficiere waren allen Beschimpfungen ausgesetzt; ein armseliger Bischof suchte eine Ehre darin, dem Könige von Preußen Kränkungen anzuthun, und weigerte sich, die Gesandten desselben anzunehmen*). — Friedrich, ohnehin ein feuriger, talentvoller König, dabey in der Blüthe seiner Jahre, erkannte sogleich, daß, seinem Reiche Achtung zu verschaffen, es nöthiger sey, Proben der Entschlossenheit, als der Sanftmuth zu geben.

Der König war Willens, den Rest des Jahres 1740 in Rheinsberg zuzubringen, theils seinen Lieblings-Beschäftigungen desto ruhiger zu leben, theils seine Gesundheit wieder herzustellen, die durch ein heftiges viertägiges Fieber zerrüttet wurde. Aber ein merkwürdiges Ereigniß, welches auf das ganze politische System von Teutschland und von ganz Europa wirkte, setzte ihn plötzlich wieder in Bewegung.

---

*) Man sehe die „Geschichte meiner Zeit."

Dies war der Tod des Kaisers Karl VI., der den 20ten October 1740 an einer Unverdaulichkeit zu Wien starb.

Die Nachricht davon kam gerade zu einer Zeit nach Rheinsberg, als der König den Anfällen des Fiebers erlag. Die Ärzte, bethört durch alte Vorurtheile, hatten sich geweigert, ihm Chinarinde zu geben; er nahm sie wider ihren Willen, denn Wichtigeres beschäftigte ihn jetzt, als das Abwarten seines Fiebers — und Genesung war die Folge.

Eine günstige Epoche zeigte sich für die Entwürfe unseres Helden. Er hatte gegründete Ansprüche auf die erledigten Herzogthümer Jülich und Berg. Waren sie indessen gleich dem vorigen Könige von Seiten des teutschen Kaisers versichert worden, so ist dabey zu bemerken, daß die nämliche Macht dieselben Versprechungen auch dem Churfürsten von Sachsen, und später dem Prinzen von Sulzbach, dem muthmaßlichen Erben der Churpfalz, ebenfalls gemacht hatte; ferner, daß man, wollte Friedrich seine Ansprüche verwirklichen, große Schwierigkeiten zu besiegen, und namentlich gegen das Partey nehmende mächtige Frankreich auf den Kampfplatz treten mußte. Bedenkt man endlich, von diesen Hindernissen absehend, daß die Erwerbung der gedachten Herzogthümer nur wenig das Haus Brandenburg vergrößert, sein Ansehen aber wol gar nicht vermehrt haben würde, so ist nicht zu verwundern, daß sich Friedrich entschloß, die andere, ihm durch den Tod Karl des VI. dargebotene, Gelegenheit zur Vergrößerung der preußischen Macht zu benützen, indem er Ansprüche auf einen Theil von Schlesien machte.

Churfürst Joachim Friedrich von Brandenburg hatte nämlich seinem zweyten Prinzen Johann Georg das Fürstenthum Jägerndorf als Apanage überlassen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß dasselbe nach seinem Tod an die churfürstliche Linie von Brandenburg zurückfallen und auf immer damit verbunden bleiben sollte. — Als in Böhmen, im Anfange des dreißigjährigen Krieges, jene Empörung ausbrach, durch welche der Churfürst von der Pfalz, Friedrich, die Königkrone dieses Landes erhielt, trat auch Markgraf Johann Georg auf seine Seite. Dies veranlaßte Kaiser Ferdinand den II., ihn in die Reichsacht zu erklären, und sein Land mit Waffengewalt hinweg zu nehmen. Brandenburg, nachdem der Markgraf und sein Sohn, dieser ebenfalls so des väterlichen Erbes beraubt, in den dürftigsten Umständen gestorben waren, machte, obschon vergebens, Ansprüche auf das ihm rechtlicher Weise nun anerfallene Fürstenthum Jägerndorf *). Aber, durch die vielen Kriege und Verheerungen fast gänzlich niedergedrückt, vermochte Brandenburg nicht, seine Forderung mit Gewalt geltend zu machen. Endlich bot man dem Churfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen

*) Man wußte, von Seiten des kaiserlichen Hofes, allerley Auswege und Scheingründe. Man gab unter andern vor, es sey nicht erlaubt, in einem Lande, das man zum katholischen Bekenntniß zu bekehren suche, Besitzungen eines protestantischen Fürsten zu dulden; aber man setzte nicht hinzu, wer, welches Zeitalter und welche Gründe solch' ein seltsames Recht erdenken, bewähren und bestätigen konnten.

ein Äquivalent an, aber nicht an Ländern, sondern an Geld. Da der Churfürst dies nicht annehmen konnte, ohne die Grundverfassung seines Hauses umzustoßen, so zerschlugen sich diese Unterhandlungen nach einer Dauer von mehr als vierzig Jahren.

Unter diesen Umständen erlosch im Jahre 1675 der männliche Stamm der Herzoge von Liegnitz, Brieg und Wohlau, in Georg Wilhelm. Nach einem Vertrag vom Jahre 1537, den der wiener Hof zwar, wiewol unter ganz nichtigen Vorwänden, mit Machtsprüchen, als aufgelöst erklärt, und wogegen Brandenburg fortwährend protestirt hatte, fielen nunmehr auch jene Herzogthümer an diesen Staat. Der Kaiser indessen zeigte sich eben so wenig gene gt, Liegnitz, als Jägerndorf, an den rechtmäßigen Erben gelangen zu lassen, und durch leere Versprechungen wußte man den Churfürsten (Friedrich Wilhelm), in den für Östreich gefahrvollen Zeiten, hinzuhalten. Endlich bot man ihm wieder Geld, und als er es verwarf, das Gebiet von Schwiebus in Schlesien an. Dies war nicht zur Hälfte Ersatz für Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf, und doch war der Churfürst, ohne Falsch und Tücke, damit zufrieden.

Beide Höfe schlossen also im Jahre 1686 einen Traktat, worin der Churfürst allen seinen Ansprüchen auf die schlesischen Fürstenthümer entsagt, und dafür von dem Kaiser für sich und seine männlichen Erben das Gebiet von Schwiebus, und die Garantie auf die Bezahlung einer Geldsumme erhielt, die das Haus Lichtenstein auf den Herrschaften Esens und Witmend in Ostfriesland auestehen hatte.

Diesen geringen Erwerb vertauschte Churfürst

Friedrich Wilhelm nur darum gegen einen rechtmäßigen größeren, weil er sich mit dem kaiserlichen Hofe genauer vereinigen wollte, um der Verfassung von Europa neue Consistenz zu geben. Aber der kaiserliche Hof war nicht fähig, sich ihm in dieser Uneigennützigkeit nur von weitem zu nähern; er hinterging ihn vielmehr, während er jenen für ihn gewiß nicht vortheilhaften Vergleich schloß, in der Stille dadurch, daß er durch seinen Minister mit dem Sohne des großen Churfürsten, nachmaligem Friedrich dem I., einen heimlichen Vertrag schließen ließ, den dieser weder schließen konnte, noch durfte, und worin er versprach, gleich nach dem Antrit seiner Regierung den schwiebuser Kreis an den Kaiser zurückzugeben. Der Prinz ward durch die ränkevollen Verhandlungen so sehr umstrickt, daß er von der ganzen Sache gegen Niemand etwas merken ließ, und ihre Schlüpfrigkeit erst einsehen lernte, als er die Regierung antrat. Nun entdeckte er sie mit allen vorhergegangenen Umständen seinen Ministern, und diese erklärten das ihm abgedrungene Versprechen für nichtig, weil es den Grundsätzen seines Hauses gerade entgegen war.

Friedrich der I. that dem kaiserlichen Hofe wiederholte Vorstellung über diesen Traktat, und erklärte die darin gemachte Versprechung für ungültig, weil man ihn überrascht und mit falschen Vorspiegelungen hintergangen hätte. Er erhielt keine andere Antwort darauf, als die Drohung, daß man sich mit Gewalt in den Besitz von Schwiebus setzen würde. Er gab es also gegen eine Geldsumme zurück, die kaum hinreichte, die darauf verwendeten Meliorationen zu ersetzen.

So verlor Chur-Brandenburg auch den einzigen geringen Vortheil, den der Traktat von 1686 mit sich führte; und für seine rechtmäßigen Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer hatte es Nichts; denn auch die lichtenstein'sche Schuldforderung, deren Auszahlung der kaiserliche Hof damals garantirt hatte, schmolz durch dessen geheime Künste bis auf das Zehntheil zusammen.

Es ist sichtbar, daß der kaiserliche Hof durch dieses Betragen jenen Traktat völlig brach. Brandenburg ward um Schwiebus gebracht, dessen Besitz allein es bewog, seinen Ansprüchen auf die schlesischen Fürstenthümer zu entsagen; es konnte also seiner Seits diese Renuntiation rechtmäßiger Weise aufheben. — Dies waren die Verhältnisse, unter denen Friedrich Anspruch auf einen Theil von Schlesien machte. Ein Unrecht, dauert es auch während Jahrhunderten fort, wird deshalb dennoch nie Recht!

Vergeblich war es, daß man dem wiener Hof eine Übereinkunft auf dem Wege der Güte vorschlug. Gewiß, daß dieselbe nicht angenommen werde, und wol einsehend, jeder unnütz verstrichene Tag sey für ihn verloren, und die günstige Zeit schwinde, faßte Friedrich den Entschluß, rasch, mit Waffengewalt, seine Rechte geltend zu machen. Weder des greisen Fürsten von Anhalt zaghaftes oder mißgünstiges Benehmen, weder die, freylich blos unter Furcht hervorblickende, Prahlerey des kaiserlichen Gesandten zu Berlin, noch der ziemlich verbreitete Wahn, seine Eroberungsucht werde ihn von Krieg zu Krieg, von Schlachten zu Schlachten hinreißen, und Preußens Volk und Land verderben, vermochten Friedrich

auch nur im Entfernteſten wankend zu machen *). Entſchloſſen redete er zu den Officieren: „Meſſieurs! Ich unternehme einen Krieg, in dem ich keine

*) „Friedrich," ſagt Funke, „fing weder leichtſinnig, noch aus eitler Ruhmſucht Kriege an; er wußte den hohen Werth von Menſchenblut zu ſchäzzen. Allein die böſe Politik fremder Höfe zwang ihn, als König Manches zu thun, was er als Menſch und Philoſoph mißbilligte."

Friedrich war außerordentlich geſchickt, ein Geheimniß zu bewahren, ſelbſt gegen Perſonen, welche, es mitgetheilt zu bekommen, ein Recht zu haben glaubten. Während der Unterhandlungen, vor dem Beginne des gegenwärtigen Kriegs, wo Jedermann auf die kommenden Ereigniſſe höchſt geſpannt war, konnte ſich unter andern der General-Feldmarſchall von Kalkſtein nicht enthalten, ſeine Verwunderung über das Schweigen des Königs gegen ihn bemerkbar zu machen. Er war, wie wir erwähnten, Gouverneur Friedrich's geweſen, und genoß ſtets bey ihm viele Gnade und Achtung. Fragend ſagte er daher einſt: „Ew. Majeſtät, ich vermuthe, es wird Krieg geben." Der König antwortete ganz entſchloſſen: „Es kann ſeyn, es kann auch nicht ſeyn" — „Die Deichſel ſcheint nach Schleſien gerichtet," fuhr Kalkſtein fort. Kaum hatte er dies geſagt, ſo nahm Friedrich den General geheimnißvoll bey der Hand, und ſagte: „Kann Er ſchweigen, Kalkſtein?" — Dieſer, nun ſicher glaubend, den Augenblick erlebt zu haben, in dem er Alles erfahren würde, was er ſo ſehnlich zu wiſſen wünſchte, erwiederte: „O ja, Ew. Majeſtät." — „Nun," ſagte der König, indem er ſeine Hand ſo ſchnell fahren ließ, als er ſie ergriffen hatte, „ich auch." Und damit verließ er ihn.

andere Bundesgenossen habe, als Ihre Tapferkeit und Ihren guten Willen. Meine Sache ist gerecht, und meinen Beystand suche ich bey dem Glück. Erinnern Sie sich stets des Ruhms, den Ihre Vorfahren sich erwarben auf den Schlachtfeldern von Warschau, von Fehrbellin und bey der Unternehmung nach Preußen. Ihr Schicksal ist in Ihren eigenen Händen; Ehrenzeichen und Belohnungen warten nur darauf, daß Sie durch glänzende Thaten dieselben verdienen. Aber ich habe nicht erst nöthig, Sie zur Ehre anzufeuern, nur sie steht Ihnen vor Augen, nur sie ist ein würdiger Gegenstand für Ihre Bemühungen. Wir werden Truppen angreifen, die unter dem Prinzen Eugen den größten Ruf hatten. Zwar ist dieser Prinz nicht mehr; aber unser Ruhm wird bey'm Siegen desto größer seyn, da wir uns gegen brave Soldaten werden zu messen haben. Adieu! Reisen Sie ab! Ich werde Ihnen ohne Verzug zu dem Sammelplatz der Ehre folgen, die uns erwartet."

Den 13ten December reiste der König, nach einem großen Maskenballe, von Berlin ab, und zehn Tage später (den 23ten) überschritt das preußische Heer, 24 — 28,000 Mann stark, die schlesische Gränze. Man verbreitete eine Schrift, in welcher Friedrich's Ansprüche auf dieses Land rechtlich auseinander gesetzt waren, und zugleich ein Manifest, in welchem der König erklärte, die Besetzung Schlesiens geschehe, um das Land gegen die Angriffe einer andern Macht zu sichern. — Die Schlesier, größtentheils Protestanten, und als solche bisher gedrückt, empfingen die Preußen als ihre Retter.

Der General Graf Browne, von dem wiener

Hofe zur Rettung der östreichischen Lande abgeschickt, vermochte kaum 3000 Mann zusammen zu bringen, und daher nur schwachen Widerstand zu leisten. In kurzer Zeit waren Glogau, Brieg und Neisse blokirt oder belagert, Liegnitz, Schweidnitz, Breslau selbst, die Hauptstadt des Landes, und Ohlau, in preußischer Gewalt, ja sogar aus Jägerndorf und Troppau ward Browne vertrieben; er mußte ganz Schlesien räumen, und der brave preußische Feldmarschall Schwerin breitete sich bis nach Jablunka, an die Gränzen von Ungarn, aus.

Nachdem die Truppen (Ende Januar 1741) die Winterquartiere bezogen hatten, verließ der König Schlesien, und kam nach Berlin zurück, um für den nächsten Feldzug die nöthigen Anordnungen zu treffen. Überall, wo er durchkam, besonders aber in der Hauptstadt, empfing man ihn mit der ausgezeichnetsten Freude. Alles drängte sich, diesen König zu sehen, der, seinen Unterthanen kaum gegeben, sie verlassen hatte, um, den Gefahren des Krieges sich, an der Spitze des Heeres, aussetzend, den seit Jahrhunderten verhöhnten Rechten seines Vaterlandes Achtung zu verschaffen; der nun, vor wenigen Wochen erst in den Kampf gezogen, schon als Eroberer einer großen und bevölkerten Provinz zurückkehrte.

Jetzt entwickelte sich Friedrich's Thätigkeit in seinem Cabinette. Das Benehmen Sachsens und Hannovers zweydeutig findend, beschloß er, ein bedeutendes Corps unter dem Fürsten von Anhalt (Dessau) bey Brandenburg zusammenzuziehen, um nicht unvorbereitet den Anfällen der benachbarten Staaten ausgesetzt zu seyn. Gleichzeitig, während Polen fund

England wegen eines Offensiv-Vertrags übereinkamen, worin sie zum Voraus die preuß. Provinzen theilten, wurde von Seite Friedrich's eine Verbindung mit Frankreich angeknüpft. „Diesen Augenblick indessen," sagt Friedrich selbst, „hätte der wiener Hof benützen sollen, um sich mit dem Könige zu vergleichen. Hätte derselbe ihm damals das Fürstenthum Glogau abgetreten, so wäre der König zufrieden gewesen, und hätte ihm gegen alle seine Feinde beygestanden. Allein nur sehr selten wissen die Menschen gerade zur rechten Zeit nachzugeben. Überall ward leise angefragt, überall unterhandelt, überall heimlich gearbeitet, um sich in Ordnung zu setzen und sich Bündnisse zu verschaffen. Aber die Truppen von keiner Macht waren in bewegbarem Zustande; keine hatte die Zeit gehabt, Getreidevorräthe aufzuhäufen; und der König benützet diesen entscheidenden Zeitpunkt, um seine großen Absichten in's Werk zu richten."

Der Hof hatte gehofft, den König den Winter über in seiner Mitte behalten zu können; aber schon nach einem dreywöchentlichen Aufenthalt eilte er (den 19ten Februar) nach Schlesien zurück.

Die Verstärkungen zur dortigen Armee langten im Monat Februar zu Schweidnitz an. Auch rüsteten sich ihrer Seits die Östreicher zum Kriege; der Feldmarschall Neuperg ward aus der brünner Festung geholt (wo er seit dem belgrader Frieden gefangen gesessen hatte), um den Oberbefehl über das Heer zu erhalten, welches Schlesien wieder erobern sollte. — Dieser Feldmarschall zog seine Truppen in der Gegend von Olmütz zusammen, und schickte den General

Lentulus mit einem Corps ab, um die Päſſe in der Grafſchaft Glaz zu beſetzen; eine Stellung, wodurch Lentulus Böhmen decken konnte, und im Stande war, ſich mit Neuperg's Armee zu den Unternehmungen zu verbinden, welche dieſer auf Neiſſe vor hatte. Die öſtreichiſchen Huſaren fingen ſchon das Vorſpiel des Krieges an; ſie ſchlichen ſich zwiſchen die preußiſchen Poſten, ſuchte kleine ausgeſchickte Corps aufzuheben, und Zufuhren abzuſchneiden; es fielen kleine Gefechte vor, die ſämmtlich ſo zum Vortheile der Infanterie des Königs, als zum Nachtheile ſeiner Cavallerie ausſchlugen. „Als dieſer Fürſt in Schleſien ankam," erzählt er ſelbſt, „nahm er ſich vor, die Quartiere ſeiner Truppen zu bereiſen, um ſich Kenntniß von dem ihm noch neuen Lande zu verſchaffen. Er ging in dieſer Abſicht von Schweidnitz ab, und kam nach Frankenſtein. General Derſchau, der in dieſer Gegend befehligte, hatte zwey Poſten vorgerückt; der eine ſtand zu Silberberg, der andere zu Wartha, beide in den Päſſen der Gebirge. Der König wollte ſie beſichtigen; die Feinde erhielten Nachricht davon, und ſuchten ihn aufzuheben. Aus Verſehen ſtießen ſie auf eine Bedeckung von Dragonern, die zur Ablöſung bey dem Dorfe Baumgarten, zwiſchen Silberberg und Frankenſtein, ſtand. Obriſt Ditfort, der Befehlshaber dieſer Bedeckung, verſtand viel zu wenig vom Krieg, als daß er mit Vortheil gegen leichte Truppen hätte agiren können; er ward geſchlagen, und verlor 40 Reiter. Man hörte das Schießen zu Wartha; hier war damals der König; er ſammelte in der Geſchwindigkeit einige Truppen, um den Dragonern zu Hilfe zu eilen, die eine Meile von dort

ſtanden; allein er kam zu ſpät. Es war eine Unbeſonnenheit von einem Fürſten, ſich in ſo geringer Begleitung zu wagen. Wäre der König bey dieſer Gelegenheit gefangen genommen worden, ſo war der Krieg geendigt, die Öſtreicher hätten ohne Schwertſchlag geſiegt; das gute preußiſche Fußvolk wäre vergeblich geweſen, und vergeblich alle Vergrößerungsplane, welche der König auszuführen ſich vorgeſetzt hatte."

Da die Jahrzeit nicht günſtig zu einer förmlichen Belagerung war, ſo entſchloß ſich der König, den Vorſchlag des Fürſten von Anhalt ausführen, und Glogau mit ſtürmender Hand nehmen zu laſſen. — Um Mitternacht vom 8ten auf den 9ten März ward der Plan, mit eben ſo viel Geſchick als Schnelligkeit, vollführt; in weniger als einer Stunde war die Feſte erobert, und die ganze Beſatzung, über 1000 Mann ſtark, gefangen. Kaum 30 Soldaten hatten die Preußen an Todten verloren, gegen 100 ihre Gegner. — Dieſe, ihre erſte wichtige Unternehmung, ſo glücklich ausgeführt, war von großer Wirkung auf die Truppen und das Volk; abgeſehen von dem, was man an Materiellem gewann, brachte ſie einen günſtigen Eindruck, beſonders auf das Heer, hervor.

In Wirklichkeit indeſſen war mit Glogau's Eroberung noch nicht beſonders viel gewonnen, denn bald drang Neuperg, der Öſtreicher Obergeneral, mit beträchtlicher Macht, und nicht ohne Verluſt von Seiten der Preußen, aus Mähren in Schleſien ein. Der König ſelbſt, der zur Unterſtützung Schwerin's nach Oberſchleſien gekommen war, zog ſich, in beſter Ordnung jedoch, gegen Ohlau zurück, um die dortigen

großen Vorräthe jeder Art zu retten. Bald mußte man sich zu einer förmlichen Schlacht entschließen, denn schon gingen die Lebensmittel der preußischen Truppen zur Neige, und Ohlau's Rettung durfte nicht mehr verschoben werden. Da kam es, den 10ten April, bey Mollwitz, unweit Brieg, zum entscheidenden Kampfe.

Ein zwey Fuß tiefer Schnee deckte die Erde. Das preußische Heer, dem östreichischen entgegenrükkend, gelangte in die Nähe von Mollwitz, wo sich Neuperg's Hauptquartier befand, der keinen Angriff erwartet hatte. Unter dem mörderischen Feuer von Friedrich's wolbedienter Artillerie mußten sich die kaiserlichen Truppen in Schlachtordnung bilden. Um 2 Uhr Nachmittags begann der Angriff. Dreißig Schwadronen der östreichischen Reiterey, geführt von dem Generale Römer, stürzten sich, die, der Zahl sowol, als der moralischen Kraft nach, weit schwächere preußische Cavallerie zersprengend, auf den vom Grafen Schulenburg befehligten rechten Flügel. Aber unerschütterlich stand des Königs Infanterie, und die feindliche Reiterey mußte, ihren Führer verlierend, vor dem furchtbaren Feuer derselben weichen. — Der König, unzufrieden mit dem geringen Widerstand, den seine Cavallerie geleistet, sammelte selbst wieder einige Schwadronen, und führt sie zum Angriffe. Schulenburg wird dabey getödtet, und bald löst sich diese Reiterey von Neuem auf, das Fußvolk den feindlichen Anfällen blosstellend. Aber diese Infanterie, nur drey Bataillone stark, und bey'm Bilden der Schlachtordnung blos wegen Mangel an Raum hier aufgestellt, war es, welche nunmehr allein

bewirkte, daß die Truppen Neuperg's nicht einen vollständigen Sieg errangen. Gleich einer Granitsäule widerstand sie unerschütterlich allen Angriffen der östreichischen Cavallerie. Dreymal von diesen bisher siegreichen Truppen wüthend angegriffen, leistete sie immer den nämlichen Widerstand, und blieb dreymal, wo nicht Sieger, doch unbesiegt. Mit Bajonnetstößen warf sie ihre Gegner aus dem Sattel, bis sich diese, nach großem Verlust, zum Rückzuge genöthigt sahen. Jetzt führte der östreichische General sein Fußvolk gegen jene Braven; einen Knäul bildend, aus dem nicht weniger als 20 Fahnen hervorragten, drang es heran. Aber auch gegen dieses wichen sie nicht, seiner Übermacht ungeachtet. Furchtbar durch ihr schnelles Feuer, bestanden sie nun schon fast seit fünf Stunden den ungleichen Kampf. Da begann ihnen die Munition zu mangeln, und nur mit den Patronen der Gefallenen schossen sie; in wenigen Augenblicken schien Alles verloren. Jetzt entschied Schwerin, wenn gleich verwundet, die Schlacht mit dem linken Flügel. Er hatte sich hinter einem Morast aufgestellt, und bey dem ersten Angriff Neuperg's Reiter geschlagen. Nun, als er die Bedrängniß des rechten Flügels gewahrte, schwenkte er den seinigen rasch gegen die rechte Seite der Östreicher. Eine solche kühne Bewegung hatten diese nicht erwartet. Dem Angriff der Dragoner des Obristen Posadowsky folgte der Sieg. Die ganze preußische Linie rückte vor; Neuperg's Schaaren lösten sich auf, eilten in hastiger Flucht davon, und nur die einbrechende Nacht sicherte sie vor Verfolgung. 7000 Todte und Verwundete, 1200 Gefangene, sieben Kanonen und drey

Standarten hatten die Östreicher, 2500 Todte die Preußen verloren, unter ihnen Markgraf Friedrich, des Königs Vetter; ferner hatten sie 3000 Verwundete. Das erste Bataillon Garde, auf welches der Hauptangriff gefallen war, hatte dabey die Hälfte seiner Officiere eingebüßt, und von den 800 Mann, woraus es bestand, blieben nur 180 in dienstfähigem Zustand übrig.

„Diese Schlacht," sagt Friedrich, „ward eine der merkwürdigsten dieses Jahrhunderts, weil in derselben zwey kleine Armeen das Schicksal von Schlesien entschieden, und weil die Truppen (die Infanterie) des Königs darin sich einen Ruhm erwarben, welche weder Zeit, noch Neid, ihnen werden entreißen können*)!"

„Der Leser wird ohne Zweifel bey der Erzählung von der Eröffnung dieses Feldzuges bemerkt haben," fährt Friedrich fort, „daß es gleichsam um die Wette ging, wer die meisten Fehler begehen würde, der König oder der Feldmarschall Neuperg. Wenn der östreichische Feldherr in seinen Entwürfen den Vorzug hatte, so thaten es die Preußen in der Ausführung zuvor." — Übrigens bedenke man, daß dies die erste Schlacht war, welche Friedrich lieferte**).

---

*) Man behauptete, der König habe sich durch die Flucht seiner Reiterey mit fortreißen lassen. In wie fern dies zu berichtigen ist, sehe man in Nikolais Anekdoten von Friedrich dem II., 2. Heft, S. 180 — 195.

**) Den 11ten April theilte der König eine Schilderung der vorgefallenen Ereignisse dem Fürsten von Anhalt in einem Briefe mit, den Bülow in seinen

Neuperg, nur schwach verfolgt, rettete sich nach Neisse, und verschanzte sich bey dieser Festung; doch bald mußte er ganz Schlesien verlassen.

Friedrich rückte nach der Schlacht von Mollwitz vor Brieg, dessen Belagerung man, unter Kalkstein's Führung, begann. Sie zu decken bezog das Hauptheer ein Lager bey Mollwitz. Der König übte seine Reiterey, und ließ, als ihm Brieg übergeben war, dessen Werke ausbessern und es mit Lebensmitteln versehen. Dabey glich sein Lager, wie er selbst bemerkt, einem Congresse.

Friedrich, von mehr als einer Seite drohende Minen gewahrend, eilte, das ihm von Frankreich vorgeschlagene Schutz- und Trutzbündniß anzunehmen. In demselben versprach diese Macht, die Königin von Ungarn (Maria Theresia) mit zwey Heeren anzugreifen, wovon das eine zur Unterstützung des ebenfalls auf einen Theil der östreichischen Monarchie Anspruch machenden Bayern herbeyeilen sollte; ferner erhielt Preußen den Besitz von Schlesien zugesichert, wogegen es auf Berg und Jülich verzichtete, und dem Churfürsten von Bayern seine Stimme zur Kaiserwahl versprach, mit welchem in Kurzem ebenfalls ein Vertrag abgeschlossen ward.

Hierauf bezog der König ein anderes Lager auf

Annalen des Krieges und der Staatskunde (3. Band, Seite 85 ff.) aufbewahrt hat, und worin er denselben ersucht, ihn sein „aufrichtiges Sentiment" hierüber wissen zu lassen. In einer Nachschrift bemerkt er: „Ich werde Ew. Liebden auf Ihr Schreiben morgen antworten; in zwey Tagen habe weder geschlafen, noch gegessen."

den Höhen von Strehlen, von wo aus er Brieg und Schweidnitz gleich nahe war, und ganz Unterschlesien deckte. Acht Wochen lang blieb man in dieser Stellung, in welcher Zeit das Heer mit dem besten Erfolg ergänzt ward*). Gleichzeitig drangen die Bayern und Franzosen in das Herz Östreichs ein; sie näherten sich Linz, und in Wien bereitete man sich schon zur Flucht vor. Verschiedene Mittel hatte man jetzt, ohne Erfolg, angewendet, den König von Preußen zum Frieden zu vermögen; er schützte seine Verträge mit Frankreich und Bayern vor. Endlich, überzeugt, daß man es, besonders die erstere Macht, nicht redlich mit ihm meine, daß man ihn blos als Werkzeug zur Erniedrigung Östreichs und zur Vergrößerung der Macht Frankreichs gebrauchen wolle, welches nach einem Supremate über Teutschland strebte, ließ er sich zu einer Art Waffenstillstand bewegen, wozu der englische Gesandte am preußischen Hofe, Lord Hinfort, vorzüglich mitwirkte. „...Die Verführung war groß," erzählt Friedrich; „der König wollte wenigstens versuchen, was aus dieser Verabredung

*) *Jomini* in seiner „Histoire critique et militaire des guerres de Frederic II, comparées au système moderne," tadelt den König, so lange in diesem Lager unthätig geblieben zu seyn.— Friedrich hatte aber einen besonderen Zweck. Es war ihm genug, Schlesien erobert zu haben, und er wollte nicht sein Heer für ein fremdes Interesse aufopfern, um so mehr, als Frankreichs Benehmen im höchsten Grade zweydeutig war, und es sogar Oestreich, gegen Abtretung von Brabant und Luxenburg, den Frieden angeboten hatte.

entspringen könne. Er begab sich in's Geheim, blos vom Obristen Golz begleitet, nach Oberschnellendorf, wo er den Feldmarschall Neuperg, General Lentulus und Lord Hinfort antraf. Nicht ohne Überlegung that dieser Fürst den Schritt. Zwar hatte er einige Ursache, sich über Frankreich zu beklagen; doch ging diese Unzufriedenheit nicht so weit, um mit dieser Krone zu brechen. Er kannte aus eigener Erfahrung die Gesinnungen des wiener Hofes; es ließ sich von demselben nichts Freundschaftliches erwarten. Offenbar verstand sich die Königin von Ungarn nur zu dieser Verabredung, um hernach durch deren Verbreitung Mißtrauen unter die Verbündeten zu bringen; man mußte also als Grundbedingung von den Östreichern fordern, daß, wenn sie das Allergeringste von den Vergleichpunkten bekannt machten, die man eingehen würde, der König dadurch berechtigt wäre, die Verabredung zu brechen. Der König war sehr sicher, daß dies unfehlbar erfolgen würde. Lord Hinfort führte das Protokoll im Namen seines Herrn. Man kam überein, daß Neisse nur zum Scheine belagert werden solle; daß die preußischen Truppen in ihren Quartieren, die sie sowol in Böhmen, als in Schlesien beziehen würden, nicht sollten beunruhigt werden; und vorzüglich, daß ohne die allerstrengste Verschwiegenheit Alles, was man jetzt verabredete, ganz und gar null und nichtig seyn solle. Man muß gestehen, daß, wenn es ein Verhängniß gibt, sich dasselbe über Herrn von Neuperg deutlich gezeigt hat; er schien bestimmt zu seyn, die allerdemüthigendsten Verträge für seinen Fürsten zu schließen. — Kurz darauf ließ Herr von Neuperg seine Armee nach

Mähren marschiren. Alsbald ward die Belagerung von Neisse angefangen; die Stadt hielt sich nur 12 Tage lang; die östreichische Besatzung war noch nicht ausgezogen, als die preußischen Ingenieurs schon in derselben die neuen Festungswerke zeichneten, welche die Stadt in der Folge zu einem der guten Plätze in Europa gemacht haben. Nach der Einnahme von Neisse trennte sich die Armee; ein Theil rückte, unter dem Oberbefehl des Prinzen Leopold von Anhalt, in Böhmen ein; einige Regimenter wurden zur Blokade von Glaz gebraucht; die übrigen Truppen lagerten sich, unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Schwerin, in Oberschlesien.

„Der Herzog von Lothringen, der sich zu Preßburg aufhielt, hatte sich geschmeichelt, daß der König Unterredungen für Friedens-Traktate halten würde, und schrieb ihm, ihn um seine Stimme zur Kaiserwahl bittend. Die Antwort war höflich, aber in so dunkelem und verworrenem Style abgefaßt, daß der Verfasser des Briefs ihn selbst nicht verstand. — So endigte sich der Feldzug, 11 Monate nach dem Einrücken in Schlesien; der König nahm die Huldigung seiner neuen Unterthanen zu Breslau an, von wo er nach Berlin zurückkehrte. Er fing an, durch seine Fehler den Krieg zu lernen; aber die Schwierigkeiten, die er überwunden hatte, waren nur ein Theil von dem, was ihm noch zu bestreiten bevorstand, um das große Werk zu vollenden, welches er sich vorgenommen, in vollkommenen Stand zu setzen. ....Die Erlangung Schlesiens schaffte ihm eine Vermehrung seiner Einkünfte von 3,600,000 Thlrn. Der größte Theil dieses Geldes ward zur Verstärkung des Heeres

angewandt; es bestand damals aus 106 Bataillonen und 191 Schwadronen, unter welchen 60 Escadronen Husaren waren."

Große und glückliche Unternehmungen, wie sie der König dieses Jahr hindurch ausgeführt hatte, mußten natürlich Neid und Besorgniß in gleichem Maaße erwecken. Wäre er durch die damalige politische Lage von Teutschland und ganz Europa nicht so sehr begünstigt worden, so würden bald verschiedene Feinde gegen ihn aufgestanden seyn; die Tapferkeit seiner Truppen, seine eigene Kenntniß der Kriegkunst, und die Erfahrung seiner Generale, wurden allen seinen Nachbarn fürchterlich, und einige unter denen, die nothgedrungen seine Freunde waren, arbeiteten sogar in aller Stille daran, ihm Feinde zu erwecken, da sie es selbst nicht seyn konnten. Man legte ihm eine unwiderstehliche Vergrößerungsucht zu Last, und suchte dadurch seine nächsten Nachbarn, z. B. Polen und einige Reichfürsten, mißtrauisch zu machen. — Man gab ihm Schuld, er suchte als Protestant das katholische Bekenntniß zu unterdrücken, und man schilderte die Gefahren, die dem römischen Glauben dadurch erwachsen würden, wenn er im Besitz eines Landes bliebe, worin bis daher dieser Glaube der herrschende gewesen sey, als unausbleiblich und schrecklich. Er mußte also durch Staatsschriften ausdrücklich erklären lassen, daß weder die Freyheit Polens, noch der Glaube des katholischen Schlesien von ihm das Mindeste zu besorgen hätten. Eben so mußte er die Gerüchte widerlegen, als ob er auf Bamberg, Würzburg und die Lausitz Ansprüche zu machen Willens wäre.

Alle diese Beschuldigungen sollten sein Ansehen und seinen Einfluß bey seinen Nachbarn und Reichsmitständen schwächen; aber es gelang ihren Urhebern nicht. Viele Reichstände freuten sich, in ihm einen Beschützer ihrer Rechte und des Reichs auftreten zu sehen, und gingen engere Verbindungen mit ihm ein. Einige überließen ihm sogar ihre Soldaten.

So sehr der König durch dieses Gewirre von kriegerischen und politischen Angelegenheiten fast Tag und Nacht beschäftigt ward, vergaß er doch das Wohl seiner Erbstaaten keinen Augenblick. Alles ging dort, von treuen und wachsamen Dienern geleitet, den alten festen Gang. Einige Hundert Colonisten aus den pfälzischen und zweybrückischen Ländern wurden auf seinen Befehl aufgenommen, und mit vielen Freyheiten begnadigt. Die Privilegien der vorigen Könige wurden erneuert, und die Ausfuhr der Lebensmittel nach Sachsen ward wieder freygegeben.

Für Gelehrsamkeit und schöne Künste verwandte er sich trotz den kriegerischen Stürmen nicht weniger wirksam. Wolf, wie erwähnt, war schon seit dem 6ten Tage seiner Regierung wieder in Halle. Euler, in seiner Art nicht minder groß, ward aus Petersburg nach Berlin berufen. Eine Commission, deren Glieder die beyden Staatsminister Cocceji und Marschall, der Vicekanzler Wolf und der geheime Rath Jordan waren, besetzte von nun an alle Stellen an den Universitäten in seinem Namen.

Die schönen Künste, Malerey, Bildhauerkunst, Baukunst und Musik blieben mitten im Geräusche des Krieges unaufhörlich beschäftigt. Die Schlösser zu Potsdam, Schönhausen und Charlottenburg

wurden verschönert, und in Berlin ward ein neues Opernhaus erbaut, wozu der Prinz Heinrich in des Königs Namen den Grundstein legte; dieses geschah den 5ten September 1741. Tonkünstler, Sängerinnen und Tänzer wurden eben so angelegentlich zum Anbau der schönen Künste, als Rekruten zur Fortsetzung des Krieges, angeworben.

Weil der König Schlesien, sobald er es in Besitz genommen hatte, ganz als sein Land ansah, so machte er auch auf der Stelle sehr mannigfache und vortheilhafte Veränderungen in dessen innerer und äusserer Verfassung. Die Erzählung derselben sparen wir bis zu dem Zeitpunkte auf, wo ihm noch eine glückliche Schlacht den Frieden, und dieser ihm förmlich den Besitz von Schlesien verschaffte.

— Zu Berlin drängten sich nun Unterhandlungen aller Art, aber Friedrich, gewöhnt, seinen eigenen Gang zu machen, vermochte nicht auf Abwege gebracht zu werden. Östreich hatte, wie der König von Preußen gleich anfangs überzeugt war, daß diese Macht so handeln würde, die Verhandlungen von Oberschnellendorf*) recht absichtlich verbreitet. Hierdurch, und durch den Lauf der übrigen Ereignisse bewogen, — denn die Bayern und Franzosen, von dem Plane des Königs abweichend, nämlich ungesäumt, wie Napoleon später mit so ausnehmendem Erfolge gegen seine Feinde, namentlich zweymal gegen Östreich, gethan, in die Hauptstadt des Gegners zu eilen, und so „die Römer in Rom" zu

*) Einige nennen es Kleinschnellendorf.

überwinden *), waren, wie die Sachsen, sämmtlich nach Böhmen gezogen, während das Heer der Königin von Ungarn nun seiner Seits, die schwachen Besatzungen der Bayern vor sich her treibend, in die Erblande des Churfürsten eindrang — entschloß sich Friedrich zur Fortsetzung des Kriegs. „Es war nicht mehr Zeit, auf der gemäßigten Mittelstraße fortzugehen. Entweder mußte man sich an die mündliche Verabredung des Waffenstillstandes halten, welche nichts sicher versprach, und welche die Östreicher so offenbar gebrochen hatten, oder man mußte durch eine in die Augen fallende Unternehmung die preußischen Bundesgenossen aus ihrem irrigen Verdachte reißen. Der Einmarsch in Mähren war das Einzige, was die Umstände erlaubten, weil dadurch der König sich nothwendiger machte und sich in die Lage setzte, von beiden Parteyen gleich dringend gesucht zu werden. Daher entschloß er sich zu dieser Unternehmung, wobey er sich zugleich vorsetzte, doch nur so wenig, als möglich, seine eigenen Truppen, und so viel, als seine Alliirten ihm von den ihrigen geben wollten, dazu anzuwenden."

Mit 15,000 Preußen, welche Friedrich aus Oberschlesien zog, vereinigte er sich bey Trebitsch mit Sachsen und Franzosen, und brach, an ihrer Spitze, in rauher Jahrzeit, Anfangs Februar 1742, nach

*) Dieser Plan Friedrich's (man sehe denselben in dem 1. Bande, 5. Kapitel, der Histoire de mon temps) beweist, daß schon damals jener große König den Plan entwarf, durch dessen Ausführung der über ungleich größere Mittel gebietende Napoleon eine Zeitlang Beherrscher Europa's war.

Mähren auf. Olmütz war, auf seine Anordnung, schon zu Ende des vorigen Jahrs durch Schwerin besetzt worden. Der kühne Plan, den der König gefaßt, bestand darin, sich ganz Mähren zu unterwerfen, und dann seine Waffen in das Erzherzogthum Östreich, vielleicht gar nach Wien selbst, zu tragen.

Mit Schnelle, die nur durch die nicht zu überwindende Langsamkeit der Sachsen manchmal gelähmt ward, rückte das von dem König befehligte Hauptheer, mit vielem Geschütze, nach Iglau, und von da nach Znaim vor. Kaum vermochten die östreichischen Generale ihre Magazine zu retten. — Ein Streifcorps von 5000 Preußen brach jetzt in Oberöstreich ein, und verbreitete Schrecken bis vor die Thore von Wien. Augenblicklich rief der Hof, diese Hauptstadt zu retten oder zu sichern, 10,000 Mann von der Armee aus Bayern zurück.

15,000 reguläre Truppen wurden um diese Zeit für Maria Theresia in Ungarn geworben, und außerdem der erste Heerbann aufgeboten, welcher gegen 40,000 Mann liefern konnte. Aber gleichzeitig, während er auf der Seite von Böhmen in Mähren eindrang, hatte der König durch ein besonderes Corps auch die Seite von Ungarn besetzen lassen. Es rückte nun der junge Prinz (Dietrich) von Anhalt mit einigen tausend Soldaten über die Gränze dieses Königreichs, und zerstreute den sich eben bildenden Heerbann. —

Im Anfange des Monats März wurde Brünn, Mährens Hauptstadt, enger eingeschlossen, und Friedrich nahm sein Hauptquartier zu Selowitz. Von hier aus schrieb er, unterm 23ten März, an

Voltaire: „Ich fürchte mich, an Sie zu schreiben, da ich Ihnen keine anderen Neuigkeiten melden kann, als solche, um die Sie sich eben nicht viel kümmern, oder die Sie verabscheuen.

„Wenn ich Ihnen z. B. sagte, daß Völker aus zwey Gegenden von Teutschland ihre Wohnungen verlassen haben, um sich mit andern Völkern zu schlagen, deren Namen sie nicht einmal kannten, und die sie in einem sehr weit entlegenen Lande aufsuchen mußten, und das blos deshalb, weil ihr Herr mit einem anderen Fürsten einen Traktat geschlossen hat, in Verbindung mit einander einen Dritten zu ermorden, so würden Sie mir antworten: Diese Leute sind thöricht und wahnsinnig, daß sie sich dem Eigensinn und der Barbarey ihrer Herren so aufopfern. Sagte ich Ihnen: wir treffen mit großer Mühe Anstalten, einige mit vielen Kosten erbaute Mauern zu zerstören, ärnten, wo wir nicht gesäet haben, und spielen da den Herrn, wo Niemand stark genug ist, uns Widerstand zu leisten; so würden Sie ausrufen: Ha, Barbaren! Ha, Räuber! Ihr Unmenschen! „Die Ungerechten werden das Reich Gottes nicht erben!“ Matth. 12, V. 34.

„Da ich Alles voraussehe, was Sie mir hierüber sagen würden, so will ich nicht davon reden, und Ihnen blos die Nachricht geben: Ein ziemlich närrischer Kopf, von dem Sie unter dem Namen der König von Preußen werden reden gehört haben, ist auf die Nachricht, daß die Staaten seines Bundesgenossen, des Kaisers*), von der Königin von

*) Der Churfürst von Bayern war nämlich, als Karl

Ungarn verwüstet würden, ihm zu Hilfe geeilt, hat seine Truppen zu denen des Königs von Polen stoßen lassen, um eine Diversion in Niederöstreich zu machen, und es ist ihm so gut gelungen, daß er darauf rechnet, in Kurzem die Hauptmacht der Königin von Ungarn zu schlagen, um seinen Alliirten einen Dienst zu leisten.

„Das ist Edelmuth, das ist Heroismus," werden Sie sagen. Indeß, lieber Voltaire, ist das erstere Gemälde und dieses einerley. Eben jenes Frauenzimmer, das man vorher in der Nachthaube sah, sieht man nun geschminkt und in Pompons.

„Auf wie viel verschiedene Arten betrachtet man die Gegenstände nicht! Wie sehr weichen die Urtheile nicht von einander ab! Die Menschen verwerfen am Abend das, was sie am Morgen gebilligt haben. Eben die Sonne, die ihnen bey dem Aufgang gefiel, ist ihnen bey dem Untergehen beschwerlich. Daher kömmt es, daß Ruf entsteht, verschwindet und wieder entsteht. Und wir sind so thöricht, daß wir uns das ganze Leben hindurch quälen, um Ruf zu erlangen! Ist es möglich, daß man sich noch immer durch diese falsche Münze hintergehen läßt, da man sie doch kennt?"

Aber bald trafen wichtige Umstände zusammen, welche den König bewogen, seinen Rückzug aus dem beynah' ganz eroberten Mähren anzutreten. Mangel

---

der VII., zum teutschen Kaiser erwählt worden; aber an dem nämlichen Tage, da er sich zu Frankfurt krönen ließ, eroberten die Oestreicher München, die Hauptstadt seiner Erblande.

an Lebensmittel zeigte sich, wo Friedrich nicht persönlich die gehörigen Anordnungen getroffen; die Witterung war fast unerträglich, und es rissen Krankheiten unter den Truppen ein. Zudem war das östreichische Heer ansehnlich verstärkt worden; und die Bundesgenossen, namentlich Sachsen, für welches das Markgrafthum Mähren bestimmt war, leisteten fast gar nichts. — Friedrich führte daher, nur schwach von seinen Gegnern beunruhigt, die preußischen Truppen nach Böhmen, und ließ sie bey Chrüdim, wo er den 17ten April anlangte, Cantonirungquartiere beziehen. — Kurze Zeit darauf ergab sich Glatz den Preußen.

Den Frieden sehnlich wünschend, ließ der König durch Lord Hinfort dem wiener Hofe Vergleichsvorschläge machen. Aber derselbe war nicht mehr so nachgiebig, als früher; „der Vorfall mit Linz, die Räumung Mährens und die Trennung der Sachsen hatten ihm seinen ehmaligen Stolz wiedergegeben; seine geheimen Unterhandlungen am Hofe zu Versailles machten sogar, daß seine Blicke sich noch weiter erhoben. Man hat immer bemerkt, daß die Gemüthstimmung des östreichischen Hofes den rohen Eindrükken der Natur folgte; aufgeblasen im Glück, kriechend bey widerwärtigem Schicksal; nie wußte er die weise Mäßigung zu treffen, welche die Menschen mit Gleichgültigkeit gegen die vom Zufall beschiedenen Glücksgüter oder Unfälle waffnet. Jetzt gewannen sein Stolz und seine List wieder die Oberhand. Der schlechte Fortgang dieses Versuches des Lord Hinfort bestärkte den König mehr wie jemals in der Überzeugung, die er schon hatte, daß, um eine Friedens-

Unterhandlung mit den Östreichern zu Stande zu bringen, man sie vorher erst recht tüchtig müsse geschlagen haben. Eine treffliche und ausgeruhte Armee reizte ihn, das Glück der Waffen zu versuchen; sie bestand aus 34 Bataillonen und 60 Schwadronen, welches ungefähr die Zahl von 33,000 Mann ausmachte *)."

Der Prinz Karl von Lothringen, Obergeneral der östreichischen Truppen, war, dem vom Hofkriegrathe zu Wien erhaltenen Befehle nachzukommen, dem König eine Schlacht zu liefern, ihm, durch Mähren nach Böhmen eilend, nachgefolgt, und so kam es den 17ten May bey Chotusitz zum Kampfe. Die Stärke der Preußen wird von Jomini zu 23 bis 24,000, die der Östreicher zu 30,000 angegeben; nach Anderen wäre sie ungefähr auf beiden Seiten gleich gewesen.

Die Reiterey des linken Flrgels der Preußen, unter Buddenbrock, stürzte sich muthig auf die gegen sie heranrückende Cavallerie ihrer Gegner, und erschütterte, sie werfend, selbst das Fußvolk derselben. Aber, sich allzusehr dem Ausbruche des wilden Muthes überlassend, wurde sie von den herbeyeilenden Verstärkungen der Östreicher wieder zurückgeworfen. Mit ähnlichem Erfolge ward auf dem entgegengesetzten Flügel gestritten; weder die Reiterey des einen, noch des anderen Heeres unterlag, und das Kriegglück schwebte wechselweise, bald auf die Seite der preußischen, bald auf jene der östreichischen Cavallerie.

Entscheidender kämpfte das Fußvolk. Das öst-

*) Histoire de mon temps.

reichische griff an, drängte einige feindlichen Bataillons durch Chotusitz, und steckte diesen Flecken in Brand. Einige ihrer Bataillone, welche schon zwischen die preußischen Linien eingedrungen waren, zogen sich durch diesen Ort zurück, weil ihnen Hilfe fehlte, setzten sich aber sogleich wieder hinter Zäunen und Hohlwegen fest, gerade im Rücken der Regimenter Leopold und La Motte. Plötzlich schwenkten sich diese, feuerten einigemal, stießen, da der Feind nicht wich, die Bajonnette auf, und drangen mit wildem Ungestüm auf ihn ein, zerrissen seine Reihen, und trieben ihn in äußerster Unordnung aus dem Flecken heraus. Aber ihr Muth vermochte nichts gegen die Übermacht des Feindes. Sie wurden durch ein mörderisches Feuer bedrängt, und standen in Gefahr, den errungenen Vortheil zu verlieren. Dies bemerkte der König, und im Nu ließ er seinen rechten Flügel gegen Chotusitz schwenken *). Dies entschied den Sieg. Der linke Flügel der Feinde stürzte sich auf seinen rechten, wo Alles zusammengedrängt ward. In diesem Terrain eingeschlossen, und durch dasselbe verhindert, ordentlich zu fechten, entstand eine allgemeine Verwirrung. Das ganze Feld war in Kurzem mit Flüchtlingen bedeckt; bis jenseits Czaslau wurden die Geschlagenen verfolgt, und erst 3 Meilen von dem Wahlplatz entfernt machten sie Halt. — Die Östreicher verloren in diesem dreistündigen Kampf 2000 Todte, 3000 Verwundete und 950 Gefangene,

*) „Das allsehende Auge des Königs gewann (hierdurch) vorzüglich diese Schlacht.“ (Die Feldzüge Friedrich des II. von O Cahill.)

ferner 17 Kanonen und 1 Fahne*); die Preußen dagegen 3600 Todte und Verwundete, ebenfalls viele Gefangene und 11 Standarten.

Dieses Treffen, obschon nur wenig bedeutend an sich, führte endlich den Frieden zwischen Preußen und Östreich herbey. Friedrich hatte seinen Zweck erreicht. Die Unredlichkeit der Krone Frankreich, welche seit einiger Zeit in einem geheimen Briefwechsel mit dem wiener Hofe stand, und bereit war, ihn, sobald sie ihre eigenen Absichten erreicht hätte, sinken zu lassen**), die schlechte Unterstützung von Seite seiner

---

*) Sie würden deren ungleich mehr verloren haben, wenn sie die Fahnen nicht, noch vor der Schlacht, unter starker Bedeckung hinter die Linie gebracht hätten.

Friedrich selbst gibt den gegenseitigen Verlust so an: a) östreichischer: 7000 Todte, Gefangene (nämlich 1200 Mann), Verwundete und Überläufer; 18 Kanonen und 2 Fahnen; b) preußischer: 1600 Todte (worunter 900 Reiter), 2000 Verwundete und 11 Standarten.

**) „So viel geheime Unterhandlungen der Oestreicher mit dem Cardinal Fleury", sagt Friedrich selbst in seinen Werken, „und einige Anekdoten, welche dessen Zweyzüngigkeit verriethen, hatten das Zutrauen des Königs zu ihm vernichtet. Man wußte, daß der französische Gesandte, la Chetardie, zur Kaiserin von Rußland gesagt hatte, das sicherste Mittel, sie mit Schweden auszusöhnen, sey, diese letztere Macht durch Pommern auf Kosten des Königs von Preußen zu entschädigen. Die Kaiserin verwarf diesen Ausweg, und theilte das Geheimniß dem an ihrem Hofe befindlichen preußischen Minister mit. Zu gleicher Zeit erklärte

Bundesgenossen, besonders der Sachsen, und die Unsicherheit des Kriegsglückes, welches bereits den Östreichern ein Übergewicht über die Franzosen und

---

der Cardinal Tincin im Namen seines Hofes dem Papste: über das Wachsthum der preußischen Macht dürfe er nicht in Verlegenheit gerathen; an Zeit und Ort würde Frankreich ihr wol Gränzen zu setzen, und diese Ketzer eben so zu erniedrigen wissen, wie sie selbige zu vergrößern gewußt hätte. Das größte Mißtrauen verdiente Cardinal Fleury durch sein immer in's Dunkel gehülltes Betragen; er hielt einen gewissen Düforgis zu Wien, welcher sein Kundschafter und Unterhändler war." (Histoire de mon temps, par Frédéric II. *Tom. I. chap.* 6. *p* 261. *seq.*) Anderen Nachrichten zufolge soll Friedrich besonders durch folgenden Umstand zur Schließung des Friedens bewogen worden seyn. Ein zu Czaslau verwundeter östreichischer Offizier von hohem Range (der General Pollandt) soll noch vor seinem Tode dem Könige das Geheimniß entdeckt haben, daß er Gefahr liefe, von seinen Bundesgenossen hintergangen zu werden, die nur erwarten wollten, wie es mit ihm ablaufen würde. (Geständnisse eines östreichischen Veterans, Theil II. Seite 93.) Friedrich selbst sagt nichts davon. Gesetzt aber, mit dieser Entdeckung hätte es seine Richtigkeit gehabt, so hätte dadurch der sterbende Offizier dem Könige wol nichts Neues gesagt. Aus dem Betragen Frankreichs und der Sachsen hätte er wol Alles dieses leicht, und schon längstens selbst abstrahiren können. Zudem war sein Entschluß, als Sieger Frieden zu machen, schon vor dem Treffen zu Czaslau gefaßt. (Schmidt, Geschichte der Teutschen; fortgesetzt von Milbiller.)

Bayern gegeben, hatten in ihm die gerechte Besorgniß erweckt, daß er die mit so viel Anstrengung und Glück errungenen Vortheile bey längerer Fortsetzung des Krieges wol auch wieder verlieren könnte. Die durch den Lord Hinfort neuerdings angeknüpften Unterhandlungen hatte zwar der wiener Hof in der stolzen Zuversicht auf seine über die Franzosen und Bayern erhaltene Übermacht zurückgewiesen. Aber jetzt war Friedrich Sieger; die Hoffnung, die Oberhand über ihn zu erhalten, war, wenigstens für eine geraume Zeit verschwunden. Der Königin von Ungarn laz daran, den Bund ihrer Feinde zu trennen, und dadurch die Zahl derselben zu vermindern. Hatte sie sich nur einmal mit Preußen verglichen, so konnte sie mit gutem Grund hoffen, daß sie auch mit den vereinigten Franzosen und Bayern bald fertig seyn dürfte.

Das Treffen bey Czaslau hatte man ohnehin östreichischer Seits nur in der Absicht gewagt, damit es über Frieden oder Fortsetzung des Krieges entscheide. Der Entschluß war daselbst bereits gefaßt, daß man den König im schlimmsten Falle, wenn man ihn durch eine Niederlage nicht außer Stand setzen könnte, die gegen den Marschall von Broglio entworfenen Unternehmungen zu hindern, dieses wenigstens durch eine Trennung von dem Bündnisse bewirken, und in dieser Absicht ihm Schlesien Preis geben wollte*). Das Treffen hatte sich für ihn entschieden; er glaubte daher, daß es Zeit wäre, Frieden zu machen, besonders da seine Finanzen bereits durch diesen Krieg ziemlich erschöpft waren, und sich in

*) Geständnisse eines östr. Veterans daselbst. S. 74.

dem Schatze kaum noch 1,500,000 Thaler vorräthig fanden *).

Durch die Betrachtung aller dieser Umstände in seinem Vorhaben bestärkt, ließ Friedrich dem Grafen Podewils, der sich damals zu Breslau befand, die nöthige Vollmacht ausfertigen, und ertheilte ihm den Auftrag, den Frieden mit dem Lord Hinfort zu schließen. Dieser war auch von dem wiener Hofe zu demselben Geschäfte bevollmächtigt.

Ein geheimes Gerücht von dem Vorhaben des Königs, sich mit der Königin von Ungarn zu vergleichen, flog bald umher, und kam auch zu den Ohren des französischen Marschalls von Belleisle. Dadurch wurde dieser bewogen, sich selbst in das Lager des Königs zu begeben, um zu erfahren, ob es gegründet sey oder nicht. Bey seiner Ankunft verheimlichte er ihm nicht, welchen Verdacht man gegen ihn habe. Zugleich wollte er mit dem König über die Mittel zu Rath gehen, durch welche man die Sachsen aus ihrer Unthätigkeit bringen könnte. Allein der Marschall hatte seine Zeit nicht wol gewählt. Mit derselben Freymüthigkeit antwortete ihm der König: Er glaube, der Friedenstraktat würde wol schon geschlossen seyn; Niemand würde es unbillig finden können, daß er einen Frieden auf Bedingnisse einginge, die er selbst vorgeschrieben; er halte dafür, daß jeder Andere an seiner Stelle dasselbe thun würde. Indem er der Allianz mit dem Kaiser entsage, vernachläßige er darum dessen Vortheile nicht; da aber die Könige von Ungarn ihm alle seine Forderungen zugestanden, so

*) Histoire de mon temps, loc. cit. p. 162.

habe er weiter keinen Vorwand, den Krieg gegen sie fortzusetzen *).

In der That waren damals die Unterhandlungen schon ziemlich weit gediehen. Der Sieg des Königs bey Czaslau gab der Beredsamkeit des Lord Hinfort, welcher nach der Ehre geizte, ein schon einmal angefangenes Geschäft zu vollenden, einen großen Nachdruck, und die östreichischen Minister bezeigten sich jetzt viel nachgiebiger, als sie vor der Schlacht gewesen waren. Besonders gute Dienste leistete bey dieser Angelegenheit der König von England durch seine Vermittelung, und er hatte das Vergnügen, zu sehen, daß sie diesmal beiden Theilen willkommen waren, der Königin und ihrem bisherigen Gegner, dem Könige von Preußen.

Schon am 11ten Juny 1742 kamen beide zu Breslau über die Präliminär-Artikel überein. Vermöge derselben trat Maria Theresia dem Könige von Preußen und seinen männlichen und weiblichen Erben Ober- und Niederschlesien, ingleichen den vormals zu Mähren gehörigen Distrikt Katscher, so wie die Grafschaft Glatz, mit vollkommener Landshoheit und Unabhängigkeit von der Krone Böhmen ab; doch behielt sie sich das Fürstenthum Teschen, die Städte Troppau und Jägerndorf, den jenseits der Oppa und in den hohen Gebirgen gelegenen Theil von Oberschlesien, die Herrschaft Hennersdorf und die anderen zu Mähren gehörigen, wiewol in Oberschlesien eingeschlossenen, Distrikte vor. Dafür that Friedrich auf alle

*) Mémoires pour servir à l'histoire de l'Europe etc. Tom. I. p. 209 seq.

Ansprüche an das Haus Östreich Verzicht, versprach, in Schlesien die katholische Religion in dem gegenwärtigen Zustande zu lassen, und machte sich verbindlich, die auf Schlesien haftenden Schulden (betragend 1,700,000 Thlr.) an die Gläubiger in Holland und England zurück zu bezahlen. Das Recht, den Titel eines souveränen Herzogs von Schlesien zu führen, ward zwar hiermit dem Könige von Preußen und seinen Erben vollkommen eingeräumt; doch bedung sich Maria Theresia dasselbe Recht für sich und ihre Erben. Der König von Großbritannien und Churfürst von Hannover, die Kaiserin von Rußland, der König von Dänemark, die Generalstaaten der vereinigten Niederlande, das Haus Braunschweig-Wolfenbüttel und der König von Polen, als Churfürst von Sachsen, wurden in diesen Frieden eingeschlossen *).

In wenigen Wochen, nämlich am 28ten July, wurden diese Präliminarien zu Berlin in einen förmlichen Definitivfrieden verwandelt, ohne daß sie wesentliche Änderungen erlitten oder wichtige Zusätze erhielten **).

---

*) Wenk, Cod. jur. gent. recontiss. T. I. p. 739 et seq.

**) Schmidt, Geschichte der Deutschen, fortgesetzt von Milbiller.

Anhang
zum ersten Bändchen.

1. Ausgaben
vom September 1719 für den Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich den Einzigen.

(Zu Seite 24.)

		Rthl.	Gr.	Pf.
Den 3.	In den Klingbeutel	—	16	—
	An den Jäger vor den Hund	2	—	—
Den 6.	An Ihre Hoheit den Kronprinzen	—	16	—
Den 10.	In den Klingbeutel	—	16	—
Den 17.	In den Klingbeutel	—	10	—
	In das Becken	—	16	—
Den 21.	Dem Jäger, so die Globen nach Berlin gebracht	1	8	—
Den 24.	In den Klingbeutel	1	8	—
Den 25.	An Hammking, der das grüne Kleid gemacht	2	—	—
Den 27.	Bey der Abreise aus Wusterhausen an die Bettmägdchen	—	16	—
Vor die Pfeiffe zurecht zu machen		—	4	—
An die beiden Laquaien von Sr. Maj. dem Könige und der Königin, so aufgewartet haben		1	8	—
Vor zwey Farbenschachteln		—	16	—
Vor 6 Pfund Puder		—	12	—
Vor Stibelettenknöpfe		—	2	—
Vor 12 Ellen Haarband		1	6	—
In Mittenwalde		—	2	—
In die Armenbüchse		—	1	—

	Rthl.	Gr.	Pf.
An den Bothen, welcher die Hunde von Berlin gebracht	—	12	—
Vor den Hirschfänger zu scheifen	—	2	—
Vor weiß Rundschnur zu Klatschen	—	4	—
Dem Menschen, welcher sie bestellt und heraus gebracht	—	2	—
An einen Jungen auf dem Felde, welchen die Hunde gebissen	—	4	—
An einen Mousquetier vom 2. Bataillon, so Se. Hoheit zu Gevatter gebeten	2	—	—
Vor eine lebendige Schneppe	—	2	—
An einen Hirtenjungen, so den todten Hund weggetragen	—	1	—
Vor Pulver und Trinkgeld an den Kanonier, welcher zu Schützendorf gefeuert	1	8	—
Vor die Königliche Knechte zu Bier in Schützendorf	3	—	—
Vor ein Rothkehligen	—	11	—
Vor Nagel und Löschpapier, die Globos einzupacken	—	4	—
Die Schuh auf'm Leisten zu schlagen	—	1	—
An einen Armen	—	2	—
An einen Reitknecht, welcher die Mundirung heraus gebracht	—	2	—
An die alte Castellanin zu Wusterhausen	—	16	—
Summe Rthlr.	23	11	Gr.

Graf v. Finkenstein. C. W. v. Kalkstein.

Der König schickte diese Rechnung, nachdem er sie durchgesehen, mit folgender Note zurück:

„Mit diese Rechnungen bin zufrieden und soll hiemit quittiret seyn, aber zukünftig, wenn meine Laquaien, Kutscher und Knechte Fritz aufwarten, sollen sie nichts davor bekommen, denn ich sie davor bezahle, denn Fritz und ich ist einerley, sonsten bin mit allen zufrieden vor die guhte Haushaltung.

„Friedrich Wilhelm."

2. Richtigkeit des Tadels über das Benehmen Friedrich's in den ersten schlesischen Kriegen.

(Aus Guibert's Denkschrift auf Friedrich den Großen; übersetzt von Bischoff.)

(Zu Seite 122.)

„Der Neid, der alles entstellt, und die Flüchtigkeit, die nichts ergründet, haben Friedrich's Ruhm in diesem Kriege dadurch schmälern wollen, daß er dabey eine wankelmüthige und täuschende Politik gezeigt; daß er immer gegen Treu und Glauben die Waffen ergriffen, niedergelegt, wieder ergriffen, wieder niedergelegt habe. Man hat ihm vorgeworfen, daß er die Königin von Ungarn ohne Kriegserklärung angegriffen; daß er ohne Rücksicht auf Frankreich, seinen Bundesfreund, den breslauer Frieden geschlossen; daß er diesen Frieden ohne Ursache wieder gebrochen und Frankreich durch einen zweyten besonderen Frieden noch einmal getäuscht habe.

„Der König that in diesen verschiedenen Lagen nichts, als was ihm Talent, Vorsicht und Nothwendigkeit befahlen. Sein Einbruch in Schlesien geschah, wie alle großen Kriegunternehmungen geschehen müssen, heimlich und schnell. Im Besitze von Schlesien, und durch zwey Schlachten in seinen Eroberungen befestigt, nahm er den Frieden an, den man ihm durch den Abtrit dieser Provinz darbot. Wäre es nicht unüberlegt gewesen, wenn er weiter hätte fechten wollen, nachdem er seinen Zweck erreicht hatte; und was war er Frankreich schuldig, ohne welches er zu den Waffen gegriffen, das nur gelegentlich sein Bundesfreund geworden war?

„Als er den breslauer Frieden brach, befolgte er

ebenfalls den Rath der Vernunft und Klugheit. Wien hatte sich so eben mit Polen vereinigt; Holland und England fochten für dasselbe. Bayern war von Feinden besetzt, nicht ein Franzose mehr im Reich, und 70,000 Oestreicher waren in Elsaß eingedrungen. Es war augenscheinlich, daß, wenn er nicht durch eine mächtige Diversion Maria Theresien's Glück wieder in das Gleichgewicht brächte, ihre siegreichen Waffen bald über ihn herfallen würden, um ihm Schlesien, das ihm so vielen Kampf gekostet, wieder zu entreißen. Als er den zweyten Frieden zu Dresden schloß, hatte er abermals keine Ursache, den Krieg fortzusetzen. Er hatte Böhmen verheert, war Meister von Sachsen, hatte durch drey Siege den Stolz und die Entwürfe des wiener Hofes vereitelt; Frankreichs Vortheile in Flandern hatten ebenfalls das Gleichgewicht wieder hergestellt, Bayern that auf seine Ansprüche Verzicht, der Großherzog war Kaiser, alle Theile waren erschöpft und seufzten nach dem Frieden. Von einer anderen Seite trieb ihn Rußland, sich mit dem Könige von Polen auszusöhnen, und er verschaffte sich durch Niederlegung seiner Waffen den Ruhm eines edeln und gemäßigten Verhaltens. Was aber Frankreich betrifft, das sich zum zweytenmal über ihn beklagte, und wo man ohne Ueberlegung von der preußischen Treue, wie von der punischen sprach, hatte er ihm nicht durch seine Diversionen einen ziemlich großen Dienst gethan, dadurch das Elsaß befreit und in Flandern die Oberhand verschafft, und zu unsern Eroberungen verholfen? Und welchen Gefahren stellten wir ihn im Gegentheil nicht blos, indem wir den Prinzen Karl ruhig über den Rhein zurückgehen ließen, uns mit der Belagerung von Freyburg begnügten, anstatt den Prinzen mit Nachdruck zu verfolgen, und so den König von Preußen die ganze Last der östreichischen und sächsischen Waffen tragen ließen? Aber in diesem ganzen Kriege, wo die Politik weit thätiger und verwickelter war, als je,

äußerte sich in Europa ganz Ungewöhnliches, etwas, das wieder an die schönen Zeiten des Alterthums erinnert, wo die Geschichte keine Mittelpersonen zwischen den Königen und Völkern aufstellt. Man war bisher gewöhnt gewesen, die Regenten nur durch Dollmetscher sprechen, durch Sekretäre schreiben und durch Minister unterhandeln zu sehen. Jetzt sieht man einen jungen Prinzen selbst unterhandeln, sprechen, schreiben, und dies mit einer Deutlichkeit, einer Würde, einer Bestimmtheit, die in unseren diplomatischen Werkstuben unbekannt sind. Denn hier macht man sich es fast immer zum Gesetz, nicht gerade zu gehen, den Verstand in weitläufigen Phrasen zu ertränken, sich in Dunkelheit zu hüllen, um Ausflüchte zu haben und von der freymüthigen Wahrheit keinen Gebrauch zu machen, wodurch man sich doch weit seltener oder wenigstens auf edlere Weise schadet, als durch Trug und Spitzfindigkeiten.

„In der Sündfluth politischer Schriften, womit die Tagebücher jener Zeit überschwemmt sind, in dem unnützen Wirrwarr, wovon die alte Geschichte kein Beyspiel hat, schwimmen stets die Schriften des Königs von Preußen oben auf. Sie sind fast alle aus seinen Lagern datirt, und mitten im Geräusche der Waffen aufgesetzt; sie haben alle den nachdrücklichen und edeln Ton, der einem Heldenkönige so gut ansteht, aber auch zugleich eine erhabene Denkungsart und einen trefflichen Kopf erfordert.

„Seine Manifeste, Erklärungen, Darstellungen, sind nie von ihm unterzeichnet, noch in seinem Namen geschrieben, weil er sie als Formalitäten ansah, wo man wol eine Behauptung wagen, bemänteln, kurz, zu überreden oder zu blenden suchen darf. Aber in seinen Depeschen, in seinen unmittelbaren Verhandlungen, wo sein Name unterzeichnet ist, glaubt er ohne Zweifel seine Ehre für seine Worte verantwortlich zu

halten, zeigt er sich stets entschlossen und wahrhaftig. Hat er mit dem wiener Hofe zu thun, so geht er leicht über die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche auf Schlesien hinweg, stützt sich aber dagegen geradezu auf die Staatsnothwendigkeit, welche die Besitzergreifung dieser Provinz für seine Sicherheit unentbehrlich machte.

„Während der Unterhandlungen des dresdener Friedens schrieb er an den englischen Gesandten, Hrn. Villiers, welcher mit daran arbeitete: „Dies sind meine Bedingungen. Eher will ich mit meiner Armee auf der Stelle bleiben, als eine davon nachlassen. Nimmt sie die Kaiserin nicht an, so erhöhe ich meine Forderungen.“ Er antwortet Rußland, das ihn von dem Einfall in Sachsen abhalten wollte: „Ich will nur den König von Polen in seinem Churfürstenthum züchtigen, und ihn in einer Hauptstadt eine reuevolle Abbitte unterzeichnen lassen.“ Dem König von Polen schrieb er selbst verschiedene Briefe, worin er ihn vor dem Ungewitter warnt, das gegen ihn im Anzug ist, ihm zeigt, wie sehr es Sachsens Vortheil erfordere, sich eher mit Brandenburg, als mit Oestreich, zu verbinden, die bösen Rathschläge des Grafen Brühl, seines Günstlings, die Schwäche seines Charakters aufdeckt, die ihn in einer Zeit, wo er von aller Kriegmacht entblößt ist, in einen gefährlichen Handel verwickelt. In der That, ein sonderbarer Briefwechsel, der selbst bey dem Ueberfall vom Jahre 1756 wieder anfing, und wobey man sieht, daß die persönlichen Eigenschaften noch weit größeren Abstand unter den Königen machen, als unter Privatpersonen. Als endlich vor dem breslauer Frieden der Marschall Belle Isle von Prag in sein Lager kam, seinen Entschluß zu hören, braucht er abermals keine Umschweife, ihm die Aenderung seiner Politik zu entdecken: „Mein Herr Marschall,“ redete er ihn an, indem er auf ihn zuging, „denken Sie an sich,

mein Spiel ist gewonnen, und ich mache meiner Seits Frieden.“ — Man vergleiche einmal diesen geistreichen und zugleich heldenmüthigen Zug von Biedersinn mit dem Betragen so vieler Minister, die sich erlaubt haben, ausgemachte Wahrheiten niederträchtig zu läugnen, und durch offenbare und im Angesichte von Europa gesagte Lügen den Namen ihrer Herren zu schänden.“ —

Berichtigungen.

Seite 5, Zeile 10 v. o. lies erduldet statt erdultet.
— 13, in der Note, setze man nach den Worten: „Anekdoten ꝛc. aus dem Leben Friedrich des Großen“, existirte noch kein regelmäßiges Schauspiel.
— 43, Zeile 19 v. o. lies Rochow statt Rachow.

Digitized by Google

Das Leben

Friedrich des Einzigen.

Von

Georg Friedrich Kolb.

Zweytes Bändchen.

„Wahrlich,“ sagte Napoleon, von dem trefflichen Rückzuge Friedrich des Einzigen nach dem Ueberfalle von Hochkirch sprechend, „wahrlich, er war ein großer Mann; aber doch verdankt er die Hälfte seines Ruhms dem schiefen Benehmen seiner Feinde.“ — „Ja,“ fügte er nach einer kleinen Pause hinzu, „einen Finger meiner Hand würde ich für eine Unterhaltung von zehn Minuten mit ihm geben.“ — — Sah Napoleon gleich in dem großen, philosophischen Könige blos den Krieger, so hätte er dennoch sich nicht schöner und erhabener — gleich rühmlich für Friedrich, wie für Napoleon selbst — ausdrücken können.

Speyer, 1828.
In der J. C. Kolb'schen Buchhandlung.

Ainsi, dans ces jours pleins d'alarmes,
La constance et la fermeté
Sont le bouclier et les armes
Que j'oppose à l'adversité.
Que le destin me persécute,
Qu'il prépare ou hâte ma chûte,
Le danger ne peut m'ébranler.
Quand le vulgaire est plein de crainte,
Que l'espérance semple èteinte,
L'homme fort doit se signaler.

Oeuvres mêlées du Philosophe de Sans-souci. (*Berlin* 1760.) *Tôme I. pag.* 18.

Dritter Abschnitt.

Des Königs edles Bemühen zum Wohle der preußischen Länder. — Wiederausbruch des Kampfs; der zweyte schlesische Krieg. — Verschiedene militärische Bewegungen der Heere. — Der Preußen Siege bey Hohenfriedberg (Striegau), Sorr und Kesselsdorf. — Friede zu Dresden.

(Vom July 1742 bis zum September 1745.)

Ohne alles Gepränge langte Friedrich, nachdem er auf die im vorigen Abschnitt erzählte Weise Schlesien mit der preußischen Monarchie vereinigt, den 12ten July 1742 wieder zu Berlin an. Zum Aufblühen des Landes alles Mögliche zu thun, dabey, so viel es mit diesem in Einklang zu bringen sey, die strengste Sparsamkeit in allen Zweigen zu beobachten, und endlich das, wie er, der Scharfblickende, ganz richtig voraussah, so nöthige Heer der Zahl sowol, als auch, und zwar hauptsächlich, der inneren, moralischen Kraft nach, zu verstärken, machte er sich zum strengen Gesetz.

Schlesien besonders, der Tummelplatz der verschiedenen Heere während des Kriegs, und dabey an den Wunden leidend, welche ihm die bisherige

unordentliche und in mehr als einer Hinsicht bedrükkende Verwaltung verursacht, bedurfte zu seinem Emporblühen der weisen und wohlthätigen Leitung eines solchen Fürsten. — Unter den vorigen Regenten war es üblich geworden, daß ihnen die Stände bey der Huldigung ein Geschenk von 100,000 Thlrr. machten. Friedrich aber, edelmüthig diese ihm ebenfalls angebotene Summe ablehnend, erklärte: „das Land sey zu sehr durch Unglücksfälle erschöpft, als daß er von den Ständen dieses Geschenk annehmen könne; er vielmehr wolle trachten, dem Volke wieder aufzuhelfen, damit es Ursache haben möge, sich seiner Regierung zu freuen." Und bald bewies er in der That, daß nicht blos schöne Worte auszusprechen seine Sache sey. — Mit weiser Mäßigung und einer behutsamen Rücksicht auf die Vorrechte des bisher herrschenden Bekenntnisses und seiner niederen und höheren Vorgesetzten — also nicht durch das unbedingte Machtwort des Königs — wurde eine allgemeine Toleranz der verschiedenen kirchlichen Confessionen eingeführt, und alle erhielten gleiche Rechte. Die Protestanten, wenigstens die Hälfte der Bevölkerung des ganzen Landes, hatten vordem vielfache Bedrückungen zu erleiden gehabt, und daß man sie duldete, geschah nur in Folge eines Vertrags, den Karl der XII. von Schweden im Jahre 1707 dem Kaiser abgedrungen hatte. Ihre Bedrängnisse hörten auf; die Hussiten, Herrenhuter und Schwenkfelder, unter der östreichischen Regierung aus Schlesien vertrieben, kehrten in Schaaren dahin zurück, und dabey wurden die Katholiken, obschon man ihren Mönchen und Priestern keine Einmischung in weltliche Angelenheiten

gestattete, so weise und vernünftig behandelt, daß selbst der Papst, gerührt über des Königs Benehmen, ihm seinen schriftlichen Dank gesagt haben würde, wenn die politischen Verhältnisse ihn nicht abgehalten hätten*). Bald zeigte sich auch hier in Wirklichkeit, was Friedrich in seiner Schrift *de la réligion du Brandebourg* sagt: „Der falsche Eifer ist ein Tyrann, der die Provinzen entvölkert, die Duldung aber eine zärtliche Mutter, welche sie pflegt und blühend macht."

Die Abgaben der Schlesier waren vordem stark, und dabey unbestimmt, wodurch nur allzuhäufig Eingriffe der Steuerbeamten entstanden. Diese hörten auf, da das preußische Erhebungsystem eingeführt ward. Die ganze Administration bekam eine andere Gestalt. Der König setzte zwey Oberamt-Regierungen, die eine zu Breslau, die andere zu Glogau, nieder; jeder Kreis erhielt einen Physikus, und zur Leitung der kirchlichen Angelegenheiten der Protestanten ließ er zwey Oberkonsistorien errichten.

Handel, Gewerbe, Manufakturen und Fabriken unterstützte der König in Schlesien auf das thätigste. Breslau ward zur dritten Hauptstadt seiner Länder erhoben, die Einwohner wurden von Rekrutirungen freygesprochen; zwey große Messen wurden errichtet, die in kurzer Zeit besonders dadurch in Flor kamen, daß die Einkäufer von jeder Abgabe frey waren, und daß eine eigene Handlungkommission

*) Man sehe das Nähere hierüber in der Schrift: Friedrich der Große; Versuch eines historischen Gemäldes." (Weimar 1787), 3. Heft, S. 128.

niedergesetzt wurde, die über alle merkantilischen Streitigkeiten ohne Zeitverlust entschied.

Künstler und Manufakturisten aller Art wurden in das Land gezogen, und durch ansehnliche Freyheiten und Belohnungen aufgemuntert. Da viele solcher Leute aus Furcht, gewaltsam zu Soldaten geworben zu werden, nicht wagten, das preußische Gebiet zu betreten, so nahm ihnen der König diese Furcht durch geschärfte Edikte wider gewaltthätige Werbungen, die unter der Regierung seines Vaters freylich sehr gewöhnlich waren. In eben dieser Absicht befreyte er auch das ganze Fürstenthum Jauer und zwey Kreise des Fürstenthums Schweidnitz von den Rekrutirungen. Einigen anderen schlesischen Städten erlaubte er Vieh-, Woll- und Pferdmärkte. Er legte neue Posten zum Behufe der reisenden Kaufleute an, und ließ bey Crossen einen ganzen Berg abtragen, um die Ab- und Zufuhr der Waaren zu erleichtern.

Selbst bis auf das physische Wohl seiner neuen Unterthanen erstreckte sich seine Sorgfalt. Man braute fast überall in Schlesien ein trübes, schweres Bier. Um diesem Fehler abzuhelfen, sendete er Braumeister aus Berlin und Potsdam, die das Brauwesen auf einen vollkommeneren Fuß setzen mußten.

Aber nicht minder thätig zeigte sich des Königs Sorgfalt für seine älteren Staaten. Gelehrsamkeit, Künste und Gewerbe aller Art blüheten daselbst auf; der Handel breitete sich aus, und die Kriegmacht wuchs immer furchtbarer heran.

Noch mitten im Gewühle des Kampfes gab der König Verordnungen, die auf das Wohl seiner alten Unterthanen abzweckten; z. B. ein Trauerpatent,

um den Aufwand bey Begräbnissen einzuschränken, und eine neue Depositalordnung, zur Sicherheit der gerichtlich niedergelegten Gelder, die, wenigstens damals, ein Muster in ihrer Art war.

Gleich nach dem Frieden richtete er seine Aufmerksamkeit auf inländischen Kunstfleiß. Sein grosser Plan war, seine Staaten in Absicht ihrer Bedürfnisse, sowol derer, die zur Nothdurft, als jener, die zum Luxus gehören, von den benachbarten Staaten völlig unabhängig zu machen, und dadurch das Geld im Lande zu erhalten. Zu diesem Zweck wirkten alle seine Verordnungen, welche die inländische Industrie betrafen. Er suchte dem Seidenbau emporzuhelfen; that den Unterthanen Vorschüsse zu Maulbeerpflanzungen; theilte unentgeldlich Seidenwurmeyer aus, und setzte Belohnungen auf gewisse Quantitäten im Lande erzeugter Seide. Den Umtrieb des inländischen Handels zu erleichtern, ließ er auch mit großen Kosten bey Plauen in der Mark einen Kanal graben, der nach zwey Jahren glücklich zu Stande kam.

Auch fieng er gleich nach dem Frieden an, sein Heer zu verstärken, und wies zum Festungsbaue in Schlesien große Summen an. — Er erkannte, daß Wohlstand, Macht und Ruhe seines Landes auf dem Muth einer furchtbaren, geübten Armee beruhte, und aus diesen Gründen blieb er und sein Heer mitten im Frieden nicht müßig. Der Soldat ward geübt, gemustert; der Offizier zum Dienste streng angehalten; die Regeln der Mannszucht wurden verschärft, und alles dies geschah um so pünktlicher, als der König selbst den Kriegstand nie aus den Augen ließ. Die

näher liegenden Truppen musterte er jährlich zweymal; über die entfernteren hielt er alljährlich eine Heerschau. Bey dieser Gelegenheit sah er alle seine Provinzen, forschte nach ihrem Wohlstande und nach ihrer Verfassung, und lernte sie dadurch von Grund aus kennen.

Während aller dieser Geschäfte blieb seine Liebe zu den Wissenschaften und schönen Künsten so lebhaft, als vorher. Er hatte jetzt seinen Aufenthalt zu Potsdam genommen, und die Musen waren ihm aus Rheinsberg dahin gefolgt. Letzteres hatte er nur darum verlassen, weil es von der Hauptstadt seines Landes zu entlegen war. Potsdam lag so ziemlich im Mittelpunkte seiner Provinzen, und war der engsten Gemeinschaft mit der Hauptstadt fähig. Dort errichtete er eine kleine Gesellschaft, die jener zu Rheinsberg nicht unähnlich war, und welche jetzt den Philosophen Voltaire eine Zeitlang in ihrer Mitte hatte.

Im Jahre 1743 kam auf des Königs Befehl eine gelehrte Gesellschaft in Königsberg zu Stande, deren Hauptgeschäft die Kultur und Verbesserung der teutschen Sprache seyn sollte, und in eben diesem Jahre lebte auch die Akademie der Wissenschaften unter seinem Schutze in Berlin wieder auf. — Zwey würdige Männer, der Minister von Bork und der General Graf von Schmettau, beide von der nämlichen Liebe für Literatur, wie Friedrich, beseelt, vereinigten sich, eine gelehrte Privatgesellschaft zur Kultur gemeinnütziger Wissenschaften zu bilden. Ihr Plan fand allgemeinen Beyfall, und in Kurzem war eine Gesellschaft von Gelehrten aus allen Fächern

errichtet. Der König erklärte sich zu ihrem Protektor, und räumte ihr ein schönes Zimmer in seinem Schlosse zu ihren Versammlungen ein; durch sie ward er auf den Gedanken zurückgebracht, die alte Akademie der Wissenschaften wieder herzustellen, und sie mit dieser neuen Privatgesellschaft zusammenzuschmelzen. Er setzte noch in eben diesem Jahre eine Commission nieder, die den Zustand der alten Akademie in Hinsicht ihres Fonds und ihrer Einkünfte untersuchen, und für die neue Gesetze entwerfen mußte. Sie führte dieses Geschäft nach dem Willen und Plane des Königs aus; er unterzeichnete die Statuten, und legte ihr den Titel einer „königlichen Akademie der Wissenschaften" bey.

Unterdessen wurde der Bau des prächtigen Opernhauses zu Berlin (mit einem Gesammt-Kostenaufwande von anderthalb Millionen Thalern), und einiger Lustschlösser, unermüdet fortgesetzt. Dies diente zur Verschönerung, und gab der ärmeren Klasse des Volks Gelegenheit, sich nähren zu können. Um Künste und Wissenschaften in Teutschland mehr aufzumuntern, und sich selbst dabey ein unschuldiges Vergnügen zu verschaffen, zog der König geschickte Ausländer an seinen Hof. Aber nicht leicht überschritt er die so nöthige Mäßigung bey ihrer Belohnung. Er erklärte einer französischen Schauspielerin, die von ihm Schätze zu erbeuten hoffte, unter den verbindlichsten Loberhebungen ihrer Talente, daß er als Regent nicht mehr so ungebunden zahlen könne, wie ehdem. „Als Prinz gab ich von dem Meinigen; als König aber bin ich weiter nichts, als der Schatzmeister meines Volks!" — Eine Feuerbrunst auf dem königlichen Marstalle

zu Berlin hatte eine Menge Alterthümer, Zeichnungen und Gemälde zerstört; Friedrich ersetzte den Schaden durch den Ankauf der wichtigen Alterthümersammlung des Kardinals Polignac (um 95,000 Livres); die Bibliothek und das Münzkabinet wurden vermehrt, und die Ritterakademie oder das Cadettenhaus in Aufnahme gebracht. — Friedrich schaffte die Tortur ab; hob die mit dem Staupenschlag verbundene Landesverweisung auf, und dehnte den Genuß der Privilegien der Religionvertriebenen auf die einwandernden evangelischen Franzosen aus; — auch mußten alle Glückspiele auf den Messen und Jahrmärkten aufhören. —

Während der König auf diese Weise unabläßig für das Wohl seiner Völker wirkte, verlor er dabey dennoch den Vortheil des Staats nie aus den Augen. Im Anfange des Jahres 1744 war der Stamm der Fürsten von Ostfriesland ausgestorben. Preußen hatte 1694 die Anwartschaft auf dieses Fürstenthum vom Kaiser Leopold erhalten, da aber jetzt auch von verschiedenen anderen Seiten Ansprüche darauf gemacht wurden, so ließ Friedrich durch seine Truppen das Land besetzen, und erweiterte so seine Staaten mit einer zwar kleinen, aber fruchtbaren und einträglichen Provinz.

Seit dem breslauer Frieden beobachtete der König eine strenge Parteylosigkeit gegen alle Mächte, ließ aber keinen Weg unversucht, Ruhe und Frieden wieder herzustellen, den teutschen Kaiser in seiner Würde zu erhalten und ihm Achtung zu verschaffen.— Eine geraume Zeit hatte er zweifelhaft zugesehen, was endlich aus dieser Sache noch werden würde. Der

zu Worms mit dem Könige von Sardinien geschlossene Vertrag des Königs von Großbritannien und der Königin von Ungarn hatte ihm endlich das Räthsel gelöst. Wenn er schon zuvor einige geheime Nachrichten hatte, daß Georg der II. und Maria Theresia den König von Frankreich zu einem Frieden zwingen wollten, worin von der Gewährleistung wegen Schlesien keine Erwähnung geschehen sollte, und daß sie damit umgingen, ihm dieses Land wieder abzunehmen, so beruhten sie doch nur auf Äußerungen, die, wenn sie auch an einem oder dem anderen Hofe gethan wurden, doch vielleicht nur die Wirkungen augenblicklicher Einfälle waren, welche manchmal eben so geschwind, als sie entstanden, auch wieder vergessen werden, theils auch auf Sagen, deren Wahrheit doch durch nichts anders verbürgt war, als durch die Versicherung desjenigen, der sie mittheilte. Aber seitdem der König aus dem Haag eine Abschrift des wormser Vertrags erhalten hatte*), waren die Sagen durch urkundliche Weise bestätiget. In dem zweyten Artikel dieses Traktats hatten die kontrahirenden Mächte der Königin Maria Theresia nicht nur alle diejenigen Länder und Domänen garantirt, die sie damals wirklich besaß, sondern auch diejenigen, welche sie vermöge der zu Turin, Utrecht und Baden geschlossenen Verträge, ferner vermöge der Quadrupel-Allianz, vermöge der von dem Reiche und von den Seemächten übernommenen Garantie der pragmatischen Sanction, dann des wiener Definitiv-Traktats, und vermöge der am 3ten Februar 1739 zu Versailles

*) Histoire de mon temps.

unterzeichneten Beytrittakte zu diesem Vertrage — besitzen sollte *). Der Friede von Breslau, worin Maria Theresia Schlesien abgetreten hatte, war hier nicht genannt; hingegen befand sich unter denjenigen Staaten, welche sie nach den oben angeführten Verträgen besitzen sollte, unstreitig auch dieses Land. Was war also natürlicher, als der Schluß, den Friedrich der II. machte, daß die kontrahirenden Mächte ihr durch den Traktat von Worms im Stillen auch Schlesien garantirt haben? In den Augen des Königs hieß dieses nichts anders, als eine Offensiv-Allianz gegen ihn vorbereiten.

Allen Zweifel, der hierüber noch statt finden konnte, schien der 13te Artikel desselben Vertrags vollends auf die Seite zu räumen. Darin hatte man der Königin Maria Theresia die Freyheit eingeräumt, ihre Truppen, sobald Italien von den Feinden gereinigt seyn würde, aus diesem Lande herauszuziehen, und ihre Lombardey durch die sardinischen Truppen vertheidigen zu lassen, damit sie eine um so stärkere Kriegmacht in Teutschland aufstellen könne. Dem bereits gänzlich unterdrückten Kaiser konnte dies eben so wenig gelten, als einem der übrigen unbedeutenden Reichstände; Preußen mußte Alles dies als Drohung gegen sich betrachten. Hierdurch wurde der König besonders aufmerksam gemacht, auf seine Sicherheit bedacht zu seyn, die ihm der breslauer Friedenschluß nun nicht mehr gewährte **). — Zu

*) Wenk, Cod. jur. recent. T. I. p. 582 seq.

**) „...Ein neuer Auftritt," sagt Zimmermann in seinen Fragmenten über Friedrich den Großen (1. Band, S. 129 ff.), „zog ihn aber

eben dieser Zeit erschien, von dem Kaiser gesendet, der Graf von Seckendorf am Hofe zu Berlin, um des Königs Beystand gegen Östreich anzurufen. Wollte gleich Friedrich keinen übereilten Schritt thun, so hätte dennoch Karl der VII. kaum einen günstigeren

---

gleich wieder auf die Seite Karl des VII, da er noch kaum Zeit gehabt hatte, sich in Schlesien ein wenig festzusetzen. England machte den Traktat zu Worms, und Friedrich erfuhr desselben geheimen Artikel durch einen bisher öffentlich nicht bekannten Zufall. Wilhelm der VIII., Landgraf von Hessenkassel, war theils aus Staatsgründen, theils aus persönlicher Neigung der eifrigste Anhänger des Hauses Bayern. König Georg der II. von Großbritannien hatte große Achtung für diesen Fürsten, und als sein Schwiegervater hielt er sich seiner völlich versichert. Der Landgraf besuchte den König in Herrnhausen, und war geschickt genug, die geheimsten Artikel des wormser Traktats von ihm herauszulocken. Sobald er das Geheimniß besaß, eilte er, dasselbe an Friedrich zu entdecken, und diese wichtige Nachricht beschleunigte dessen Einbruch in Böhmen. — Friedrich's und Frankreichs Erniedrigung war der Zweck des Traktats von Worms. Hätte er also nunmehr Oestreich das völlige Uebergewicht gelassen, so hätte ihn auch nichts mehr gerettet. Also verweilte er keinen Augenblick. Er ergriff die Waffen, dem Scheine nach für das Oberhaupt des Reichs, in der That aber zu seiner eigenen Erhaltung. Frankreich war äußerst bedrängt; die Oestreicher standen im Elsaß, und Friedrich rettete Frankreich. Aber treulos handelte dieses an ihm, da es, der heiligsten Versprechungen ungeachtet, die ganze östreichische Macht nach Böhmen ziehen ließ, ohne ihr zu folgen ꝛc."

Zeitpunkt treffen können, als den gegenwärtigen, und wirklich gab der König von Preußen seine Bereitwilligkeit unter gewissen Bedingungen zu erkennen. Vorläufig indessen wollte er erst ein Bündniß mit Rußland und Schweden zu Stande bringen. Letztere Macht sollte dem Könige von Großbritannien eine Diversion durch einen Einfall in Bremen machen, zu gleicher Zeit aber eine französische Armee in die hannöver'schen Lande einbrechen. Er selbst wollte einen Einfall in Böhmen unternehmen, und während die Östreicher dadurch genöthigt seyn würden, sich vom Rhein in dieses Königreich zu ziehen, sollten die Franzosen angriffweise verfahren, und sie lebhaft verfolgen. Daß der König dabey seinen eigenen Vortheil nicht vergaß, versteht sich von selbst; indem wol von keinem Hofe jemals eine Allianz geschlossen wurde, wozu nicht die Beförderung seines Interesse der Beweggrund gewesen war. Zur Entschädigung oder Erkenntlichkeit verlangte Friedrich von dem Königreiche Böhmen, welches von den Staaten der Königin von Ungarn getrennt werden sollte, die drey zunächst an Schlesien liegenden Kreise. Eine andere vorläufige Bedingung war, daß von den Bundesgenossen keiner für sich allein einen Frieden zu schliessen, sondern alle unzertrennlich beysammen bleiben sollten, bis das Haus Östreich gedemüthigt seyn würde. Um künftigen Zwist zu vermeiden, verlangte er auch, daß die Verbündeten sich schon zum Voraus über eine Theilung jener Eroberungen vergleichen sollten, die sie etwa machen würden *).

*) Histoire de mon temps etc. T. II.

Da dem Könige, wenigstens um sich im Besitze von Schlesien zu erhalten, daran lag, daß dieses Projekt zu Stande kam, so schickte er einen besonderen Gesandten in der Person des Grafen v. Rothenburg nach Versailles, um durch ihn über diesen Gegenstand unterhandeln zu lassen. Allein so sehr auch der eigene Vortheil des Königs von Frankreich eine solche Allianz, und die kräftige Mitwirkung zur Ausführung des derselben zum Grunde liegenden Planes, anrieth, so hatte doch dieser Minister eine geraume Zeit genug zu thun, um die Indolenz des ganz neuen französischen Ministeriums zu überwinden. Zur Grundlage bey den Unterhandlungen dienten die Bedingnisse, welche dem Feldmarschall von Seckendorf waren vorgelegt worden. Vor allem bestand der Graf von Rothenburg darauf, daß die französische Armee, sobald sein König in Böhmen eingefallen seyn würde, den Östreichern aus dem Elsaß nachrücken, und ihnen Bayern wieder entreißen, ein anderes französisches Heer aber in Westphalen und von da in die hannöver'schen Lande eindringen sollte. Dieser Vorschlag fand endlich, nachdem der Graf den Nutzen desselben auseinander gesetzt hatte, den verdienten Beyfall, worauf die Unterhandlungen ihrem Ziele näher kamen.

Sobald der König von Preußen den französischen Hof seinen Absichten geneigt sah, gewannen auch die Unterhandlungen zu Frankfurt, die immer neben jenen gepflogen wurden, einen lebhafteren Fortgang, und der Kaiser hatte endlich, den 22ten May 1744, das Vergnügen, seinen Zweck vollkommen zu erreichen. Der unter dem Namen der frankfurter Union

berühmte Vertrag zwischen dem Kaiser, dem Könige von Preußen, dem Churfürsten von der Pfalz und dem Könige von Schweden, als Landgraf von Hessenkassel, kam den 22ten May 1744 zu Stande. Darin verbanden sich die kontrahirenden Mächte, die Verfassung des teutschen Reichs, nach dem Sinne des westphälischen Friedens und anderer Reichgrundgesetze, aufrecht zu erhalten, die Ruhe in Teutschland wieder herbeyzuführen, die Würde und Macht des Kaisers zu handhaben, den wiener Hof durch alle erdenklichen Mittel zur Anerkennung des Kaisers, zur Auslieferung des noch immer vorenthaltenen Reicharchivs, und zur vorläufigen Zurückgabe der bayerischen Erblande, zu bewegen, und sich zu bestreben, daß die bisherigen Streitigkeiten über die östreichische Erbfolge entweder durch die Vermittelung der gesammten Reichstände gütlich verglichen oder durch einen richterlichen Spruch entschieden werden, bis dahin aber ein allgemeiner Waffenstillstand in Teutschland erfolgen solle. Die gesammten Churfürsten, Fürsten und Stände des Reichs wurden darin eingeladen, dieser Union beyzutreten *).

Maria Theresia war die Zeit her in ihren Unternehmungen zu glücklich gewesen, als daß sie das Verlangen des vierfachen Bündnisses hätte erfüllen sollen. Der Gesandte des Königs vermochte mit seinen Vorstellungen immer noch so wenig, als vorher, und deshalb erklärte er endlich im Namen seines Herrn den Bruch. Dies geschah in den ersten Tagen

*) Wenk, Cod. jur. gent. recentiss. Tom. II. p. 163 seqq.

des Augusts 1744, und in der Mitte dieses Monats brach des Königs Heer schon nach Böhmen auf.

Den 10ten August reiste Friedrich nach Böhmen ab; in 3 Colonnen, zusammen gegen 100,000 Mann stark, ging der Zug der Armee. Die erste, geführt von dem Könige selbst, marschirte, trotz des Widerstrebens der Regierung des Landes, durch Sachsen; die zweyte, unter Prinz Leopold von Dessau, durch die Lausitz; die dritte, unter Schwerin, langte aus Schlesien an. Zur Deckung des Königreichs blieben 17,000 Mann unter dem Fürsten von Dessau in Brandenburg, und 20,000 unter dem Generale Marwitz in Oberschlesien. Jene drey Abtheilungen stießen den 2ten September im Lager bey Prag zusammen, dessen Eroberung den Feldzug eröffnen sollte. Den 10ten wurden die Laufgräben eröffnet, und zwey Tage darauf die Verschanzungen der Östreicher auf dem Ziskaberg erobert. Der König, der während des Angriffs persönlich in großer Gefahr geschwebt hatte, und an dessen Seite der tapfere Prinz Wilhelm getödtet worden war, lobte und belohnte die Braven. Im Angesichte des Heeres umarmte er einen von ihnen, der sich besonders ausgezeichnet, erhob ihn, unter dem Namen Kraul von Ziskaberg, in den Adelstand, und machte ihn zum Lieutenant. Die preußischen Generale überhäuften ihn hierauf mit Geschenken und Liebkosungen*). — Auf das Thätigste ward die Belagerung der Stadt fortgesetzt, und dies mit solchem Erfolge, daß der Graf von

*) In einem solchen Benehmen ist mit ein Grund der vielen Siege Friedrich's zu suchen.

Harsch, Commandant von Prag, schon den 16ten September diese Festung übergab. Die ganze Besatzung, 12,000 Mann stark, war, zufolge der Bedingungen der Capitulation, krieggefangen.

Furcht und Schrecken verbreiteten sich zu Wien bey der Nachricht von dem Einfalle der Preußen in Böhmen. Noch hatte man nicht vergessen, wie vor zwey Jahren Friedrich selbst die Hauptstadt bedroht hatte, und Alles mußte daher jetzt schleunigst gethan werden, einem ähnlichen oder noch ungünstigeren Ereignisse zuvorzukommen. Der Prinz Karl von Lothringen, der die Macht der Franzosen bis in das Unterelsaß siegreich vor sich hergetrieben, ward, wie der General Bathiany aus Bayern, zur Deckung Böhmens zurückgerufen. Noch einmal, wie in jener unglücklichen Lage nach Karl des VI. Tod, wendete sich Maria Theresia an ihre getreuen Ungarn. Ihr mit Gut und Blut beyzustehen, verhießen die Abgeordneten dieser Nation. Vierzigtausend reguläre Truppen wurden sogleich der Königin verwilligt, und ein Aufgebot für 30,000 unreguläre erlassen. Von allen Seiten griff das Volk freywillig zu den Waffen, und bald standen der östreichischen Regierung 100,000 Ungarn zu Gebot. Noch mehr geschah. England und Sachsen verhießen dem wiener Cabinette thätige Unterstützung; das erstere verdoppelte seine Subsidien, und das letztere stellte 22,000 Streiter. Nur schwach durch die in Unthätigkeit versunkenen Franzosen verfolgt, zog sich Prinz Karl in Bälde gegen die Preußen heran, denen jetzt von allen Seiten Gefahren und Untergang droheten.

„Durch die Eroberung Prags," sagt Friedrich,

„war der Feldzug auf eine glänzende Art eröffnet worden; die Wahl zwischen zwey Unternehmungen zeigte sich jetzt für das preußische Heer. Die eine, welche der König vorzog, bestand darin: über die Beraun zu gehen, Herrn von Bathiany aus Böhmen zu vertreiben, sich der Stadt Pilsen und des daselbst für des Prinzen von Lothringen Kriegheer aufgehäuften ansehnlichen Kornvorraths zu bemächtigen, und dann bis zu den Päſſen bey Cham und Fürt vorzudringen, wo den Östreichern von der Oberpfalz her der Eintrit in Böhmen offen stand. Freylich hätte der Prinz von Lothringen auf Eger gehen können, wo die Sachsen zu ihm gestoßen seyn würden, und er konnte dann, den Egerfluß entlang, den Weg nehmen, den (1742) der Marschall von Belleisle bey seinem Rückzuge von Prag einschlug. Aber wo wären denn die Lebensmittel für diese Armee hergekommen? Das Fürstenthum Bayreuth war zu unfruchtbar, um etwas liefern zu können. Und überdem, wer würde alsdann Östreich vertheidigt haben, welches Herr von Marwitz ganz allein, da er keinen Widerstand vor sich fand, hätte erobern können? Ohne Widerrede war dies also der Plan, den man hätte ausführen müssen. Allein der Kaiser, der König von Frankreich, und vorzüglich der Marschall von Belleisle, bestanden darauf, daß die Preußen ihren Weg nach der Seite von Tabor, Budweis und Neuhaus richten müßten, um dadurch eine Verbindung mit Bayern zu erhalten, und dem Prinzen von Lothringen Besorgnisse in Ansehung Östreichs zu erregen. Der Marschall von Belleisle behauptete: daß einzig und allein, weil man unterlassen, diese Posten zu besetzen,

alles Unglück entsprungen sey, welches die Franzosen und Bayern im Jahre 1741 betroffen habe. Aber, was bey gewissen Umständen gut ist, ist das bey anderen eben so vortheilhaft? Ohne Zweifel waren diese Posten im Jahre 1741 den Verbündeten nothwendig, weil dieselben damals noch Bayern und selbst Oberöstreich besaßen; allein jetzt, im Jahre 1744, befanden sich in diesen Ländern blos Östreicher. Außerdem verschaffte man dem Feinde leichtes Spiel, indem man eine Spitze so weit hinausrückte, wodurch die Armee des preußischen Königs von ihren Gränzen entfernt ward, so daß die Sachsen sich ungehindert entweder mit dem Prinzen von Lothringen vereinigen oder gar selbst etwas gegen Prag unternehmen konnten. Die klügste Masregel wäre gewesen, sich nicht zu weit von Prag zu entfernen; in dieser Hauptstadt sowol, als in Pardubiz und anderen Städten, Lebensmittel für die Truppen zusammen zu bringen, und dann des Feindes Ankunft ruhig entgegen zu sehen. Der König zeigte in diesem Augenblick zu viel Schwäche; aus Nachgiebigkeit gegen seine Bundesgenossen bequemte er sich zu sehr nach ihren Meinungen; auch fürchtete er den Vorwurf, wenn er sein Heer in Prag unbeweglich halte, als ob er auf nichts anderes bedacht sey, als sich der drey ihm versprochenen Kreise zu versichern. Er unternahm also diesen unglücklichen Kriegzug, bey dessen Ausführung nicht weniger Fehler begangen wurden."

Nachdem in Prag Karl dem VII. der Eid der Treue geleistet worden, rückten die Preußen, mit Zurücklassung von nur 6 Bataillonen in jener Feste, weiter in Böhmen vor. Der ihren Vortrab führende

General Nassau nahm, ohne bedeutenden Widerstand zu finden, Tabor, Budweis und Frauenberg, und das Hauptheer verschanzte sich nun bey der ersteren Stadt nach altrömischer Weise. Doch bald zeigte es sich, in welche ungünstige Lage man gekommen war. Ungestört hatten die Franzosen den Prinzen Karl nach Teutschland zurückkehren lassen, und ihrem Plane schien es zu entsprechen, alle Mühseligkeiten und Gefahren des Kriegs allein auf den König von Preußen zu wälzen. So war es denn gekommen, daß die östreichische Armee in Böhmen der des Königs zuerst der Zahl nach gleich, dann ihr sogar überlegen war, besonders an leichten Truppen. „Diese letzteren," sagt Friedrich, „hielten dergestalt die Zugänge besetzt, daß sie alle Lieferungen auffingen, welche das platte Land machen wollte, und alle Verbindungen abschnitten, welche die preußische Armee unterhalten wollte, so daß dieselbe vier ganze Wochen lang keine Nachricht erhielt, weder wie es in Prag stand, noch was in dem übrigen Europa vorging. Zwey für den König bestimmte Felleisen wurden aufgehoben; und er erfuhr daher nichts, weder von dem Marsche der Sachsen, noch auch von dem Orte, wo sich die Armee des Prinzen von Lothringen aufhalten mochte. Es muß befremdend scheinen, daß ein so starkes Heer, wie das preußische, nicht das platte Land in Unterwürfigkeit zu erhalten, und es zu den nöthigen Lieferungen zu zwingen vermochte, auch überhaupt sich mit Lebensmitteln nicht versehen, und nicht Spione in Menge halten konnte, um von der geringsten Bewegung der Feinde unterrichtet zu seyn. Allein man muß bedenken, daß in Böhmen der hohe

Adel, die Geistlichkeit, und die Beamten dem Hause Östreich sehr zugethan sind; daß der Unterschied der Religion in diesem eben so dummen, als abergläub schen Volk eine unüberwindliche Abneigung gegen die Preussen einflößte, und daß endlich der Hof den Bauern, die alle Leibeigene sind, befohlen hatte, ihre Hütten bey Annäherung der Preußen zu verlassen, ihr Getreide zu vergraben, und sich in die benachbarten Waldungen zu flüchten, wobey ihnen eine Ersetzung alles Schadens war versprochen worden, den sie von preussischer Seite erleiden möchten. Daher fand die Armee auf ihren Wegen nichts als Wüsteneyen und leere Dörfer; Niemand brachte Lebensmittel zum Verkauf in's Lager, und der gemeine Mann, der die äusserst strengen Strafen der Östreicher fürchtete, ließ sich durch kein Geld bewegen, Nachrichten mitzutheilen, die man in Ansehung der Feinde von ihm begehrte. Diese mißliche Lage vermehrte sich noch durch ein Corps von 10,000 Husaren, welches die Östreicher aus Ungarn hatten kommen lassen, und welches der Armee völlig alle Verbindung abschnitt, zumal in einem Reiche, das nur aus Morästen, Wäldern, Felsen, und aus allen in einem Lande nur möglichen Defileen, besteht. Diese Überlegenheit an leichten Truppen gewährte dem Feinde den Vortheil, Alles zu erfahren, was im Lager des Königs vorging; indeß die Preußen es nicht wagten, Reuter auf Kundschaft auszuschicken, wenn sie anders, wegen der Stärke der feindlichen Rekognoscirer, sie nicht selbst für verloren geben wollten. So war demnach die Armee des Königs, die stets nach römischer Art verschanzt stand, auf den Umkreis ihres Lagers eingeschränkt."

Bey all' dem rissen nun noch Mangel an Lebensmitteln und Krankheiten unter den Truppen ein, und um nicht Schlesien der Gefahr auszusetzen, von den Feinden überschwemmt zu werden, entschloß sich Friedrich zum Rückzug aus Böhmen, den er auch, immer verfolgt von den Östreichern, und unter abwechselnden Gefechten, über Königsgrätz, Jaromirs und Trautenau, vollführte.

Zwey Corps aber, von dem Hauptheere getrennt, schienen ohne Rettung verloren; jenes des Grafen von Nassau, und die prager Besatzung. Die letztere, unter dem ungeschickten Einsiedel, dankte ihre Rettung blos der eigenen Tapferkeit und dem Talente der Unterbefehlhaber. Gegen Klima, Mangel, Verrath der Wegweiser und feindliche Übermacht zugleich kämpfend, gelangte dennoch das heldenmüthige Häuflein, nach einem Marsche von 20 Tagen voll Mühseligkeiten und Gefahren, zum preußischen Hauptheer. Auch Nassau rettete sich. Mit großer Geschicklichkeit bewirkte er, hinter des Feindes Flügel her, und begünstigt durch die schönen Bewegungen des Königs*), seinen Rückzug, welcher, das Meisterhafte desselben erkennend und sein Verdienst belohnend, dem braven Generale den von ihm selbst getragenen Adlerorden umhängte.

So hatte sich der Feldzug mit der gänzlichen Wiedereroberung Böhmens durch die Östreicher geendigt.

---

*) „Friedrich zog das abgeschnittene nassau'sche Corps durch die kühne und geschickte Bewegung an sich, welche er gegen Chlumetz machte, wo er dicht an der feindlichen Armee Posto faßte." (ö. Cahill.)

Urtheilen wir aber nicht nach dem Erfolge. „Nichts war besser entworfen," sagt *6 Cahill*, „als der Operationplan Friedrich's zu diesem Feldzuge.... Wegen allen diesen Thaten, welche ganz klar die große Thätigkeit und Gegenwart des Geistes zeigen, verdient der König, trotz des Mißlingens seines Plans, um so mehr ein gerechtes Lob, welches ihm auch die späteste Nachwelt gewiß nicht versagen wird, noch kann, als der Feind ihn von Schlesien ganz abzuschneiden vermocht, wenn Palfy besser manövrirt, und Prinz Karl den schönen Plan des großen Traun — des ausgezeichnesten damaligen Generals — besser befolgt hätte."

Friedrich selbst sagt: „Kein General beging wol mehr Fehler, als der König in diesem Feldzuge." Ferner, nachdem er, streng urtheilend, dieselben hergezählt: „Der ganze Vortheil dieses Feldzugs war auf Seiten Östreichs. Herr von Traun spielte in demselben die Rolle des Sertorius, der König die des Pompejus. Des Herrn von Traun Benehmen ist ein vollkommenes Muster, welches jeder Krieger, der seine Kunst liebt, studiren muß, um es nachzuahmen, wenn er dazu die Fähigkeiten besitzt. Der König hat selbst gestanden, daß er diesen Feldzug für seine Schule in Absicht der Kriegkunst, und Herrn von Traun für seinen Lehrer angesehen habe. Das Glück hat oft für Fürsten weit traurigere Folgen, als die Widerwärtigkeit; das erstere macht sie trunken von Eigendünkel, die letztere schafft ihnen Vorsicht und Bescheidenheit."

Unter abwechselnden Kämpfen verflossen die nächsten Monate. Die auf verschiedenen Seiten in

Schlesien eingedrungenen Östreicher wurden überall von den Preußen mit bedeutendem Verluste zurückgetrieben. Der König, den Regierunggeschäfte während des Winters nach Berlin gerufen hatten, langte in der zweyten Hälfte des Monats März wieder in Schlesien bey dem Heere an. In allen Richtungen rückten jetzt die Truppen Maria Theresia's und ihrer Verbündeten heran. Oberschlesien ward bald von ihnen überschwemmt, und die Festung Kosel mittelst Verrath genommen. Ein mächtiges Heer von Östreichern und Sachsen bildete sich, unter dem Prinzen von Lothringen und dem Herzoge von Sachsen-Weissenfels, bey Königgrätz, während man durch Manifeste und Aufrufe das schlesische Volk für die Königin von Ungarn zu gewinnen und zu empören suchte. — Noch mehr geschah. Sachsen, von dessen Truppen nunmehr sogar ein Einfall in Brandenburg zu befürchten stand, erneuerte den Vertrag mit Östreich, und schloß auch, den 18ten May 1745, zu Leipzig mit demselben den sogenannten eventuellen Partagetraktat, dessen Zweck kein anderer war, als Genugthuung für das Vergangene und Sicherheit für die Zukunft sich zu verschaffen, und endlich dem Könige von Preußen nicht blos Schlesien, sondern auch das Herzogthum Magdeburg, den Saalkreis, seine Besitzungen in der Lausitz und verschiedene andere Theile seines Staats zu entreißen. Die Gefahr Friedrich's vergrößernd, wurden die Franzosen und Bayern von ihren Gegnern wieder zurückgedrängt, und der Churfürst der letzteren — Sohn des mittlerweile verstorbenen Kaisers Karl des VII. — schloß mit Maria Theresia Frieden.

Doch, was dem Könige an materieller Macht abging, das ersetzte ihm in desto höherem Maße sein großes Genie. Dieser Feldzug war es, in welchem er dasselbe eigentlich zu entwickeln begann, und bald werden wir, seine glänzenden Thaten zu bewundern, vielfache Ursache haben.

Durch die kleinen Kämpfe war das preußische Heer geübt worden. Alle Theile desselben hatten sich bey dem Feinde selbst mehr Achtung verschafft. Sogar die Cavalkerie, sonst keinen einzigen kräftigen Angriff der östreichischen Reiterey auszuhalten vermögend, trieb jetzt nicht selten eine doppelt so starke Zahl Ungarn vor sich her. —

Erkennend, daß er, trotz der Trefflichkeit seiner Armee, nicht vermöge, Schlesien vertheidigungweise zu behaupten, entschloß sich Friedrich, eine Hauptschlacht zu wagen, und sich so an der Spitze aller seiner Truppen unvermuthet auf der Feinde vereinigtes Heer zu stürzen.

In den ersten Tagen des Juny näherten sich die beiderseitigen Armeen der Gegend von Schweidnitz. Die Zahl der vereinigten Östreicher und Sachsen wird zu 90 — 92,000, jene der Preußen nur zu 70,000 berechnet. Mit Klugheit wußte der König, besonders durch die einem auf beiden Seiten dienenden Spione gegebenen falschen Nachrichten, seine Feinde in dem Wahne zu bestärken, er denke nicht auf einen entscheidenden Kampf, sondern blos auf den Rückzug. Daher kam es denn, daß, während die Preußen sich in Stille thätigst zum Kampfe rüsteten, eine sträfliche Ruhe in dem Lazer ihrer Feinde herrschte. —

Auf den Vorposten beobachtete der König die

Bewegungen seiner Gegner (den 3ten Juny). Er sah, wie sie, in 8 großen, sich schlängelnden Colonnen, von den Höhen in die Ebene herabkamen. Der Boden verbarg ihnen die Stellung und Stärke der anscheinend auf dem Rückzuge sich befindenden Preußen. Aber schnell entwickelte sich in dem Könige der Plan zur Schlacht. Sogleich erhielten die Truppen Befehl, vorzurücken; um 8 Uhr des Abends setzten sie sich in Marsch, und nach Mitternacht langten sie an den Brücken bey Striegau an, wo Friedrich die Schlachtlinie nach den feindlichen Wachtfeuern bildete.

Den 4ten Juny, um 2 Uhr des Morgens, versammelt er die Generale und Staboffiziere um sich, und ertheilt ihnen seine Befehle zur Schlacht. Den nämlichen Zweck hatte er, wie 50 Jahre später Napoleon bey Millesimo — die Trennung, und einzelne Vernichtung der feindlichen Massen. „Die Armee setzt sich sogleich in Marsch rechts," verordnete er, „in zwey Treffen; sie geht über das Striegauer Wasser. Die Reiterey stellt sich in Schlachtordnung, dem linken Flügel der Feinde gerade gegenüber, an der Seite von Pilgrimshain; Du Moulin's Corps deckt ihren rechten Flügel; der rechte Flügel der Infanterie stellt sich an den linken der Reiterey, gerade den Gebüschen bey Ronstock gegenüber; die Reiterey des linken Flügels lehnt sich an den Bach bey Striegau und behält in der Ferne diese Stadt im Rücken. Zehn Dragoner- und zwanzig Husarenschwadronen machen die Reserve, und stellen sich hinter die Mitte des zweyten Treffens, um dort, wo man sie nöthig haben wird, gebraucht zu werden; hinter jeden Flügel der Reiterey stellt sich ein Regiment Husaren im dritten

Treffen, um da, wo das Terrain sich ausbreitet, den Rücken und die Seiten der Cavallerie zu decken, oder um bey'm Nachsetzen zu dienen. Die Reiterey fällt den Feind ungestüm mit dem Degen in der Faust an; sie macht in der Hitze des Gefechts keine Gefangene, und richtet ihre Hiebe alle nach dem Gesicht; nachdem sie die Cavallerie, gegen welche sie ihren Angriff gerichtet, geworfen und zerstreut hat, kehret sie dann gegen das feindliche Fußvolk zurück, und nimmt es entweder in die Seite oder den Rücken, nachdem die Gelegenheit seyn wird. Die preußische Infanterie rückt mit großen Schritten gegen den Feind an; wenn die Umstände es nur einigermaßen erlauben, dringt sie mit aufgepflanztem Bajonnet auf denselben ein; muß gefeuert werden, so thut sie dies nur in einer Entfernung von 150 Schritten. Wenn die Generale auf den Flügeln oder vor der Fronte des Feindes irgend ein Dorf finden, welches derselbe nicht besetzt haben sollte, so nehmen sie es ein, und umstellen es von außen mit Infanterie, um sich desselben, wenn die Umstände es gestatten, zu bedienen, dem Feinde in die Seite zu fallen; aber sie müssen keine Truppen weder in die Häuser, noch in die Gärten legen, damit nichts sie aufhalte oder hindere, den Überwundenen nachzusetzen."

Jeder eilt auf seinen Posten zurück, und gegen 3 Uhr (des Morgens) setzt sich das Heer wieder in Marsch. Der General Du Moulin war der erste, welcher auf den Feind stieß; es war der Vortrab der Sachsen, die Striegau nehmen sollten. Rasch schwenkte sich der preuß. General rechts, und sogleich ließ der König auf einer diese Gegend beherrschenden

Anhöhe, dem Topasberge, eine Batterie von sechs Vierundzwanzigpfündern errichten. Du Moulin, der durch seine Schwenkung die Feinde überflügelte, hatte dieselben, sobald er sie ansichtig geworden, mit Kanonenfeuer begrüßt. Erschrocken, in seiner Erwartung, die Preußen blos verfolgen zu dürfen, sich getäuscht zu sehen, rief der Sachsen Vortrab die übrigen Corps zu schleuniger Hilfe. Aber so groß war die Nachläßigkeit der Verbündeten gewesen, daß sie nicht einmal das Terrain untersucht hatten, welches sie durchziehen sollten. Nur mit Mühe passirten sie eine Schlucht, und ein Theil ihres Geschützes blieb im Moraste stecken. Während sie sich nun — unter dem mörderischen Feuer der Batterie vom Topasberge mußt' es geschehen — zu ordnen suchten, stürzt sich die preußische Cavallerie dieses Flügels auf die sächsische, und wirft sie. Auf das jetzt entblößte Fußvolk des Herzogs von Weißenfels hauen nun die mit Nationalhaß und Wuth gegen die Sachsen erfüllten Preußen ein; ein großer Theil von ihnen wird niedergehauen. Vergebens setzten sich ihre Regimenter noch verschiedene Male von Neuem; bald von der Infanterie, bald von der Cavallerie, in der Fronte und von der Seite abwechselnd angefallen, weichen sie, hier dem Bajonnet, dort dem Säbel ihrer Gegner. Sie ergreifen endlich die Flucht, und lassen all' ihre Regimentstücke zurück.

Schon waren die Sachsen völlig geschlagen, und noch ruhete gänzlich der Kampf mit den Östreichern. Zu Hausdorf, seinem Hauptquartiere, hörte der Prinz Karl den Donner des Geschützes aus der Gegend von Striegau herüber tönen. Sorglos

äußerte er sich: es würden die Sachsen seyn, die jenen Ort nähmen. Doch bald erhielt er die unerwartete Nachricht, diese befänden sich schon auf der Flucht. Jetzt erst kleidete er sich an, und ertheilte Befehl zum Aufbruch. In Kurzem begann das Gefecht. Sonne und Wind waren den Östreichern entgegen. Mit aufgepflanztem Bajonnet griff die preussische Garde die Grenadiere ihrer Gegner an. Mörderisch war der Kampf; doch die Östreicher mußten weichen. Mit Tapferkeit und Klugheit indessen vertheidigten sie sich auf dem durchschnittenen, ihnen günstigen Boden, und wichen nur Schritt vor Schritt. Da machte der König eine Wendung mit dem rechten Flügel, ähnlich jener, durch welche er den Sieg bey Chotusitz entschieden hatte. Über Moräste und Gräben setzten die Preußen, die feindliche Flanke zu erreichen. Unterstützt durch die von der Verfolgung der Sachsen zurückkommende Reiterey des äußersten rechten Flügels, bringen sie endlich die Östreicher, nach sechs wiederholten, blutigen Angriffen, zum Weichen. — Nur die eine Brigade des Generals Thüngen, aus den besten feindlichen Regimentern bestehend, leistet noch unerschütterlich Widerstand, während rechts und links die übrigen Divisionen weichen. Mörderisch wüthet ihr Feuer in den Reihen der Preußen, und schon bemerkt man, daß nicht mehr mit dem gewöhnlichen Muth ihre Bataillone zum Angriff eilen. — Jetzt sprengen die 10 Schwadronen der bayreuth'schen Dragoner aus den sich öffnenden Reihen des Fußvolks hervor. Vergebens versuchen die 7 Regimenter (21 Bataillone) des Generals Thüngen, der Kern des östreichischen Heeres,

Widerstand zu leisten; sie werden umringt, und entweder niedergehauen, oder gefangen genommen. — Gegen 2000 Gefangene, alle Kanonen der Brigade, und 66 Fahnen, waren so die Trophäen des einzigen bayreuth'schen Dragoner-Regiments. Thüngen selbst befand sich unter den Todten. — Geßler, Schwerin und Chasot führten die Helden an, welche diese Helden, nicht besiegten, sondern vernichteten.

Eben so glücklich focht der preußische linke Flügel. Zwar war im Anfange des Treffens, als erst 10 Schwadronen, unter General Kiau, über die Brücke des striegauer Baches gesetzt, diese Brücke gebrochen. Aber die Entschlossenheit des preußischen Befehlhabers, die Tapferkeit seiner Truppen, und endlich das späte und unordentliche Heranrücken der östreichischen Reiterey*), verschaffte den übrigen Regimentern Zeit, über das Wasser zu setzen, und sich jenseits zu ordnen. In der Flanke durch das Fußvolk unter Polenz beschossen, und sechsmal nach einander durch den diesen Flügel befehligenden General

*) Nach den Geständnissen eines östreichischen Veterans hatte das Treffen schon zwey Stunden lang gedauert, als die Cavallerie des Prinzen Karl erst den Befehl zum Aufbruch erhielt. Auf dem Heranzuge verhinderten die nicht beachteten und noch weniger untersuchten Moräste und Gräben das schnelle Vorrücken. Viele Schwadronen blieben schon auf dem Hinmarsche stecken; andere konnten nur einzeln und auf Nebenwegen an den Ort ihrer Bestimmung gelangen; überhaupt aber kam die Reiterey viel zu spät, und nicht in der besten Ordnung an den Feind.

Nassau mit Cavallerie angegriffen, wurden auch hier die Truppen Maria Theresia's besiegt.

Auf allen Seiten wich jetzt der Feind. Es war 9 Uhr des Morgens (4ten Juny); 5 Stunden lang hatte der Kampf gedauert. In drey Haufen eilten die Verbündeten dem Gebirge zu, gedeckt durch die zu ihrem Glück erschienenen Generale Nadasdy und Wallis, begünstigt durch das durchschnittene Terrain, und nicht lebhaft verfolgt durch die zu sehr ermüdeten Truppen des Königs.

„Diese Schlacht," sagt Friedrich, „war die dritte, welche geliefert ward, um zu entscheiden, wem Schlesien angehöre; und es war nicht die letzte." — „Wenn die Fürsten um Provinzen spielen," fährt er, nur allzuwahr, fort, „so sind die Unterthanen die Spielmarken, welche sie bezahlen." — Der Verlust der Verbündeten (Östreicher und Sachsen) betrug gegen 4000 Todte, 7136 Gefangene*) (worunter 4 Generale und fast 200 Offiziere), 60 Kanonen, 76 Fahnen und 7 Standarten; jener der Preußen blos 968 und 3775 Verwundete**). — Von den 64 Bataillonen der letzteren waren nur 27 in das Feuer gekommen, und kein Corps war zum Weichen gebracht worden.

Die Combinationen Friedrich's zur Schlacht bey Hohenfriedberg oder Striegau waren ohne Widerrede sehr geschickt. Er verdient das größte Lob

*) Nach der Histoire de mon temps. — *ô Cabill* gibt die Zahl der Todten, Vermißten und Verwundeten zu 9000 an.

**) Friedrich, in der Geschichte seiner Zeit, spricht blos von kaum 1800 Todten und Verwundeten.

wegen der Wahl seiner Stellung, um die feindliche Armee bey'm Ausgang aus den engen Gebirgpässen zu erwarten *). Nirgends zeigt uns die Verwendung der Truppen eine genauere Befolgung der Prinzipien. Wäre das System der großen militärischen Operationen auf gleicher Höhe mit dem Schlachtsysteme Friedrich's gewesen — der Kampf bey Friedberg gehört zu seinen schönsten kriegerischen Thaten — so war das östreichische Heer gänzlich vernichtet. In jener Zeit aber kannte man noch nicht eine solche Benützung des Siegs, wie die war, welche Napoleon in Anwendung brachte, und noch verkannte man den unermeßlichen Vortheil, welche die lebhafte Verfolgung einer geschlagenen Armee bringt **). Doch ist auch zu bemerken, daß Friedrich's Truppen sowol durch den Marsch während der ganzen Dauer der Nacht, als auch durch den, zwar nicht besonders lange dauernden, aber, wie der König selbst sagt, aus einer ununterbrochenen Folge von Anstrengungen

*) Wie hier Friedrich, so lockte Napoleon, ebenfalls unter dem Scheine eines Rückzugs, die verbündeten Oestreicher und Russen von den Anhöhen Pratzens herab in die Fläche bey Austerlitz, und wie wichtig dies war, ist unter andern aus einem Artikel des Moniteur von jener Zeit zu ersehen, der aus dem französischen Hauptquartiere Braunau (28ten März 1806) datirt ist, und angeblich van einem französischen Offizier (wahrscheinlich auf Befehl des Kaisers verfaßt) herrühren soll.

**) Histoire critique et militaire des guerres de Frederic II, comparées au système moderne, etc. *par le Lieutenant-général Jomini.*

diesmal bestandenen Kampf, ermüdet, und dadurch wahrscheinlich nicht im Stande waren, ein neues Treffen mit den eben frisch anlangenden Truppen von Nadasdy und Wallis zu eröffnen, und dann, nachdem zuvor noch Batterien auf den Anhöhen hätten erstürmt werden müssen, die zwar besiegten, aber nicht aufgelösten, Corps der Gegner auf beschwerlichen Wegen, über Gebirge, zu verfolgen. Dabey endlich ist wol zu berücksichtigen, daß die Munition erschöpft war, und überdies die Lebensmittel von Schweidnitz zum Heere gebracht werden mußten.

Als der König, seine Feinde verfolgend, zu Landshut eintraf, ward er von einem Haufen von 2000 Bauern umringt, die ihn um Erlaubniß baten, alles, was in dieser Gegend von Katholiken sey, ermorden zu dürfen. Diese Erbitterung entsprang aus den harten Verfolgungen, welche die Protestanten von den Geistlichen während der östreichischen Herrschaft hatten erdulden müssen, wo man den Lutheranern die Kirchen genommen hatte, um sie den katholischen Priestern zu geben. Der König war weit davon entfernt, ihnen eine so grausame Erlaubniß zu gestatten. Er sagte ihnen im Gegentheile, sie müßten sich vielmehr nach den Geboten der heiligen Schrift richten, müßten ihre Beleidiger segnen, und für ihre Verfolger beten, um das Himmelreich zu ererben. Die Bauern antworteten, er habe Recht, und standen von ihrem grausamen Gesuche ab.

Noch schwärmten die ungarischen leichten Truppen in Oberschlesien herum, und spielten dort den Meister. Da dem Könige von Preußen daran lag, auch diesen Theil von dem Feinde zu reinigen, so ließ

er den General Nassau mit einem Corps von 12.000 Mann dahin abgehen. Dieser geschickte und tapfere Krieger eroberte am 6ten September die Festung Cosel wieder, und trieb den ganzen Haufen von Ungarn, Croaten und Sklavoniern nach Mähren zurück.

Über Friedland rückte nunmehr der König in Böhmen ein, und nahm ein Lager bey Kralowelhota. Prinz Karl hatte das seinige hinter Königgrätz, an dem Ufer der Adler, genommen, und zwar so vortheilhaft, daß er jene Stadt im Angesicht, und im Rücken und auf den Seiten Gehölze, Moräste und Berge behielt. So standen sich beide Feldherren eine Zeitlang gegenüber, ohne daß etwas Merkwürdiges vorfiel. Die Friedenunterhandlungen, welche um diese Zeit Großbritannien zwischen Östreich und Preußen zu betreiben anfing, scheinen mit Ursache dieses ruhigen Benehmens beider Heere gewesen zu seyn.

In der letzten Hälfte des July 1745 verließ der König sein Lager, setzte über die Elbe, und lagerte sich von Neuem bey Chlom, so daß er nur 2 Stunden von seinem Gegner entfernt war. Dieser Nähe ungeachtet kam es dennoch zu keiner Schlacht. Prinz Karl befolgte seinen alten Plan; er ließ den König durch seine leichten Völker beunruhigen, die er in großer Anzahl besaß, und ihm die Zufuhr erschweren. Dadurch hoffte er ihn ohne Schwertstreich abermals aus Böhmen zu vertreiben. Nachdem er ansehnliche Verstärkungen an sich gezogen hatte, setzte er über die Adler, und nahm bey Aujest ein vortheilhaftes Lager. Der König that ein Gleiches bey Jaromirs.

Letzterer hatte, weil er zur Beschützung seiner

Länder nach allen Seiten Truppen senden mußte, sein Heer in Böhmen so sehr vermindert, daß es kaum noch 20,000 Köpfe stark war. In Schlesien stand der General von Nassau, und an den Gränzen von Sachsen der Fürst von Anhalt-Dessau, mit ansehnlichen Corps. Auch mußte er, um den Rücken der böhmischen Armee und die für sie bestimmte Zufuhr zu decken, beständig starke Detaschements bereit halten. Dadurch schmolz seine Armee sehr zusammen. Zwar hatten die Sachsen das Heer des Prinzen verlassen, um ihr Vaterland zu schützen; aber ersteres blieb darum doch um mehr als die Hälfte dem preußischen überlegen.

Der König blieb bis zur letzten Hälfte des September in dem Lager bey Jaromirs; da aber ein allgemeiner Mangel an Lebensmitteln einriß, die schlecht zu werden anfingen, und kein haltbarer Ort in seinen Händen war, so brach er auf, und ging nach Studenetz, wo er von Neuem ein Lager bezog. Prinz Karl folgte ihm, und lagerte sich, kaum einen Marsch von ihm, bey Königshof. Er hatte einen Anschlag auf das Heer des Königs, den er schleunigst auszuführen suchte, und von dem ihm alle Umstände einen glücklichen Ausgang versprachen. Die Armee des Königs hatte bey ihrer Schwäche noch eine unbequeme Stellung hinter Anhöhen und Wäldern, die den Gegner vor ihr verbargen; sie mußte um jedes Mittagsmahl mit ihm kämpfen, und deshalb ihre Macht in kleine Haufen vertheilen; ein Gewimmel von leichten Truppen, die bald hier, bald dort die Vorposten neckten und angriffen, schwärmte beständig um sie her, forschte sie aus; hielt sie aber ab, den Gegner

auszuforschen. — Alle diese Umstände brachten den Prinzen auf den Entschluß, die widrige Lage des Königs zu benützen, und ihn ohne Aufschub anzugreifen.

Er brach also den 29ten September auf, und ließ sein Lager sammt seinem ganzen Gepäcke stehen. Unter Begünstigung der vor ihm liegenden Wälder und Anhöhen, und der hereinbrechenden Nacht, zog er gegen das preußische Lager heran, besetzte die Anhöhen, welche es beherrschten, dehnte seinen linken Flügel bis hinter Burkersdorf, und seinen rechten bis an Teutsch-Prausnitz aus, deckte beide mit starken Batterien von Kanonen und Haubitzen, und pflanzte längs seiner ganzen Fronte eine große Menge von Feldstücken auf. Eine furchtbare Stellung für das preußische Heer! Es mußte, wenn es sich vertheidigen wollte, unter des Feindes Kanonen und unter dem Feuer seines linken Flügels, das ein Theil seines Mittelpunkts noch verheerender machte, hervortreten und sich in Ordnung stellen. Zudem waren Nadasdy und Trenk beordert, dem König in den Rücken zu fallen; Desoffy sollte ihn in der Seite angreifen, und Frankini war abgesandt, den Weg nach Schatzlar zu verhauen, und den Preußen dadurch Unterstützung und Rückzug abzuschneiden.

Der König erfuhr schon den 29ten früh durch einen Überläufer, daß Prinz Karl sein Heer in Bewegung setzte. Er schickte einen Haufen Reiter und Fußvolk ab, um ihn zu beobachten; aber die leichten Truppen des Feindes hielten alle Aus- und Zugänge stark besetzt, und es war sonach unmöglich, seinen Plan zu erforschen. Gefangene sagten aus, Prinz Karl sey Willens, nach Arnau zu marschiren. Sogleich

ließ der König das Lager abbrechen, um die Folgen dieses Zuges, der ihm den Weg nach Schatzlar abgeschnitten, und ihn in eine enge Gegend eingeschlossen hätte, mit Nachdruck abzuwenden. Schon war den 30ten früh Morgens der Befehl zum Abzuge nach Trautenau an alle Befehlhaber ausgetheilt, als die Vorposten dem Könige berichteten, sie sähen östreichische Reiter und Fußsoldaten auf den Anhöhen vor Teutsch-Prausnitz heranrücken. Diese Nachricht bestätigte sich bald darauf, und ward von der zweyten, daß das ganze östreichische Heer in vielen Colonnen herbeyziehe, unmittelbar begleitet.

Es war 4 Uhr des Morgens. — Der König, eben beschäftigt, die Anordnungen für den Rückzug zu diktiren, ließ beym Empfange dieser Nachricht die ganze Armee augenblicklich zu den Waffen greifen, und eilte selbst zu den Vorposten, um sich von der wirklichen Lage der Dinge zu überzeugen. Er sah, wie sich die Östreicher in Schlachtordnung zu stellen begannen, und urtheilte, daß es weit gefährlicher seyn würde, sich in Gegenwart einer so nahe vor ihm stehenden Armee durch die Defileen zurückzuziehen, als jenes Heer, ungeachtet seiner eigenen, so ganz unglaublich geringeren Stärke, anzugreifen. Der Prinz von Lothringen hatte ganz sicher auf den Rückzug des Königs gerechnet, und nur darnach seine Maaßregeln genommen; er wollte alsdann mit dem Nachtrupp ein Treffen beginnen, und ohne Zweifel würde ihm dies sehr wol gelungen seyn. Aber der König entschloß sich ohne Bedenken zum Angriff; denn es war bey weitem ehrenvoller, gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden, indem man sein Leben theuer

verkaufte, als auf einem Rückzug umzukommen, der sicherlich in eine schimpfliche Flucht ausgeartet wäre.

Die Trommeln wirbelten und die Trompeten schmetterten also durch des Königs Lager, und Fußsoldat und Reiter drängten sich, von den feindlichen Haubitzen umbrüllt, zur Schlacht. Der rechte Flügel der Reiterey war der erste zu Pferd, und zog sich rechts. An sie schloß sich der Fußsoldat, und bildete mit ihr einen halben Zirkel, dessen äußerste Rundung gegen den Feind gerichtet war, um ihm die Seite nicht blos zu geben. Sobald sie den Ort, der zum Angriff der gelegenste war, erreicht hatte, setzte sich die Reiterey. 15 Schwadronen prellten hervor, überwanden die Schwierigkeiten des unebenen, durchschnittenen Bodens, sprengten die Anhöhe hinan, die der feindliche Reiter besetzt hielt, und warfen sich auf ihn mit einer Geschwindigkeit und Wuth, daß er, der 25 *) Schwadronen in drey Linien stark war, wankte und wich. Seine erste Linie ward beym ersten Anfall zerrissen und geworfen. Der preußische Reiter verfolgte sie, und jagte sie in die zweyte Linie; diese ward dadurch in Unordnung gebracht und mit fortgerissen, die dritte ebenmäßig, und so sprengte das Ganze in höchster Verwirrung davon. Einige Schwadronen wurden sogar mitten unter das Fußvolk getrieben, und verursachten dadurch unter demselben eine Verwirrung, die zum glücklichen Ausgange der Schlacht nicht wenig beytrug.

Der Heldenmuth der Reiter feuerte die preußi-

*) Nach der Histoire de mon temps 50 Schwadronen.

schen Fußsoldaten zur Nacheiferung an. Drey Bataillone Grenadiere bestürmten die große Batterie, die von einem vierfach stärkeren Feind beschützt wurde, und ein fürchterliches Feuer aus ihren 28 Geschützstücken unterhielt. Sie stürzten heran; aber ein Hagel von Kartätschen und Flintenkugeln schlug sie zurück; sie stürzten zum zweytenmal heran, und wurden abermals zurückgetrieben. Ganze Rotten wurden von den feindlichen Kugeln zu Boden gerissen. Unterdessen eilte eine Verstärkung herzu. Plötzlich thaten sie den dritten Angriff, und die Batterie war erobert. Nun fielen sie der ersten Linie des Feindes in die Seite, und jagten seinen ganzen linken Flügel von der Anhöhe herab.

Alles dieses that der rechte Flügel des Königs. Den Mittelzug und den linken Flügel seines Heeres hatte er sorgfältig geschont, und für den Fall, wenn der rechte Flügel geschlagen würde, haushälterisch aufgespart. Da dies nicht mehr zu besorgen war, so setzte er auch diese nach und nach in Bewegung. Aber sie fanden einen gefaßten Feind vor sich, der mit ihnen um jede Spanne Erdreich kämpfte. Jedes Gehölz, jede Anhöhe war mit einem doppelt stärkeren Haufen besetzt, und hatten sie diesen vertrieben, so waren sie mitten unter dem Feuer eines frischen Haufens. Doch dies fachte den Muth des Brandenburgers, statt ihn zu unterdrücken, nur desto stärker an. Er reinigte mitten in dem gräßlichsten Ungewitter von Kartätschen und Flintenkugeln jedes Gehölz, jede Anhöhe vom Feinde, stellte sich an seine Statt, und stürzte endlich mit aufgepflanztem Bajonnet in seine Reihen. Sie wurden zerrissen und zum Weichen gebracht.

Um endlich dem Gefechte den Ausschlag zu geben, sprengte der König den linken Flügel seiner Reiterey, nachdem er ihn mit einigen Schwadronen des rechten verstärkt hatte, gegen den feindlichen Reiter. Aber dieser, der die Seinigen auf allen Seiten geschlagen sah, und einen Widerstand nicht für möglich oder für nützlich hielt, nahm die Flucht, und suchte seine Sicherheit. Statt seiner fand die preußische Reiterey zwey östreichische Infanterie-Regimenter, die im Begriff waren, sich regelmäßig zurückzuziehen. Auf diese stürzte sie sich, warf sie über den Haufen, und nahm ihnen 8 Fahnen und 800 Gefangene ab.

Mittlerweile hatten Nadasdy, Desoffy, Trenk und Frankini, statt dem König in den Rücken zu fallen, das Gepack der Preußen geplündert. Als man dem Monarchen meldete, daß auch seine Equipage von ihnen genommen werde, sagte er lächelnd: „Da werden sie keine große Meinung von meinem Staate und meiner Pracht bekommen!" Doch ward General Lehwald gegen diese Ungarn abgesendet, die, mit ihrer Beute beladen, schnellen Zuges, wie sie gekommen waren, jetzt entflohen.

Somit endigte sich die Schlacht. Der östreichische rechte Flügel war dem linken haufenweise nachgefolgt, welcher schon lange vorher entflohen war; die preußische Reiterey setzte dem Feind bis zum Dorfe Sorr nach, von welchem diese merkwürdige Schlacht den Namen in der Geschichte führt. Die Geistesgegenwart des Königs, die bey der plötzlichen Überraschung im Angesicht und unter dem Feuer eines doppelt stärkeren Feindes, der zur Unternehmung gefaßt war, die kräftigsten und passendsten Maasregeln

zu nehmen wußte, und die unerschütterliche Standhaftigkeit des Soldaten, der seine Entwürfe mit Gehorsam und Unerschrockenheit unterstützte, gewannen diese Schlacht. Der Zufall, welcher oft in dem Kriege Alles entscheidet, hatte bey diesem Siege nichts gethan, und deshalb ist er um so rühmlicher. — Gegen 3000 Todte, worunter ungefähr 1000 Preussen, bedeckten die Wahlstatt. Die Östreicher hatten außerdem 22 Kanonen, 12 Fahnen und Standarten, und 2000 Gefangene verloren, und zählten über 3000 Verwundete. — Die Preußen hatten den Sieg, ausser jenen Todten, mit 2000 Verwundeten, 6 Kanonen und 1 Standarte erkauft. Nebstdem war mit einem Theil ihres Lagers die Kriegkasse verloren gegangen, welche 80,000 Dukaten enthielt. — Die Stärke des bey Sorr kämpfenden preußischen Heeres betrug, nach *b Cahill*, ohne die Arrieregarde 19,323 Mann; die Zahl der Östreicher dagegen wird zu ungefähr 40.000 angegeben.

Der König äußert sich in seiner Geschichte jener Zeit: Der Plan dieser Schlacht, er mag nun vom Prinzen von Lothringen, oder von Frankini, welchem Andere ihn zuschreiben, entworfen seyn, war schön und richtig gedacht. Die Stellung der Preußen war, ohne Widerrede, schlecht; und sie sind nicht zu entschuldigen, daß sie nur auf ihre Fronte bedacht waren, und ihren rechten Flügel vernachläßigten, der in einer Ebene stand, welche von einer nur 1000 Schritte davon entfernten Anhöhe beherrscht ward. Aber wenn die Östreicher einen Plan zu entwerfen wußten, so besaßen sie hingegen nicht die Geschicklichkeit, ihn auszuführen.

„Diese Schlacht ist ohne Widerrede eine der ruhmvollsten für Friedrich. Blickt man auf den Plan, so wird man sehen, daß die Anordnungen zur Schlacht ungefähr dieselbe schräge Richtung bestimmten, wie bey Leuthen, und für den rechten Flügel, wie bey Hohenfriedberg, eine Anstellung *en échelons* (d. i. in kleinen, gleich weit von einander entfernten Abtheilungen, so daß der rechte Flügel der zweyten, den linken der ersten berührt ꝛc., wornach das vordere Treffen sich in das Gefecht einläßt, und, nach Ort und Umständen, von den anderen unterstützt wird). Er führte seinen verstärkten rechten Flügel gegen den äußersten linken der Gegner, während der eigene linke, ihm vorenthalten, den Rest des feindlichen Heeres im Schach hielt. Die östreichische Linie, bey ihrer äußersten Seitenspitze angegriffen, wurde nach und nach ganz geschlagen, wie bey Lissa, und der Ort Burkersdorf hatte verhältnißmäßig die nämliche Wichtigkeit, wie Leuthen *)."

Wenn gleich Sieger, so zog sich dennoch Friedrich, nach einem fünftägigen Aufenthalt auf dem Schlachtfelde, sowol um sich den Neckereyen der ungarischen Truppen zu entziehen, als auch des Mangels an Lebensmitteln wegen, aus Böhmen nach Schlesien zurück. Der eintretende Winter setzte den Unternehmungen im Feld ein Ziel, und ein tiefer Schnee, der in den Gebirgen gefallen war, hatte die Wege schon längst beschwerlich gemacht. In der Mitte des October kam das preußische Heer nach Schlesien, und ward solchergestalt verlegt, daß die Reiterey in der Ebene von Striegau und Schweid-

*) Jomini a. a. O.

nitz, und die Infanterie am Fuße des schlesischen Gebirges das Quartier bezog. Nach vier Wochen verließ der König Schlesien, und ging nach Berlin, wo seine Gegenwart nothwendig geworden war, sowol um die in Stockung gekommenen Unterhandlungen wieder zu beleben, als auch, um für den nächsten Feldzug, falls der Friede nicht zu Stande komme, die nöthigen Gelder auszumitteln.

Der Prinz Karl gab sich nun den Schein, als wolle er im Innern von Böhmen und Mähren die Winterquartiere beziehen. Aber er ließ diese Nachricht zu laut und zu geflissentlich ausstreuen, als daß nicht in Friedrich der Verdacht entstanden seyn sollte, er suche ihn dadurch nur sicher zu machen. Und in der That, das Vorrücken eines beträchtlichen östreichischen Corps gegen Böhmisch-Friesland, das Nachrücken der Hauptarmee theils auf eben diesem Wege, theils über Zittau; die Errichtung einiger Magazine in der Ober- und Niederlausitz, und, was vollends am auffallendsten war, das Erscheinen eines östreichischen Heeres von 10,000 Mann, welches vom Rhein her über das Voigtland hereinrückte, — alle diese Umstände lehrten bald, daß es dem Prinzen Karl um etwas anderes zu thun sey, als um Winterquartiere. Der Plan war, den König von Preußen mit Anfang des Winters auf vier Seiten zugleich anzugreifen. Der Prinz von Lothringen wollte daher mit der Hauptarmee durch die Lausitz nach Sagan und Crossen gehen; der General Grün war bestimmt, in Vereinigung mit einem Corps Sachsen in die Churmark einzudringen, und gerade auf die Hauptstadt Berlin loszugehen; die sächsische Hauptarmee sollte

das Heer des Fürsten von Dessau, welches bey Halle stand, entweder einzeln in seinen Quartieren überfallen, oder zu einem Treffen nöthigen, und die Generale Hohenembs und Keul sollten zu gleicher Zeit aus Böhmen und Mähren in Schlesien einbrechen.— In Wahrheit, ein schöner Plan, dem nichts fehlte, als daß er nicht geheim genug gehalten, und nicht schnell genug ausgeführt wurde!

Der schwedische Minister am Hofe zu Dresden, Herr Wolfenstierna, der bey dem sächsischen Minister, Grafen von Brühl, beliebt, und eines von den Mitgliedern der Spielpartie desselben war, entdeckte bey dieser Gelegenheit bald, was man vorhabe, und theilte seine Entdeckung dem schwedischen Minister am berliner Hofe, Herrn von Rudenskiöld, mit. Beide waren dem Könige von Preußen persönlich ergeben, so wie damals der schwedische Hof überhaupt sehr wolwollende Gesinnungen für Preußen hatte. Rudenskiöld trug also kein Bedenken, den König insgeheim von dem Plane zu unterrichten*), und dieser traf sogleich die nöthigen Anstalten, um zuvorzukommen.

Hierauf eilte der König, den 14ten November, nach Schlesien, Berlin in Bestürzung und die Sachsen voll Hoffnung lassend, während ganz Europa mit Aufmerksamkeit die Entwickelung dieses Winterfeldzugs erwartete, der einen bisher glücklichen Eroberer retten, oder, was fast wahrscheinlicher schien, ihn vernichten sollte. Mit seiner gewöhnlichen, bewundernswerthen Ruhe und Heiterkeit speiste unser Held am Abende vor seiner Abreise nochmals mit

*) Histoire de mon temps.

seiner Mutter, Gemahlin und den übrigen Gliedern der königlichen Familie. Seinen Minister Podewils umarmte er beym Abschied mit den Worten: „Adieu, mein lieber Graf! Nehme Er Alles wol in Acht, und wenn mir ein Unglück begegnen sollte, so gedenk' Er, daß Er einen guten Freund verliert." — Die drohende Miene der Russen war es vorzüglich, was Viele eben so muthlos machte, als das, Berlin selbst bedrohende, östreichisch-sächsische Heer. — Um diese Hauptstadt zu sichern, war zwar Alles geschehen, was die zu Gebote stehenden Mittel erlaubten; aber ihre Unbedeutenheit machte, daß man nicht vor dem Unglücke sicher seyn konnte. Daher wurden zugleich Maasregeln ergriffen, um nöthigen Falls die Archive, die öffentlichen Kassen, die königliche Familie und die Landeskollegien, nach Stettin zu retten.

Nachdem Friedrich die Postirungen zur Armee gezogen, und die Gebirge, durch die aus Oberschlesien beorderten Truppen des Generals Nassau, hatte besetzen lassen, ging er in der größten Geschwindigkeit, eh' es die Gegner im Geringsten vermuthet hatten, den 23ten November 1745, bey Naumburg über die Queiß, und drang in die Oberlausitz ein, wo die Östreicher bereits drey Tage zuvor eingerückt waren, und sich hierauf in die Cantonirungsquartiere vertheilt hatten. Das erste Gefecht erfolgte bey Hennersdorf, wo die Preußen 4 sächsische Regimenter über den Haufen warfen, und ausserdem, daß sie eine beträchtliche Zahl von Mannschaft (gegen 1000) gefangen nahmen, einen Theil ihrer Kanonen, Fahnen und Standarten eroberten. Die preußische Hauptarmee rückte hierauf ohne allen

Aufenthalt gegen Görlitz vor; und nun erfolgte, was Niemand sich jemals würde vorgestellt haben, die östreichische Armee, anstatt dem ungleich schwächeren Feinde die Spitze zu bieten, gab, nachdem sie sich zusammengezogen hatten, Görlitz nebst der darin befindlichen sächsischen Garnison von 300 Mann denselben preis, und zog sich in der größten Eile und Unordnung über Zittau und Gabel in die böhmischen Gebirge zurück. Die Folge war, daß die ganze Lausitz, nebst zwey beträchtlichen Magazinen, in die Hände der Preußen fiel.

Von der Lausitz richtete Friedrich seinen Marsch nach Sachsen. Gegen den Churfürsten dieses Landes war er, wegen dessen Verbindung mit dem wiener Hofe, besonders heftig erbittert, und er hatte demselben bereits im August den Krieg förmlich erklärt. Nur die bald hierauf geschlossene hannöver'sche Convention, und die Hoffnung, der Churfürst werde derselben beytreten, hatten seinen bewaffneten Arm noch zurückgehalten. Noch jetzt machte er den Versuch, ihm durch den zu Dresden befindlichen englischen Gesandten Vielliers einen Frieden auf den Fuß dieser Convention anbieten zu lassen. Allein der über seinen Herrn Alles vermögende Graf von Brühl war zu sehr von dem Schwindel eitler Hoffnungen ergriffen, als daß ein solcher Antrag Eingang bey ihm hätte finden können. Im Ton einer damals wirklich lächerlichen Zuversicht that er zuletzt die Erklärung, sein Herr, der König von Polen und Churfürst von Sachsen, erwarte ein beträchtliches Hilfcorps, und werde sich den Schaden, den die Preußen in Sachsen anrichteten, wol im Brandenburg'schen zu vergüten

wissen. Friedrich sah sich daher genöthigt, den Frieden mit den Waffen in der Hand zu erkämpfen.

Der Fürst von Dessau, der bereits den 29ten November in Sachsen eingerückt war, Leipzig besetzt, und Torgau nebst einem beträchtlichen Mazazin weggenommen hatte, rückte auf Befehl des Königs bis Meissen herauf, und bemächtigte sich am 12ten December dieser Stadt, wie auch der dort befindlichen Brücke über die Elbe, wodurch er sich die Communikation mit der königlichen Armee verschaffte. Friedrich näherte sich über Königsbrück gleichfalls der Elbe, und der General Lehwald hatte Befehl, mit seinem Corps, welches gleichsam den Vortrab des Königs ausmachte, zu dem Fürsten von Dessau zu stoßen. Dadurch suchte man sich gegen einen Angriff von Seite des Prinzen Karl und der Sachsen in hinlängliche Verfassung zu setzen. Nachdem die Vereinigung glücklich bewirkt war, rückte der Fürst den, zwischen Kesselsdorf und Bennerich verschanzten, Sachsen entgegen, mit dem festen Vorsatze, sie anzugreifen. Auf dem Marsche wurde er zwar von den Sachsen in den engen Wegen vor dem Dorfe Zehren unvermuthet überfallen, und büßte einige Mannschaft nebst einem beträchtlichen Theile des Gepäckes der Offiziere ein. Auch fand er die Feinde bey Kesselsdorf in einer ungemein vortheilhaften, beynah' unbezwinglichen Stellung. Dessen ungeachtet griff er den 15ten December 1745, Nachmittags gegen 2 Uhr, den linken Flügel, obwol derselbe, wegen der Vortheile des Terrains und wegen der Menge des Geschützes, am schwersten zu besiegen war, mit unerschüttertem Muth an. Dieses that er, um sich des

Dorfes Kesselsdorf zu bemächtigen, und eben dadurch Meister von der feindlichen Flanke zu werden. Ein mörderisches Feuer von 30 Kanonen und 7 Grenadier-Batoillons trieb anfänglich die Preußen zweymal zurück. Aber eben dieser glückliche Anfang gereichte dem Feinde zum Verderben. Zu sicher gemacht durch diese Vortheile, rückten die sächsischen und östreichischen Grenadier-Bataillons aus ihrem vortheilhaften Posten hervor, um die Preußen noch weiter zurückzutreiben, vielleicht auch, um ihre Feldstücke zu erbeuten; diesen Umstand benützte der Fürst von Dessau augenblicklich, und seine Dragoner mußten mit verhängtem Zügel auf sie einhauen. Die Sachsen wurden im Rücken überfallen, und die Preußen drangen, mit ihnen untermengt, in das Dorf Kesselsdorf ein, dessen sie sich nach einem entsetzlichen Blutbade bemächtigten. Als der linke Flügel der Sachsen in den Rücken und in die Flanken genommen, und völlig geschlagen war, geriethen auch das Centrum und der rechte Flügel, auf welche nun die Preußen ihre Angriffe richteten, bald in völlige Unordnung. Auch die Östreicher, von denen außer den in Kesselsdorf postirten Grenadieren keiner in's Treffen gekommen war, zogen sich nun gleichfalls zurück. Auffallend ist es, daß der Prinz von Lothringen an eben demselben Tage mit einem Theile seiner Armee bey Dresden ankam, und nicht einen einzigen Mann absandte, um die sächsische Armee, in Beziehung auf ein so wichtiges Unternehmen, zu verstärken. Er stellte sich in dem plauischen Grund in Schlachtordnung, und sah dem Treffen von weitem zu. Am folgenden Tage ging er nach der Gränze von Böhmen zurück.

Der Sieg hatte nicht nur den Sachsen, sondern auch dem Könige von Preußen sehr viele Mannschaft gekostet; aber er verschaffte auch diesem letzteren den Frieden, oder zog ihn wenigstens schneller herbey. Der englische Minister Villiers hatte es indessen doch dahin gebracht, daß der König von Polen sich endlich zur Schließung eines Friedens geneigt finden ließ, und seinen Ministern zu Dresden die nöthigen Instruktionen und Vollmachten zu senden versprach. Auch Maria Theresia hatte sich inzwischen bereitwillig erklärt, die hannover'sche Convention unter gewissen Einschränkungen anzunehmen. Der preußische Staatminister, Graf von Podewils, mußte sich daher nach Dresden begeben, um dieses Geschäft zu besorgen. Wirklich langten auch die Vollmachten für die sächsischen Minister, von Bülow und von Stubenberg, in kurzer Zeit an, worauf sich auch der Graf von Harrach, als Friedengesandter von Seite Östreichs, zu Dresden einfand.

Mittlerweile war der König in Dresden, an der Spitze seines Heeres, eingerückt. Er besuchte die in Furcht schwebende königliche Familie, und erwies ihr alle, ihrem Stande angemessene, Ehre. Sogar die Schloßwache unterwarf er ihren Befehlen. Dem entfernten Churfürsten aber, dem er es nicht verzeihen konnte, daß er Dresden verlassen hatte, ließ er durch den englischen Gesandten erklären: „Zum letztenmale biete ich dem Könige von Polen meine Freundschaft an. Ich bin nicht durch mein Glück verblendet, und bleibe bey dem Entschlusse, den Frieden dem Kriege vorzuziehen. Aber eher werd' ich mit meiner Armee untergehen, als ich von

der hannöver'schen Convention abgehe. Nach dieser will ich auch den Frieden mit der Königin von Ungarn unterzeichnen. Wo nicht, so werd' ich berechtigt seyn, meine Forderungen zu erhöhen."

Die sächsische Nation, wenn gleich von Nationalhaß gegen die Preußen erfüllt, mußte dieselben dennoch gewissermaßen als seine Retter betrachten. Denn die Freunde hatten dem Lande mehr Leid zugefügt, als ihm jetzt seine Feinde veranlaßten. Während noch die von den Östreichern in der Oberlausitz angezündeten Flammen rauchten, und die Bewohner der Ebenen und Thäler bey Dresden den Verlust ihrer Habseligkeiten beweinten, deren sie durch die Truppen des Prinzen Karl beraubt worden waren, befahl der König, den Armen in der eroberten feindlichen Hauptstadt 18 000 Brode auszutheilen, und den gefangenen Offizieren ließ er einen zweymonatlichen Sold auszahlen, und schenkte ihnen später die Freyheit*).

Der König hatte im August mit Großbritannien die hannöver'sche Convention geschlossen, welche die Grundlage des künftigen Friedens werden sollte.

---

*) Folgender Zug scheint zur Charakteristik jener Zeit zu gehören. Als Churfurst August der III. in seine Hauptstadt zurückgekehrt war, beklagte er, nicht des Landes Bedrängniß und Noth, sondern den Verlust eines Hirsches von 10 Enden, den ein preußischer Hauptmann erlegt hatte. Da der betrübte Monarch des Thäters Bestrafung verlangte, so ließ ihn Friedrich vor ein Kriegsgericht stellen, welches denselben, da er keinen Kriegsartikel übertreten, zur Bezahlung des Hirsches verurtheilte. — Sachsen nahm diese Genugthuung an.

Die Hauptbedingungen derselben waren folgende: Der König sollte Schlesien nebst Glatz auf den Fuß des breslauer Friedens behalten, und dagegen dem Erzherzog Franz, Gemahl der Maria Theresia, bey der bevorstehenden Kaiserwahl seine Stimme geben. Sachsen sollte allen Ansprüchen auf Schlesien entsagen. Großbritannien, als Churfürst von Braunschweig-Lüneburg, Polen, als Churfürst von Sachsen, Hessen-kassel und Churpfalz, sollten in den Frieden mit eingeschlossen seyn. — Als Maria Theresia sich weigerte, dieser Convention beyzutreten, hörte Großbritannien auf, seine Hilfgelder zu bezahlen; aber dieses hatte so wenig Eindruck auf sie gemacht, daß sie den Krieg um so eifriger fortsetzte, und um so fester sich vornahm, Schlesien zu erobern, und dann dem Könige Gesetze vorzuschreiben. Als aber dieser die Schlacht bey Sorr, die ihn ganz aufreiben sollte, so unbezweifelt gewann; als er das östreichische Hauptheer, das ihn in seinen eigenen Provinzen aufreiben sollte, mit Verlust zurücktrieb, als er bey Kesselsdorf einen neuen, blutigen Sieg errang, und Dresden in Besitz nahm, — so entschloß sich Maria Theresia endlich zum Frieden, und in kurzer Zeit kam er, auf die hannöversche Convention gebaut, den 25ten December 1745 zu Stande. — Die Beytretung der Königin von Ungarn zu dem hannöver'schen Vertrage war weiter nichts, als eine bloße Erneuerung des breslauer Friedenschlusses. Die Sachsen versprachen, niemals den Feinden des Königs, unter welchem Vorwande es auch seyn möchte, den Durchmarsch durch ihr Land zu gestatten. Der fürstenberger Zoll sollte gegen einiges Land von gleichem Werthe vertauscht

werden. Der König von Polen verbürgte die Bezahlung einer Million Kriegsteuer, zu welcher das Churfürstenthum sich anheischig gemacht hatte, und entsagte in dem nämlichen Artikel aller Schadloshaltung der Kriegkosten. Dagegen versprach der König von Preussen, vom Tage der Unterzeichnung an, alle Kriegschatzungen einzustellen, und seine Truppen ohne Verzug aus Sachsen abzuführen; Meissen allein ausgenommen, wo das preußische Feldlazareth war, was auch, bis zur Heilung der Verwundeten, bewilligt wurde.

„Auf diese Art endigte sich also dieser zweyte Krieg, welcher in allem 16 Monate gedauert hatte; der von beiden Seiten mit der äußersten Erbitterung geführt ward, in welchem die Sachsen ihren ganzen Haß gegen die Preußen, und ihren Neid über die Vergrößerung dieses benachbarten Staates, blicken ließen; in welchem die Östreicher für das Reich und für ihr Übergewicht bey den Reichangelegenheiten fochten, bey welchen sie den zu großen Einfluß der Russen befürchteten, und wo Preußen allen drohenden Gefahren, denen es ausgesetzt war, durch die Kriegzucht und den Heldenmuth seiner Truppen besiegte. Dieser Krieg bewirkte keine jener großen Staatumwälzungen, welche das Schicksal der Reiche umändern, sondern er hinderte vielmehr dergleichen Erschütterungen, indem er den Prinzen von Lothringen zwang, Elsaß zu verlassen. Der Tod Karl des VII. war eine von den Begebenheiten, welche man nicht voraussehen kann. Er vereitelte den Entwurf, dem neuen Haus Östreich die Kaiserwürde auf immer zu entreißen. Schätzt man demnach die Sachen nach

ihrem wahren Werthe, so muß man gestehen, daß dieser Krieg in gewisser Rücksicht ein unnützes Blutvergießen verursachte, und daß eine Reihe von Siegen zu weiter nichts diente, als Preußen in dem Besitze von Schlesien zu bestätigen. Betrachten wir aber diesen Krieg in Rücksicht auf die Vergrößerung oder Verminderung der Macht der kriegführenden Fürsten, so finden wir, daß er den Preußen acht Millionen Thaler kostete, und daß bey Unterzeichnung des Friedens 15,000 Thaler ihre einzige Hilfquelle zur Fortsetzung des Krieges waren. Die Preußen nahmen in diesen beiden Feldzügen ihren Feinden 45,666 Gefangene ab, wogegen sie nur 4440 verloren. Oberschlesien, und einige an Böhmen gränzende Gegenden Niederschlesiens, als der hirschberger, der striegauer und der landshuter Kreis, litten am meisten in diesem Kriege; aber dies sind Schäden, die eine gute Staatverwaltung leicht wieder ersetzt. Böhmen und Sachsen empfanden gleichen Nachtheil von dem Aufenthalt großer Armeen; doch war in diesen Ländern nichts gänzlich zu Grunde gerichtet. Die Königin von Ungarn mußte ihren ganzen Kredit aufbieten, um sich Hilfsmittel zur Fortsetzung des Kriegs zu verschaffen. Von England erhielt sie zwar Subsidien; aber diese waren nicht hinreichend, sie für die Summen schadlos zu halten, welche die Operationen ihrer Armeen in Flandern, am Rhein, in Italien, in Böhmen und Sachsen ihr kosteten. Dem Könige von Polen kostete der Krieg über 5 Mill. Thlr. Er bezahlte seine Schulden mit Papier, und machte noch neues Papiergeld dazu; denn Brühl verstand sich recht darauf, seinen Herrn nach der Kunst zu Grund zu richten."

Vierter Abschnitt.

Des Königs Regierung während des Friedens. — Er wendet Alles an, seine Staaten blühend zu machen. — Justizreform. — Veränderungen im Kriegwesen ꝛc. ꝛc.

(Vom Januar 1746 bis zum August 1756.)

Der König, in Berlin wieder anlangend, traf Alles in Freude, und mit den Zurüstungen zur Friedenfeyer beschäftigt. Überall leuchtete Zufriedenheit und Vergnügen hervor, und der Monarch nahm daran großen Antheil. Aber dieses Vergnügen wurde durch die Nachricht gestört, daß sein ehmaliger Lehrer, der alte geheime Rath du Han de Jandun, sterben wolle, und er war darüber äußerst betrübt. An eben dem Tage war Berlin aufs Prächtigste erleuchtet, als der König beschloß, seinem geliebten du Han, den er stets hochgeschätzt hatte, das letzte Lebewohl zu sagen. — Dieser Mann wohnte auf dem Werder in einer engen Gasse, welche ganz erleuchtet, und durch die Menge brennender Lampen so voll Dunst war, daß der Sterbende in Gefahr kam, zu ersticken. Der König fuhr gegen Abend, in Gesellschaft des Herzogs von Braunschweig und seiner Brüder, dahin, traf du Han sehr schwach an, und sagte zu ihm: „Mein lieber du Han,

mein Schmerz ist sehr groß, Sie in dieser Lage zu sehen. Wollte Gott, ich könnte etwas zu Ihrer Wiederherstellung und zur Linderung Ihrer Krankheit beytragen. Sie würden sehen, wie viel Ihnen meine Dankbarkeit mit Freuden aufopfern würde." Du Han antwortete mit schwacher Stimme: „Es ist der größte Trost für mich, Ew. Majestät noch einmal gesehen zu haben. Ich hoffe nun, leichter sterben zu können; denn es ist aus mit mir." Hierauf griff er nach einer von des Königs Händen, um sie zu küssen. Aber Friedrich riß sich los, warf du Han einen Kuß zu, und eilte mit den Worten aus dem Zimmer: „Mein Gott, das kann ich nicht länger ertragen!" — Der Tod dieses redlichen Freundes mußte dem König um so näher gehen, als ihm seit Kurzem auch Kaiserling und Jordan durch den Tod entrissen worden waren. — Bald darauf ward auch der von Friedrich geliebte Graf von Rothenburg (Generallieutenant) von einer tödtlichen Krankheit ergriffen. Oft saß der König Stunden lang vor seinem Bette, und als er die Nachricht von seinem Hinscheiden erhielt, lief er aus dem Schlosse, uneingedenk, daß er nur halb angekleidet sey, über die Straße nach des Generals Wohnung, und ließ ihm eine Ader öffnen, wozu er selbst den Teller hielt. Als er sah, daß Alles vergeblich war, begab er sich weinend und traurig hinweg, und man behauptet sogar, er sey einige Tage lang allein in seinen Zimmern geblieben.

Gleich die ersten Monate des Friedens benützte Friedrich, um in seinen Staaten so viele Wohlthaten zu verbreiten, als ihm die durch den Krieg

beschränkten Mittel erlaubten. — Der Staatminister Graf von Münchow mußte den ganzen Schaden in Schlesien aufnehmen, und schon im May (1746) erhielten die Unterthanen aus den königlichen Kassen die baare Vergütung für die bezahlten Brandschatzungen, Kriegsteuern und alle sonstigen Verluste an Pferden, Getreide ꝛc. Zum Aufbaue der abgebrannten Stadt Schmiedeberg wurden Gelder angewiesen, und der Bau der Vorstädte von Neisse eifrig betrieben. Der Theuerung im schlesischen Gebirge abzuhelfen, ließ der König Getreide aus anderen Gegenden herbeyschaffen, und hier zu den niedrigsten Preisen verkaufen. — In Berlin ward ein großes Invalidenhaus erbaut; man schaffte die so verabscheuungwürdige Kirchenbuße ab*), und da der König die allzustrenge Bestrafung und damit verbundene Beschimpfung der fleischlichen Vergehen als Ursache des häufigen Kindermords betrachtete, so milderte er die erstere, und hob die letztere ganz auf.

---

*) Wahrlich! Nicht nach Verdienst ist Friedrich wegen seiner Beschränkung, oder vielmehr Zernichtung, des Pfaffendespotismus geschätzt worden. — Gehört wol Kirchenbuße ꝛc. zu

„....Der freundlichen,
„Der milden, gütigen Religion,
„Die uns Europa preist? — —"

(Friedrich's Worte in der Epistel über die Freyheit; an den Lord Baltimore.) — Wenn wir Kirchenbuße als mit den Lehren des Christenthums (leider nur allzuoft mit Pfaffthum verwechselt!) für übereinstimmend halten, so können wir selbst der Spanier fürchterliche Auto

Doch, was Friedrich während der auf den dresdener Friedenschluß folgenden zehnjährigen Waffenruhe zum Besten seines Landes that, bezeichnet er in einem kurzen Abrisse, den er seiner Geschichte des siebenjährigen Kriegs vorausendete. — Unserem Plane getreu, den großen König da selbst redend anzuführen, wo es die Sache erlaubt, um unseren Lesern zugleich Gelegenheit zu geben, ihn als Denker und Schriftsteller zu beurtheilen, lassen wir hier diese Übersicht seiner wohlthätigen Regierung in den Jahren 1746 bis 1756 wörtlich folgen, unsere Bemerkungen in den Noten beyfügend.

„Der Friede, welchen Europa genoß, gestattete allen Mächten, ihre Aufmerksamkeit auf das Innere ihrer Staaten zu wenden. Der König machte den Anfang mit der Verbesserung der Mißbräuche, welche sich in die allgemeine Staatordnung eingeschlichen hatten. Vermittelst neuer Anlagen arbeitete er an der Vermehrung seiner Staateinkünfte; er bemühte sich, die Kriegzucht wieder auf festen Fuß einzurichten, die Festungen zu vervollkommnen, und für sein Heer Vorräthe von allen den Arten Waffen und nöthigen Kriegbedürfnissen anzuschaffen, welche im Krieg in so ungeheuerer Menge verbraucht werden.

„Die unter der vorigen Regierung schlecht ver-

---

da Fe's nur als Schärfung einer an sich gerechten Strafe, nicht als Barbarey, betrachten. — Ist das erstere zugestanden, so werden die geistlichen Tribunale (!!), furchtbar um sich greifend wie immer, schneller, als man es ahnet, eine ungemessene und schreckliche Macht sich zu verschaffen wissen! —

waltete Rechtpflege, welche sehr ungerecht geworden war, verdiente eine vorzügliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit. Man hatte sich angewöhnt, den Gesetzen mit List auszuweichen. Die Sachwalter trieben ein schändliches Gewerbe mit Treu und Glauben; man brauchte nur reich zu seyn, um seine Rechtsache zu gewinnen, und arm, um sie zu verlieren. Diese Mißbräuche wurden von Tag zu Tag drückender, und erforderten deshalb nothwendig eine Verbesserung, sowol hinsichtlich der Richter, Anwälte und Sachwalter, als auch der Gesetze selbst, welche man deutlich machen, und hauptsächlich von jenen Förmlichkeiten reinigen mußte, die eigentlich nichts zur Sache thun, und nur den Gang der Prozesse verlängern. Diese Arbeit übertrug der König seinem Großkanzler von Cocceji, einem Manne von unbescholtenem und biederem Charakter, dessen Tugend und Rechtschaffenheit der schönen Tage des römischen Freystaats würdig waren; seiner Gelehrsamkeit und Aufklärung nach schien er zur Gesetzgebung, wie ein zweyter Tribonian, und zum Glücke der Menschen, geboren zu seyn. Dieser einsichtvolle Rechtgelehrte unterzog sich mit solchem Eifer diesem mühsamen und schwierigen Geschäfte, daß, nach einem Jahre unabläßiger Arbeit, die obersten Gerichthöfe von allen Personen gereinigt waren, welche sie entehrt hatten, und mit tugendhaften Magistratgliedern besetzt wurden. Das neue Gesetzbuch für alle Lande der preußischen Herrschaft war vollendet, und nachdem die Landstände dasselbe genehmigt hatten, wurden diese Gesetze bekannt gemacht. Man erstreckte seine Vorsorge auch bis auf die Zukunft; und, da die Erfahrung in allen

menschlichen Dingen lehrt, daß die besten Einrichtungen von ihrem Werthe verlieren oder ganz unnütz werden, wenn man die Augen davon abwendet, und wenn man nicht diejenigen, welche sie beobachten sollen, zu den ersten Grundsätzen zurückbringt, auf welchen jene Einrichtungen gegründet wurden, so ward festgesetzt, daß alle drey Jahre eine allgemeine Untersuchung der oberen Gerichthöfe angestellt werde, um die Beobachtung der neuen Gesetze aufrecht zu erhalten, und diejenigen Justizbeamten zu bestrafen, welche sich Ungerechtigkeiten würden haben zu Schulden kommen lassen. Diese bey der Rechtpflege eingeführte neue Ordnung befestigte das Glück der Bürger, indem es das Vermögen eines jeden Hausstandes sicherte; forthin konnte Jeder unter dem Schutze der Gesetze in Frieden leben, welche allein herrschten*).

*) „Gleich nach seinem Regierungantrit übernahm Friedrich alle Pflichten und Geschäfte eines grossen Regenten, und seine durchdringenden Einsichten gaben auch gleich allen sehenden Beobachtern zu erkennen, daß er etwas mehr sey, als ein bloßer Soldat. Eifrig und weit hatte man unter der Regierung seines Vaters die fiskalischen Ansprüche getrieben; er hingegen gab sogleich das bekannte Possessionsedikt. Nach diesem Edikt war Jeder, der von dem Augenblicke seines Regierungantritts, also nur von 1740, bewies, er sey im Besitz der Gerechtigkeiten und Regalien eines Grundstücks gewesen, gegen alle Ansprüche des Fiscus, der Krieg- und Domänenkammern, Steuerräthe und dergl. gesichert. Ein größeres und besser ausgedachtes Geschenk hätte dieser große Regent, nach der damaligen Lage der Dinge, seinem Volke nicht machen können.

„So sehr auch der verstorbene König sich bemüht hatte, die Staateinkünfte zu ordnen und wol einzurichten, so hatte er doch nicht Alles thun können. Er hatte weder die Zeit, noch die Mittel, ein so großes Werk zu vollenden; und es blieb, um dasselbe

---

„Friedrich dachte sodann auf die Verbesserung der Justiz. Was er zuerst angriff, war der interessanteste Theil für die Menschheit, die Criminalgesetze. Er verbot gleich alle Tortur. Die alten Rechtgelehrten erschracken über diese Neuerung, und glaubten, nach Abschaffung der Daumschraube seyen alle Wege zur Wahrheit verschlossen. Man unterließ keine Art von Vorstellung gegen diese, den preußischen Juristen an Herz und Eingeweiden wühlende, Neuerung. Man schrie, daß gewiß alle Diebbanden aus ganz Teutschland sich nach den preußischen Staaten ziehen werden, sobald allgemein bekannt sey, daß man in diesen Staaten die Tortur abgeschafft habe, denn die Tortur fürchteten die Diebe mehr, als den Tod. Soviel verwilligte der König doch hierauf, daß die Tortur nicht durch ein ordentliches Edikt und Proclama abgeschafft werden solle, aber alle hohen und niedern Gerichte erhielten die strengsten Befehle, sich niemals der Tortur zu bedienen. Nimmer wollte der König zugeben, daß man diejenigen, welche einen rechtlichen Verdacht gegen sich haben, und dennoch die That läugnen, durch die Tortur zum Bekenntnis bringe. Aber fürchterlich groß blieb dennoch bey einigen preußischen Richtern der Hang für die alte Gewohnheit und die liebe Tortur. Dieses schönen Hilfmittels zur Entdeckung der Wahrheit konnten sich diese eingeschränkten Köpfe nicht enthalten; denn sie liehen aus der Militärprocedur die alte russische Methode, etwas hart beschuldigte Delin-

zur Vollkommenheit zu erheben, noch unermeßlich viel übrig; viel in Absicht der Urbarmachung von Ländereyen, viel zur Errichtung von Manufakturen, viel zur Ausbreitung des Handels, viel zur Aufmun-

---

quenten mit kleinen Stöcken bis aufs Blut zu prügeln. Friedrich ertheilte aber das schärfste Verbot auch gegen diese Barbarey eingeschränkter Juristenköpfe. Niemand wird einen Fall angeben können, in welchem nach dem Jahre 1743, auch schon zuvor, ein einziger Mensch in den preußischen Staaten die ordentliche Tortur erlitten habe.“

(Zimmermann.)

„Der König zeichnet mit eben der Hand, mit welcher er Schlachten gewonnen hatte, den ersten Plan zur Verbesserung des Justizwesens vor, nach welchem alle Rechtstreite in einem Jahre durch drey Instanzen ohne große Kosten abgethan werden sollten. Es wurden die Eigenschaften und Pflichten der Präsidenten, Räthe und Advokaten auseinander gesetzt, die Prokuratoren abgeschafft, die Fiskalprozesse unter huldreicher Bestimmung der Rechte der Oberherrschafft und Unterthanschaft eingeschränkt; welches in einem besonderen Befehl an's Generaldirektorium noch mehr eingeschärft wurde, und dahin ging, daß die Privatpersonen, und besonders der Adel, auf keine Weise mit fiskalischen Prozessen gequält, und auf den Fall sie sich in dem Besitze von Gütern und Gerechtigkeiten befänden, von den Kammern auf keine Weise darin gestört, noch in Anspruch genommen werden sollten. Man stellt übrigens dem neuen Justizplane den Nutzen der Vergleichversuche vor, setzt den Sachwalter-Gebühren Grenzen, und erkennt die Nothwendigkeit einer Sportelkasse, macht einen Unterschied zwischen den mündlichen Vorträgen zur Instruktion des Prozesses und den Memorialen, gibt die beste

terung der Betriebsamkeit. Die ersten Regierungjahre des Königs wurden dem Kriege gewidmet, und er konnte seine Aufmerksamkeit nicht eher auf das Innere seiner Staaten wenden, als nachdem er die

---

Methode zum Dekretiren und zur Canzeyausfertigung; verstattet die Rechtmittel ohne Apellationeide und andere Förmlichkeiten, erneuert das Verbot der Aktenversendung zum auswärtigen Spruch, und setzt unabänderlich die Vollendung des Prozesses in drey Instanzen fest, ordnet Justizvisitationen an, und gibt über einzelne Theile des rechtlichen Verfahrens Vorschriften. Man war bemüht, die wirksamsten Mittel anzuwenden, der Rechtspflege eine gehörige Richtung zu geben, ihr Gewißheit, Einförmigkeit und Fertigkeit zu verschaffen, Nebensachen und überflüßige Förmlichkeiten abzuschneiden, der Chikane ihre Schlupfwinkel zu versperren, Unwissenheit und Gewinnsucht mit ihren schädlichen Folgen zu verbannen, überhaupt eine zweckmäßige Verfahrungart nach zuverläßigen Regeln zu bestimmen. Indessen wurde das Justizgeschäft besonders lebhaft durch eine Privatfaktion betrieben und befördert, die aus Unzufriedenheit gegen die arnim'sche Partey entstanden war. Der Hof-Revisionrath von Jarriges stand mit dem Cabinetrath Eichel, der Alles bey'm Könige vermochte, in großem Verständnisse, und ward durch die häufigen Spöttereyen an der arnim'schen Tafel über den ehmals verunglückten cocceji'schen Justizverbesserungplan, und durch andere zweydeutigen Anmerkungen über seine Geschicklichkeit, gereizt worden, welches verursachte, daß Cocceji mit seinen Vorstellungen, daß alle Justizbeamten und Collegien nichts tauaten, und durch eine gänzliche Veränderung verbessert werden müßten, beym Könige großen Eingang fand. Der König ertheilte

Ruhe von außen gesichert hatte. Längst der Oder, von Swinemünde an bis nach Cüstrin, waren große Moräste, die vielleicht von jeher unangebaut gewesen

---

ihm eine unumschränkte Gewalt, das Justizwesen nach Gutdünken einzurichten, und verbot, in derley Angelegenheiten sich an ihn in's Cabinet zu wenden. Man befahl, binnen 6 Monaten alle alten Prozesse und Akten zu beendigen und zu schließen. Nun arbeiteten Präsidenten und Räthe, Gerichts-Personen und Advokaten ganz unermüdet auf Hoffnung größer Beförderungen, Versorgungen und Geldbelohnungen, die ihnen unter der Hand zugesichert waren, und dem Justizminister Georg Detley von Arnim, der dem Strome sich noch etwas entgegen stemmte, wußte man durch wiederholte Hofrescripte, daß er die Prozesse beschleunigen und die neuen Justizverordnungen in Erfüllung bringen sollte, allen Verdruß zu machen. Die neue Einrichtung konnte um so mehr ihren Fortgang gewinnen, als die Tribunal- und Kammergerichts-Räthe, die ehmals nur bis 400 Thlr. Besoldung hatten, nunmehr 800 bis 1000 Thlr. erhielten. Allein das Land war dabey wenig gebessert und erleichtert. Denn, um die Besoldungerhöhung herauszubringen, hatte man eine neue Steuer, unter dem Namen der Justizgelder, eingeführt, die Sporteln erhöht, und durch die schriftliche Behandlung und den stärkeren Gebrauch des Stempelpapiers die Prozesse vertheuert. Auf Befehl des Königs fing man an dem friedrich'schen Codex zu arbeiten an, worin über das Rechtverfahren die ungeheuere Menge der ohne Wahl und Ordnung gesammelten und in vielen Bänden zerstreuten Gesetze, die Richter und Sachwalter oft nicht kannten, und noch häufiger nicht kennen wollten, in kurze

waren. Man entwarf den Plan, diese Gegend urbar zu machen. Von Cüstrin bis Wriezen ward ein Kanal gezogen, der das Wasser aus diesen sumpfigen Ländereyen ableitete, in welchen nun 2000 Familien

---

Sätze verfaßt, in einen vernünftigen Zusammenhang und in gewisse Ordnung gebracht werden sollten, um die Stelle eines neuen Corpus juris zu vertreten, das sich auf Vernunft und Landesgesetze gründen sollte. Pommern war die Provinz, wo man den Anfang mit der Justizverbesserung und mit Verfertigung des neuen Gesetzbuchs machte. Der Großkanzler ging im Januar 1747 dahin, um die nöthigen Anstalten zu treffen, und setzte eine Commission nieder, die aus einzelnen Räthen von den sämmtlichen Oberlandes-Justizkollegien bestand, und durch seine eifrige Betriebsamkeit in kurzer Zeit 2400 alten, und alle in den ersten 3 Monaten anhängig gemachten, neuen Rechthändel schlichtete. Zugleich ward ein neues Pupillenkollegium angeordnet. Der König ließ mit dieser neuen Einrichtung beym Oberappellationgericht zu Berlin und in der Churmark fortfahren. Das Hof- und Kammergericht wurde in zwey Senate, einer für die erste und der andere für die übrigen Instanzen, abgetheilt, und dadurch in 3 Monaten die Hälfte der alten Prozesse abgethan.“ — So F. C. J. Fischer. — Gewiß ist, daß, wenn auch nach dieser Justizwesen-Veränderung noch unendlich Vieles zu wünschen blieb, dennoch dadurch ein großer Schritt vorwärts gethan wurde. — Friedrich's edles Bestreben ist nicht zu verkennen; und vergessen darf nicht werden, daß, was im neunzehnten Jahrhundert in dieser Beziehung das Beste ist, dies in der ersten Hälfte des achtzehnten wol keinen Falls gewesen seyn würde.

Wohnplätze erhielten. Mit diesen Anlagen fuhr man von Schwedt bis jenseits Stettin fort, und 1200 Familien fanden daselbst ein gemächliches und reichliches Auskommen; so entstand eine neue, kleine Provinz, welche die Betriebsamkeit der Unwissenheit und der Faulheit abzwang. Die Wollenmanufakturen waren schon ziemlich beträchtlich, doch fehlte es ihnen noch an Spinnern; man ließ deren aus fremden Ländern kommen, und errichtete verschiedene Dörfer von solchen Spinnern, deren jedes aus 200 Familien bestand. Im Herzogthum Magdeburg war es eine Gewohnheit von undenklichen Zeiten her, daß die Bewohner des sächsischen Voigtlandes dorthin kamen, um bey der Ärnte zu helfen, worauf sie wieder in ihre Heimath zurückkehrten. Der König gab diesen Voigtländern Wohnplätze in dem Herzogthum, und setzte auf diese Art eine große Menge dieser Ausländer in seinen Staaten an. Durch die verschiedenen, eben erzählten Verfügungen erhielt das Land während dieses Friedens einen Zuwachs von 280 neuen Dörfern. Die Sorgfalt für das platte Land verminderte nicht die Aufmerksamkeit auf die Städte. Der König baute eine neue Stadt an der Swine, von welcher sie ihren Namen hat, und legte hier zu gleicher Zeit einen Hafen an, Namens Swinemünde, am Ausfluß der Oder, indem der Kanal tiefer ausgegraben, und das Becken des Hafens gereinigt ward. Die Stadt Stettin gewann dabey den Zoll, welchen sie vordem den Schweden bey der Durchfahrt durch die Peene bey Wolgast bezahlen mußte; welches viel beytrug, ihren Handel blühender zu machen, und welches Ausländer dahin zog. In allen Städten

wurden neue Manufakturen errichtet; die von reichen Stoffen und Sammet fanden ihren Platz in Berlin, welches ihnen am angemessensten war; die leichten Sammete und glatten Zeuge wurden in Potsdam gearbeitet; Splittgerber lieferte allen Provinzen den Zucker, den er in Berlin sieden ließ. Eine Manufaktur von Barchent brachte die Stadt Brandenburg in Flor. Zu Frankfurt an der Oder ward russisches Leder (Juchten) gearbeitet; in Berlin, Magdeburg und Potsdam seidene Strümpfe und seidene Tücher. Die wegel'sche Manufaktur (von leichten wollenen Zeugen) vermehrte sich um das Doppelte. Zur Anpflanzung der Maulbeerbäume wurden alle Provinzen ermuntert; die bey dem Kirchendienst angestellten Personen gaben den Pflanzern das Beyspiel, und lehrten dieses schätzbare Insekt erziehen, welches ursprünglich aus Indien kömmt, und dessen Gespinst die Seide ist. In den Gegenden, wo sich Holz im Überfluß fand, welches die Entfernung von Flüssen abzusetzen hinderte, legte man Eisenhütten an, welche in Kurzem für die Festungen und für die Bedürfnisse der Armee eiserne Kanonen, Kugeln und Bomben lieferten. Im Fürstenthum Minden und in der Grafschaft Mark entdeckte man neue Salzquellen, welche gesotten wurden. Das halle'sche Salzwerk verbesserte man durch Anlegung von Gebäuden, wodurch bey dem Gradiren der Sohle Holz erspart wird. Kurz, in der Hauptstadt und in den Provinzen ward die Betriebsamkeit ermuntert. Der König stellte das Stapelrecht wieder her, welches die Sachsen der Stadt Magdeburg streitig gemacht hatten; und vermittelst einiger auf den Grenzen angelegten Zölle

hob sich der Handel der preußischen Provinzen beynah' zum Gleichgewicht mit dem sächsischen. Die emdener Handlunggesellschaft errichtete einen beträchtlichen Handel nach China. Durch Verminderung der Abgaben von den ausgeführten Gütern in Stettin, Königsberg und Colberg stiegen die Einkünfte von den Zöllen doppelt so hoch. Die Folge dieser verschiedenen Finanzunternehmungen war: daß, die Einkünfte von Schlesien und von Ostfriesland ungerechnet, und ohne daß der König seinen Unterthanen einen Heller neuer Abgaben auflegte, die Einkünfte der Krone im Jahre 1756 um 1,200,000 Thaler mehr betrugen, und daß die Menge der Einwohner in allen Provinzen, einer vorgenommenen Zählung zufolge, sich auf 5 Millionen belief. Da es ausgemacht ist, daß in der Anzahl der Unterthanen der Reichthum der Staaten besteht, so konnte sich damals Preußen für doppelt so mächtig halten, als es unter den letzten Jahren Friedrich Wilhelm's, des Königs Vater, gewesen war *).

*) „Den Scharfblick und das durchdringende Auge des jungen Königs in Finanzsachen beweisen auf eine auffallende Art zwey, gleich nach seinem Regierungantrit ertheilten, Instruktionen. Die erste hielt man im Anfang sehr geheim, und es ward den Ministern, Präsidenten und Räthen auf ihren Eid verboten, dieselbe bekannt zu machen; Kenner geben ihr das Lob der höchsten Vortrefflichkeit. Nur zwey Punkte habe ich davon in Erfahrung bringen können. Erstlich erklärte der König, daß er alle mit Ungerechtigkeit verbundene Vermehrung seiner Einnahme verfluche, und darum bey seiner größten Ungnade verbiete, dergleichen jemals vorzuschlagen.

„Die Finanzen und die Justiz erschöpften nicht die ganze Aufmerksamkeit des Königs; das Kriegwesen, dieses Werkzeug zur Ehre und zur Erhaltung der Staaten, ward nicht verabsäumt. Der König richtete auf dasselbe ein wachsames Auge, damit die Mannzucht und der Gehorsam in jeder Provinz streng aufrecht erhalten würden. Die Truppen versammelten sich regelmäßig alle Jahre in Friedenlagern, wo man sie zu großen Evolutionen und Manöuvern abrichtete. Das Fußvolk übte sich in verschiedenen Auswickelungen, Stellungen, Angriffen in der Ebene, Angriffen von Standörtern, Vertheidigung von Dörfern und Verschanzungen, Übergängen über Flüsse, verstellten Märschen mit umgekehrten Colonnen, Rückzügen, und, mit einem Wort, in allen den Bewegungen und Schwenkungen, welche man vor dem Feinde zu machen hat. Die Reiterey übte sich in den verschiedenen Arten geschlossener und getrennter Angriffe, im Kundschaften und Besichtigen, im trockenen und grünen Fouragiren, in mancherley Stellungen,

---

Zweytens hat er verordnet, daß wenn sich zwischen dem Fiscus und einer jeden Privatperson ein Prozeß erhebe, worin die Forderung zweifelhaften Rechts erscheine, so sollen allemal die Kammern nachgeben und der Klage entsagen, weil der Gegenstand oft für einen Privatmann groß genug sey, um seine Glückumstände zu verändern, und dies hingegen bey den königl. Kassen keinen großen Unterschied mache. Die zweyte Instruktion war für das Generaldirektorium des Krieg- und Finanzwesens. Kenner halten auch diese für ein Meisterstück."

(Zimmermann.)

und im Fassen der Gesichtpunkte nach vorgeschriebenen Richtungen. Man erhöhte bey einigen Regimentern, deren Cantone sehr volkreich waren, die Anzahl der Überzähligen auf 36 oder wenigstens auf 24 Mann in jeder Compagnie; ungeachtet keine neue Werbung angestellt ward, so schaffte doch die Menge dieser Überzähligen eine Vermehrung von 10,000 Streitern. Alle Bataillone und alle Cavallerie-Regimenter hatten an ihrer Spitze alte Befehlhaber, versuchte Offiziere, voll Tapferkeit und Verdienst*).

*) „Alte Befehlhaber, versuchte Offiziere" — Hier irrt sich Friedrich. Nicht Alter, nicht Versuchtheit, machen den Feldherrn. Es ist im Gegentheile zu beweisen, daß die größten militärischen Thaten durch junge Männer, voll Kraft und Kühnheit, vollführt wurden. Geläugnet kann nicht werden, daß hier die jugendliche Thätigkeit meistens mehr vermag, als das ängstliche Festhalten an den, fast immer nur bedingungweise richtigen, Regeln. Alexander, Hannibal, Scipio, Cäsar; dann die Neueren, Friedrich selbst, und die Menge von Generalen aus den Zeiten der französischen Revolution, erwarben sich unstreitig entweder blos in den jüngeren Jahren, oder doch wenigstens hauptsächlich in denselben, ihren großen Feldherrnruhm. „Wir werden auch einmal aufhören uns zu schlagen," antwortete Napoleon dem verwundeten Generale Rapp, „wenn wir achtzig Jahre alt seyn werden." Hierdurch gibt der französische Kaiser deutlich genug zu verstehen, daß auch der lebhafteste, feurigste Geist, verbunden mit dem kräftigsten Willen, dennoch von den Bestimmungen der physischen Natur niedergebeugt werde. Epaminondas war vielleicht der Einzige, von

Das Corps der Capitaine bestand aus erfahrenen, gesetzten und braven Männern. Die Subaltern-Offiziere waren ausgesucht; mehre derselben besaßen viel Fähigkeit, und verdienten zu höheren Stellen erhoben zu werden. Mit einem Wort, die Thätigkeit und der Wetteifer, welche diese Armee beseelten, waren bewundernswürdig. Nicht ganz so gut war sie in Rücksicht der Generale, obgleich einige derselben Männer von wahren Verdiensten waren. Der größte Theil aber hatte, bey vieler Herzhaftigkeit, zugleich viele Trägheit*). Beym Avancement folgte man der Rangordnung, so daß nicht die Geschicklichkeit, sondern das Dienstalter, das Glück bestimmten. Dieser Mißbrauch war alt, und bey den vorigen Kriegen hatte er keine nachtheiligen Folgen geäußert, weil der König, der nur mit einer Armee agirte, wenig Detaschemente zu machen brauchte, und weil

---

dem die Geschichte erzählt, der erst mit 40 Jahren sich an der Spitze des Heeres auszeichnete. Aber es hatte ihm früher an Gelegenheit dazu gefehlt, und wol schwerlich dürfte man es glaublich finden, daß sich, im entgegengesetzten Falle, sein Genie nicht früher schon eben so glänzend entwickelt hätte, als in diesem Alter bey Leuktra und Mantinea. — Hannibal, in einem Alter von 42 Jahren, ward von dem nicht einmal 26jährigen Scipio besiegt. Und was Friedrich während des zweyten schlesischen und des siebenjährigen Kriegs that, übertrifft wahrlich seine späteren, so künstlichen Manöuvres. — Gewiß können auch Napoleon's ersten Feldzüge in Italien durch keinen einzigen seiner folgenden verdunkelt werden.

*) Eine Folge des Alters!

die östreichischen Truppen und Generale, die er wider sich hatte, nur mittelmäßig waren, und die Taktik gänzlich vernachläßigt hatten. Eine gute Erwerbung machte der König, als er den Marschall Keith aus Rußland in seine Dienste zog. Dieser Mann war sanft im Umgang, tugendhaft und vom sittsamsten Betragen, geschickt in seiner Kunst, und verband mit der feinsten Lebensart eine heldenmüthige Tapferkeit am Tage der Schlacht. Das Artilleriecorps war verstärkt worden. Der König vermehrte es bis auf drey Bataillone, von welchen das letzte für die Besatzungen bestimmt war. Es war wolgeübt und im guten Stande; aber nicht zahlreich genug zu der ungeheueren Menge von Geschütz und Feuerschlünden, welche eine neue Sitte bald bey den Kriegheeren einführte. Man hätte dasselbe verdoppeln müssen; da dies aber in den vorhergehenden Kriegen nicht gebräuchlich gewesen war, und da jene zwey Bataillone dem Dienste Genüge geleistet hatten, den man von ihnen verlangte, so dachte man anfangs an keine Vermehrung. Während des Friedens wurden die Festungwerke von Schweidnitz aufgeführt, und die Werke von Neisse, Kosel, Glatz und Glogau vollkommen gemacht. Schweidnitz sollte der Armee zur Niederlage dienen, im Falle der Krieg auf dieser Grenzseite nach Böhmen geführt würde; und da die Östreicher im letzten Kriege wenig Geschicklichkeit in Bezug auf Belagerung und Vertheidigung von Festungen gezeigt hatten, so ließ man es dabey bewenden, diese Werke ganz leicht anzulegen, welches eigentlich sehr übel geurtheilt war; denn Festungen baut man nicht auf eine Zeitlang, sondern für immer; und wer

konnte denn die Gewähr dafür leisten, daß die Kaiserin Königin nicht einmal irgend einen geschickten Ingenieur in ihre Dienste ziehen würde, der diese dem östreichischen Heere mangelnde Kunst mitbrächte, sie daselbst lehrte und einführte? Beging man indeß Fehler, so bekam man in der Folge Gelegenheiten genug, sie zu bereuen, und richtiger urtheilen zu lernen.

„Auf der anderen Seite sah man auch ein, daß eine Armee, die sich in noch so gutem Stand befindet und gut unterhalten wird, doch zum Kriegführen noch nicht hinreichend ist, sondern daß man großer Vorräthe auf den Nothfall bedarf, um dieselbe zu bewaffnen, zu kleiden, und, so zu sagen, wieder neu herzustellen. Darum wurden von allen Arten der Ausrüstungen Vorrathsammlungen angelegt, als von Sätteln, Steigbügeln, Zäumen, Stiefeln, Patrontaschen, Degengehänzen u. s. w. Im Zeughause wurden 50,000 Flinten, 20,000 Säbel, 12,000 Degen, eben so viele Pistolen, Carabiner und Bandeliere aufbewahrt; kurz, alles das, was man stets neu anschaffen muß, und was die Zeit nicht immer gestattet, im Nothfall schnell genug zu bekommen. Man hatte grobes Geschütz gießen lassen, welches aus achtzig Batteriestücken und zwanzig Mörsern bestand, und in der Festung Neisse niedergelegt ward. Der angeschaffte Pulvervorrath belief sich auf 56,000 Centner, die in den verschiedenen Festungen des Königreichs vertheilt waren. Die Fruchtmagazine waren mit 36,000 Wispel Mehl und 12,000 Wispel Hafer angefüllt; so, daß durch alle diese vorläufigen Maaßregeln und Einrichtungen Alles zu dem Kriege

vorbereitet war, den man vorher sah, und der nicht sehr entfernt schien *). Im Jahre 1755 machte der König sogar eine Vermehrung in seinen Garnison-Regimentern. Die schlesischen wurden auf 8 Bataillone, die preußischen auf 3, und die kurmärkischen auf 2 gesetzt, welches im Ganzen 13 Bataillone betrug **). In einem armen Lande findet der Regent keine Hilfsquellen in der Kasse seiner Unterthanen; ihm liegt daher ob, durch seine Klugheit und gute Wirthschaft für die außerordentlichen Ausgaben zu sorgen, die nicht vermieden werden können. Die Ameisen sammeln im Sommer ein, was sie im Winter verzehren, und ein Fürst muß während des Friedens die Summen zusammen sparen, welche er im

*) Friedrich mußte, nach dem Benehmen der Kaiserin, sowol den breslauer, als auch den dresdener Frieden, im Grunde blos als Waffenstillstand betrachten. Beide Theile, besonders aber Oestreich, suchten nur neue Kräfte zu sammeln, um mit erneuerter Macht den Kampf wieder zu beginnen, in dessen Entscheidung das Geschick Schlesiens lag.

**) „Der König von Preußen wandte seine erste Sorgfalt auf die Wiederherstellung seiner Armee, und ergänzte dieselbe größtentheils durch die östreichischen und sächsischen Gefangene, unter welchen er das Auslesen hatte. Auf diese Art wurden seine Truppen auf Kosten des Auslandes vollzählig gemacht, und die Ersetzung eines durch so viele blutige Schlachten verursachten Verlustes kostete dem Staate nicht mehr als 7000 Mann. Seitdem in Europa die Kriegkunst zur Vollkommenheit gediehen ist, und die Staatkunst ein gewisses Gleichgewicht unter den Mächten zu errichten gewußt

Krieg aufzuwenden hat. Dieser, leider so wichtige, Punkt war auch nicht vergessen worden, und Preussen war in der Verfassung, einige Feldzüge mit eigenem Gelde zu machen; kurz, es war bereit, beym ersten Zeichen auf dem Kampfplatz zu erscheinen, und sich mit seinen Feinden zu messen. In der Folge zeigte es sich, wie nützlich diese Vorsicht gewesen war, und wie nothwendig es für einen König von Preußen, vermöge der sonderbaren Lage seiner Staaten, ist, auf jeden Fall gerüstet und vorbereitet zu seyn, um nicht der Spott seiner Nachbarn und Feinde zu werden. Im Gegentheil wäre es nöthig gewesen, noch mehr zu thun, wenn die Kräfte des Staats es erlaubt hätten; denn der König hatte an der Kaiserin

---

hat, bringt das gewöhnliche Loos der größten Unternehmungen nur selten die erwarteten Folgen hervor. Gleiche Stärke von beiden Seiten, und abwechselnder Gewinn und Verlust, machen, daß selbst am Ende des blutigsten Krieges sich die Feinde beynah' in eben der Lage gegen einander befinden, in welcher sie vor dessen Unternehmung waren. Die Erschöpfung der Finanzen bringt endlich einen Frieden hervor, welcher eigentlich das Werk der Menschenliebe, und nicht der Nothwendigkeit hätte seyn sollen. Kurz, wenn Ansehen, wenn Ruhm der Waffen es verdienen, daß man, um sie zu erlangen, seine Kräfte aufbiete, so sind die Preußen dadurch für die Unternehmung dieses zweyten Krieges belohnt worden. Aber dies war auch Alles, was sie dadurch erhielten, und selbst dieser vergängliche Dunst erweckte ihnen noch Neider. (Schlußworte Friedrich's in der Geschichte des zweyten schlesischen Kriegs. — Histoire de mon temps.)

Königin eine ehrgeizige und rachsüchtige Feindin, und zwar eine um so gefährlichere, als sie ein Frauenzimmer, und eigensinnig und unversöhnlich war."

So weit Friedrich. — Der König verbesserte in seinen Staaten während des Friedens die Polizey, beschränkte das Schuldenmachen und Güterveräußern des Adels, schaffte das zwecklose Reisen seiner Vasallen in das Ausland ab, und setzte hier dem verderbenden Luxus, dort dem sträflichen Wucher, Grenzen. Während er mit Strenge abergläubischen Muthwillen ahndete, schützte er jede stille, ruhig lebende Sekte in allen, ihren Gliedern als Menschen und Staatbürgern gebührenden, Rechten *). Er sorgte für

*) Wir können nicht umhin, bey dieser Gelegenheit anzumerken, wie sehr es dem Geiste des reinen Protestantismus (der nur einzig und allein das zu glauben verlangt, was der denkende Mensch, nach seiner Ueberzeugung, als wahr und gewiß erkennt) geradezu entgegen gewirkt ist, wenn Lehrer dieser Kirche wider das Abweichen von diesem oder jenem Dogma eifern, und dies nicht auf dem Wege einer vernünftigen Ueberführung zum Bessern, sondern weit mehr auf jenem der Gewalt, verhindern, oder doch verhindert wissen möchten. — Friedrich begann die Ausübung seiner toleranten Gesinnungen gleich in den ersten Wochen seiner Regierung. „Unter'm 22ten Juny 1740 berichteten ihm der Staatminister von Brand und der Consistorialpräsident von Reichenbach, daß wegen der römisch-katholischen Soldatenkinder, insonderheit zu Berlin, römisch-katholische Schulen angelegt wären, die aber zu allerhand Inkonvenienzien, vernehmlich dazu Gelegenheit gegeben hätten, daß, wider des verstorbenen Königs ausdrücklichen

Verbesserung des Unterrichts auf Schulen und Universitäten, und eben so für gründliche Unterweisung der Hebammen. Auch die allzugroße Zahl der Feyertage ward beschränkt, welche stets Trägheit und Unwissenheit zu Begleitern haben.

Nach dem dresdener Frieden lebte Friedrich mit seinen Brüdern und einigen Freunden meistens

---

Befehl vom 16ten November 1732, aus Protestanten römisch-katholische Glaubengenossen gemacht wären. Dieses habe der Generalfiskal Uhden am 12ten d. M. berichtet. Sie fragten also an, ob die römisch-katholischen Schulen bleiben, oder welche andere Antwort sie dem Uhden geben sollten. — Der König schrieb an den Rand:

„Die Religionen Müsen alle Tolleriret wer„den, und Mus der Fiscal nuhr das Auge „darauf haben, das keine der andern abrug „Tube, den hier mus ein jeder nach Seiner „Faßon Selich werden.“

(Die Religionen müssen alle toleriret werden, und muß der Fiscal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue; denn hier muß ein Jeder nach seiner Façon selig werden.)

Der König rechnete es also nicht zum Abbruch, den eine Religionpartey der andern thue, wenn sie Mitglieder derselben zu der ihrigen ziehe, und zwar aus dem Grunde, weil in seinen Ländern ein Jeder nach seiner Art und Weise selig werden müsse. Dieser letzte Ausdruck ist ungewöhnlich, aber nicht unschicklich, sondern passend und vielsagend. Denn es sind gewiß nicht zwey Menschen auf ganz gleiche Art und Weise gottesfürchtig, sondern ein Jeder ist uns nach seiner Erkenntniß und Wahl. —

(Büsching's Charakter Friedrich des II.)

bey Potsdam, wo sie das einfache, ländliche Schloß Sans-souci (Sorgenfrey) bewohnten, dessen Bau im Jahre 1746 beendigt worden war, und von dem wir eine in der neueren Zeit entworfene Schilderung hier folgen lassen. „Von Potsdam führt ein hoher Baumgang nach den Gärten von Sans-souci, wie man ausschließlich die Anlagen nennt, die Friedrich der Große, wie durch ein Wunder, hier hervorgerufen, so daß jetzt Hügel und Kunst-Terrassen sich erheben, wo früher nur Sumpfmoor das Land bedeckte, und traurige Kiefern ihre Wipfel regten. — Zur Sommerwohnung des Königs, die über der Orangerie-Terrasse liegt, steigt man einen sanften Hügel hinan, und trit durch eine offene Säulenstellung in die Vorhalle des einfachen Pallastes, worin der Philosoph von Sans-souci lebte, wenn er, den lästigen Purpur abgelegt, sich nur mit sich selbst und den Musen beschäftigte. Die Aussicht, sowol über den Gartenpark und die umgebenden Havelseen, als auch zum Ruinenhügel, den Mühl- und Brauhausbergen, ist schön, und es konnte nicht anders seyn, daß der Monarch — der einmal in der Nähe Berlins sich fixiren wollte — lediglich hier seinen Aufenthalt nahm, da der Höhesinn, der ihm einwohnte, sich wol so wenig zur Erde bequemt, als der Adler seinen Felsforst ließe, um sich in Sumpfwüsten anzubauen.

„Die wenigen Gemächer, welche Friedrich bewohnte, obschon sie nicht mehr ganz die alten sind, verrathen noch immer Simplizität, und keines die entfernteste Prachtverschwendung. Eine Handbibliothek, welche die Wände eines mit Cedernholz verzierten

Cabinets bekleidet, einige Uhren, Seſſel und Schränke, tragen noch immer altes Gepräge; nur Schade, daß faſt kein Stück mehr vorhanden, von dem man mit Gewißheit behaupten könnte, daß es die Hände des Unſterblichen berührt, — ich nehme die in rothen Maroquin gebundenen franzöſiſchen Klaſſiker aus, die er bekanntlich täglich benützte. Selbſt der Sterbeſtuhl, von dem er den letzten Blick zur Sonne erhob, und ihr verheißen, ihr bald nah' zu kommen, findet ſich nicht mehr, und iſt, wie erzählt wird, als Reliquie des Verklärten einer Prinzeſſin vom Hauſe zugefallen. Überraſchend war mir im Schlaf- und Sterbezimmer das Bildniß Guſtav Adolph's von Schweden, deſſen frommen, orthodoxen Sinn ich mit Friedrich's Geiſt wenig übereinſtimmend glaubte. Wie auf ein eigenes Zufallſpiel — faſt im Geſchmack unſerer neueren Tragödien — machte man uns auf eine in demſelben Zimmer befindliche, auf 2 Uhr 20 Minuten zeigende, Wanduhr aufmerkſam, die angeblich mit dem letzten Pulsſchlag ihres Beſitzers auch ihren letzten Pendelſchwung that, und ſeitdem nicht mehr aus der Stelle rückte. Wie man ſagt, ward ſie von ihrem Herrn ſelbſt während der Krankheit noch beſorgt, und nur am letzten ſeiner Lebentage aufzuziehen vergeſſen, ſo, daß ſie mit ihm in einem Moment auch ſtill geſtanden, und nun ſeine Todesſtunde bewacht.

„Im Concertſaale hat Friedrich oft die Flöte geblaſen, und ſich mit franzöſiſchen Dichtern ergötzt. Voltaire's Cabinet, auf dem rechten Flügel des Hauſes, genoß einer erfreulichen Gartenanſicht. Noch zeigt man ſeinen Arbeittiſch, und Spuren ſeiner

geistvollen Feder, die, wie der Griffel eines Propheten, die Zeit im eigentlichen Sinn anticipirt, und Blitze seines Geistes der Welt hinterlassen. Die hie und da in den königlichen Zimmern bewahrten Gemälde, worunter auch ein Portrait des Marschall's von Sachsen, erbleichen jedoch vor den Schätzen der Gallerie, die jede Erwartung beschämen muß, in so fern sie sich nicht auf das Höchste bereitete, und anfänglich weiß man nicht, ob man mehr der Pracht des Lokals (einem 250 Fuß langen, verhältnißmäßig breiten, Saale, mit überreicher Goldstukatur) oder den Gemälden huldigen soll, die, aus allen bekannten Schulen hier vereint, den Kunstsinn des königlichen Sammlers außer Zweifel setzen."

Der öde Berg war in sechs künstliche Absätze getheilt, jeder hatte zwölf Stufen, und auf jedem lagen herrliche Weinreben unter Glasthüren an die Mauer geheftet. Auf dem Gipfel des Berges erhebt sich das Schloß, klein und niedrig, nur ein Stockwerk hoch, aber regelmäßig, zierlich und anmuthig durch die Aussicht über die Stadt und ihre reizenden Gefilde. Alles, was die Bildhauerey, Malerey und anderen Künste Vortreffliches liefern, findet man hier bey seiner Auszierung vereinigt. Vorzüglich prangen die alten Bildsäulen aus dem Cabinette Polignac's Mitten enthält es einen runden Saal mit Marmor bekleidet, und dessen Fußboden nach musivischer Art mit steinernem Blumenwerk ausgelegt ist. Auf prächtigen Säulen ruht die kostbar bemalte Kuppel, und empfängt, gleich der Maria maggiore, ihr Licht aus einer Öffnung in der Mitte des Gewölbes, die den ganzen Saal vortrefflich erleuchtet. Unter den

Zimmern zeigt sich eines mit Cedernholz getäfelt und mit goldenem Laubwerk verziert, das in seinem Busen einen literarischen Schatz verwahrt, und an den Rücken dieses Zauberschlosses lehnt sich im Halbzirkel ein marmorner Säulengang, der seine Arme in das freye Feld ausbreitet, indeß auf drey anderen Seiten das Gebäude mit Lustgärten und mit einem Park umgeben ist, dessen Grotte die Meisterhand eines Knobelsdorf verräth.

Friedrich, der Ruhe und Einsamkeit über alles liebte, konnte, zumal in seinen späteren Lebenszeiten, nicht mehr leiden, daß ein Fremder, den er nicht verlangte, sich seiner stillen Wohnung nähere, und ihn jetzt auch nur von ferne sehe. Unten an die Terrasse von Klein-Sanssouci durfte man deswegen in seinen letzteren Lebensjahren nicht mehr kommen. In besseren Zeiten ging Friedrich da oft allein, und mochte auch schon damals nicht, daß man ihn sehe. Er ließ vor die Brücke, wo man in den Garten zu dem Bassin und an die Terrasse von Klein-Sanssouci kömmt, auf einer 6 Fuß hohen Säule von rothem ägyptischem Porphyr, das Brustbild des Herzogs von Alba setzen, ein ganz abscheuliches Gesicht; „damit," wie er einst im Scherze dem Marquis von Luccheſini sagte, „Fremde, welche Lust haben, in meinen Bezirk zu kömmen, vor dem Gesicht des Herzogs von Alba erschrecken, und gleich wieder umkehren."

An manchen schönen und edeln, charakteristischen, Zug Friedrich's erinnert Sans-souci. Ganz etwas anders, sagt Nicolai, als die Bildsäule des Antonius, wie man gewöhnlich glaubte, hatte

dieser außerordentliche Mann, gerade seinem Fenster gegenüber, selbst setzen lassen, so daß er es ganz frey sehen konnte, ja sehen mußte, so oft er seinen Blick dahin warf. Dies war

Sein Grab!

Nämlich auf dem offenen Platze, gerade dem Fenster*) seines Studierzimmers gegenüber, vor einer halben Rundung, ließ er schon im Jahre 1744, gleich als die Terrassen angelegt wurden, und eh' noch der Grund des Schlosses gelegt war, in der Stille eine Gruft graben, das Gewölbe mit Marmor bekleiden, und auf demselben nachher eine liegende Bildsäule der Flora setzen.

Der König wollte in diese Gruft begraben werden. Er sagte es d'Argens mehrmals, und dieser bat sich aus, selbst unter der schönen marmornen Vase von Ebenhecht, im Garten von Sans-souci, sein Grab zu finden. Der König versprach es ihm, und würde es gewiß gehalten haben, wenn d'Argens in Potsdam gestorben wäre.

Noch mehr! Diese Gruft, deren Existenz so wenige Personen wußten, war wahrscheinlich die eigentliche Veranlassung, diesem Orte die Benennung Sans-souci zu geben. Der König gab dieselbe dem Hause noch nicht, als es gebaut ward. Er nannte es sein Lusthaus, sein Weinberg-Lusthaus. Als er, noch im Anfange der Erbauung des Schlosses, einst mit d'Argens auf diesem Platze spazierte, sagte er

*) Da alle Fenster des Schlosses bis zur Erde herab gingen, so werden sie manchmal auch Thüren genannt.

ihm: Da er den Entschluß gefaßt, auf diesem angenehmen Flecke sich einen Sommeraufenthalt zu bauen, so sey auch gleich seine Idee gewesen, sein Grab daselbst einzurichten. „Quand je serai là," sagte er, indem er auf die verborgene Gruft zeigte, „je serai *sans souci!*"

Nicht also so sehr auf das Schloß und den Garten ging die so berühmt gewordene Benennung: *Sans-souci.* Ob der König gleich an die Façade des Hauses diese Worte setzen ließ, so wußte er doch allzumol, daß ihm auch dahin die wichtigen Sorgen der Regierung, und der Kummer über manche öffentliche und häusliche Widerwärtigkeiten folgen würden. Auf die Gruft spielte diese Benennung an, welche dieser große Mann sich, von Jedermann unbemerkt, im Angesichte des Zimmers, wo er seine beste Zeit zubrachte, bereiten ließ, und in welcher er einst nach aller Arbeit zu ruhen gedachte.

Es war dem Könige verdrießlich, daß die Allee zum Haupteingange von Sans-souci bey der Anlage nicht anders konnte geführt werden, als daß sie einen Winkel macht. Es wurden bey der Tafel des Königs von seinen Günstlingen verschiedene Vorschläge gethan, wie solchem abzuhelfen wäre. Die Schwierigkeit lag vorzüglich in der unüberwindlichen Liebe einer armen Frau zu ihrem kleinen Hause, einem Erbstücke, welches sie um keinen Preis dem Könige verkaufen wollte. Der General Rothenburg behauptete, der König könne sie zwingen, einen dreyfachen Ersatz des Werths, oder ein viel besseres Haus auf einer andern Stelle, dafür anzunehmen. D'Argens ward hierüber aufgebracht, und behauptete mit der

ihm eigenen provenzalischen Lebhaftigkeit: Die Könige dürften Niemand das Seinige, auch gegen besseren Ersatz, mit Gewalt nehmen; denn sonst könnte man es auch bald von einem Hause auf die Frau und Tochter eines Mannes anwenden, wo offenbar der mehr Werth an Geld nicht das Verlorne ersetzte. — Der König sagte: „d'Argens hat Recht." Und die Allee macht noch jetzt einen Winkel. —

Bekannter zwar, aber weniger verbürgt als diese, ist die folgende Anekdote: Als der König sein Sans-souci anlegte, war ihm eine Mühle im Wege, die ihrer Lage nach dem entworfenen Plane seines Gartens zuwider war. Der König ließ den Müller zu sich kommen, und trug ihm an, die Mühle zu verkaufen. Der Müller hatte sie vom Vater geerbt, und wollte sie auch auf seine Kinder bringen. Der König versprach ihm, eine bessere Mühle anderwärts zu bauen, ihm Wasserlauf und Alles frey zu geben, auch noch die Summe, die er für seine Mühle fordern würde, baar auszahlen zu lassen. Der Müller bestand hartnäckig auf seinem Kopf. Nun ward der König verdrießlich. „Weißt Du wol, daß ich Dir Deine Mühle nehmen kann, ohne einen Groschen dafür zu geben?" sagte er auffahrend. — „Ja, Ew. Majestät, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre," antwortete der Müller. Dem Könige gefiel die rasche Antwort; sein Eifer legte sich. Der Müller blieb ungestört im Besitze seiner Mühle, und der König war so groß, daß er den Plan seines Gartens änderte.

Wir können nicht umhin, hier noch folgenden, hierher gehörigen, Charakterzug mitzutheilen: In

dem großen Marmorsaale, im oberen Geschosse des neuen Schlosses von Sans-souci, malte Vanloo, auf Befehl des Königs, zum Deckenstück eine Versammlung der Götter. Dieser Maler ließ sich einfallen, ein Paar Famen vorzustellen, welche den Namenzug des Königs, mit Lorbeern umkränzt, den versammelten Göttern darbringen. Der König besah dieses Deckenstück nicht eher, als bis der Saal schon beynah' fertig war. Dem Könige gefiel überhaupt das Gemälde wegen der Härte des Colorits nicht; als er aber seinen Namenzug erblickte, ward er äußerst entrüstet. Er befahl, daß augenblicklich alles sich dahin Beziehende sollte ausgelöscht werden. Es mußte dazu abermals ein besonderes Gerüst aufgebauet werden, das mit allen Umständen ein Paar hundert Thaler kostete. Vanloo konnte sich nicht anders helfen, als eine grüne Decke über den Namenzug zu malen; denn die ganzen Figuren die Famen konnte er nicht auslöschen. Wer dieses Deckenstück betrachtet, und die Umstände nicht weiß, wird nicht begreifen können, warum die Famen den Göttern etwas Verdecktes darbringen. Es ist ein Denkmal der Bescheidenheit Friedrich des Großen.

Wie vormals Rheinsberg, so ward dem großen Könige nunmehr Sans-souci der Ort, wo er am ruhigsten und vergnügtesten seine Tage durchlebte. Die Stunden, welche ihm die Regierungsorgen freyließen, wurden der Erheiterung und den Musen geweiht. „Komm, träger Marquis," schrieb er an d'Argens, „nach Sans-souci. Hier ist man Gebieter über sich selbst. Hier ist man sein eigener König, sein Selbstherrscher. Die ländliche Wohnung

ladet durch ihre Stille zum Genuß der Freyheit ein. Wenn Du dieſe einſame Landluſt kennen willſt, den Ort, wo Dein Freund dieſen Geſang dichtete, wo die Parze für ihn die ſchönſten Tage ſeines Lebens ſpann; o ſo wiſſe, daß auf dem Gipfel eines Hügels, von welchem ſich des Auge frey in die Entfernung vertiefen kann, das Haus ſeines Gebieters emporſteigt. Hier wird der Fleiß einer vollendeten Arbeit belohnt. Der bearbeitete Stein, von Menſchenhänden geſchnitten und in mancherley Formen gebildet, ſchmückt das Gebäude, ohne es zu beläſtigen. Des Morgens vergolden den Pallaſt die erſten Strahlen des Morgenroths, die gerade auf ihn zuſtrömen. Auf ſechs abgeſonderten Abſätzen kannſt Du hier ſechs liebliche Anhöhen heruntergleiten, und in's Gebüſch entſchlüpfen, das mit hundertfachem Grün ſchattiret iſt. Unter dem dichten Laubwerke laſſen jugendliche Nymphen von gehauenem Marmor, den Meiſterwerken des Phidias ähnlich, ihre ſilbernen Tropfen zum Äther aufſprudeln. Hier gehen einförmig vorüber meine Tage. Hier herrſcht keine Thorheit von langen quälenden Gaſtmahlen, welche die Gewohnheit tyranniſch anordnet, wo ſich der gähnende Ekel mit der Verſchwendung des Midas paaret, wo froſtige Scherze die Ungleichheit der Geſellſchaft, die Hofordnung und das wilde Geräuſch verläugnen. Eine ſparſam beſetzte Mittagtafel, die nützliche Geſpräche würzen, und wobey zuweilen glänzende Funken eines lebhaften Witzes auf Koſten der Narren beluſtigen, befriedigt hier das Lebensbedürfniß ohne Ausſchweifung. Hier wird der muntere Scherz ſinnreicher Einfälle der gefräßigen Unmäßigkeit eines Apizius und ähnlicher

Heiden vorgezogen. Hier erscheint weder die niederträchtige Falschheit in der Ekstase ewiger Umarmungen auf der Bühne, noch der unversöhnliche Haß, dessen treuloser Mund seinen ganzen Complimentenvorrath mühsam herspricht. Nicht finden sich hier jene Sterblichen, welche die Eigenliebe mit den schönsten Farben malt, und die da glauben in allen Sachen Vorbild und Muster zu seyn; denn ihr Gespräch ist wie ein Spiegel, worin sich die Narrheit bewundert und zur Schau ausstellt. Hier sind keine vornehme Maulaffen, keine erhitzten Scheinheilige, keine alten Vetteln, die truppweise über nichts und abermal nichts unter sich streiten; ja man kennt hier, Gott sey Dank, auch keine weitschweifige, methodischen Schwäzer, keine metaphysischen Schlußkrämer, keine getauften Esel in i-u-s. Noch wohnt hier die Kritik mit dem boshaften Lächeln und der hämischen Mine, noch ein gallsüchtiger Argus mit vergifteten Klauen und bluttriefenden Zähnen, der seinen Satyr an dem Bache der Hölle getränkt hat, noch auch der lästige Plauderer und die widrigen Schmarotzer. Diese friedliche Einsamkeit schützt uns, wie ein festes Bollwerk, wider die Anfälle des brausenden Geräusches, das der Pöbel gewöhnlich auf die weisen Verehrer der Künste und Wissenschaften zu machen pflegt.“

Jeden Tag verwendete der König einige Stunden auf das Studium der besten Schriften. Unter den Werken der Alten, deren Nachlesung er fast jedes Jahr wiederholte, nennt man Herodot, Thukydides, Xenophon, Plutarch, Tacitus, Cicero, Sallust, Livius, Curtius, Nepos, Sueton, Valerius Maximus,

Polyp, Vegez und Cäsar. (Sämmtliche in französischen Übersetzungen.) Daher war sein Charakter gleichsam das Resultat aller der Eindrücke, welche die Helden der Griechen und Römer, und ihre Thaten, auf seine lebhafte Einbildungkraft hervorgebracht hatten. Er redete mit Begeisterung von ihnen, und bezeigte seine Hochachtung für sie durch ähnliche Thaten. In den preußischen Lustlagern wurden die griechischen, römischen und karthaginensischen Kriegübungen nachgeahmt, und anstatt der Fahnen erhielt des Königs Leibwache römische Adler von Silber.

Außer der Dichtkunst, die ihm in diesen Jahren manche schönen Aufsätze zu verdanken hat, und die zum Theil in den Werken des Philosophen von Sans-souci aufbewahrt sind, beschäftigte er sich auch anhaltend mit der Geschichte. Meistens nach Originalquellen bearbeitete er die Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg (Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de *Brandeburg*), ein Werk, das, wie C. P. Funke sagt, seinen Namen als Schriftsteller auf die Nachwelt gebracht haben würde, wenn er auch sonst nichts geschrieben hätte. Außer dem historischen Werth, den dasselbe behauptet, enthält auch die Zueignung an den Kronprinzen solche treffliche Stellen, daß man nicht weiß, ob man das zärtliche Herz des Königs gegen diesen Bruder, oder dessen Freymüthigkeit, mehr bewundern soll *).

*) Friedrich der Große, der mit Schwert und Scepter die Geschichte seines Reichs in die Weltgeschichte einzeichnete, war auch der Erste, der

Unter den Freunden Friedrich's zu Sans-souci muß vor allen Voltaire genannt werden, den der König so oft bewundert hatte*). Aber es zeigte sich

---

dem Vaterlande mit würdigem Griffel eine Geschichte schrieb. — Er beschränkt sich auf das Haus der Hohenzollern, geht die älteste Geschichte flüchtig durch, „da der Strom für ihn erst Werth hat, wo er schiffbar wird." Die erste Ausgabe erschien 1750, und schloß mit der Geschichte des großen Churfürsten; spätere Ausgaben endigen mit jener des Königs Friedrich des I. (Förster.)

„Ich habe nichts entstellt," sagt Friedrich in der Zueignung an den Kronprinzen, „ich habe die Fürsten Ihres Hauses so dargestellt, wie sie waren. Der nämliche Pinsel, der die bürgerlichen und militärischen Tugenden des großen Churfürsten malte, zeichnete die Fehler des ersten Königs von Preußen, und jene Leidenschaften, welche in der Folge der Zeit dieses Haus zu dem Punkte des Ruhms erhoben, auf den es gelangt ist. Ich habe Fürsten, Verwandte, wie gewöhnliche Menschen betrachtet. Weit entfernt, durch das Herrschen verführt zu werden, oder meine Ahnen zu vergöttern, habe ich das Laster an ihnen mit Strenge getadelt, weil es kein Asyl auf dem Throne finden soll. Ich habe die Tugend überall, wo ich sie fand, gelobt, von mir aber selbst den Enthusiasmus abgewiesen, den sie einflößt, damit die Wahrheit einfach und rein in dieser Geschichte herrsche."

*) Es stehe hier noch folgende Stelle aus Gebhard's Preisschrift „über den Einfluß Friedrich des II. auf die Aufklärung und Ausbildung seines Jahrhunderts." Man hat behaupten wollen, daß Teutschland seine Aufklärung mehl Voltaire, als Locke, Bayle, und allen Denkern der

leider nur allzubald, daß Voltaire als Schriftsteller, und als Mensch, ein anderer war. — Der König hatte ihn mit Geschenken und Auszeichnungen überhäuft, ihm den Verdienstorden, den Kammerherrnschlüssel und eine Pension von 20,000 Livres ertheilt, eben so freye Tafel Equipage. „Wir haben unter den Freunden Friedrich's einen Mann nicht genannt," sagt Förster, „der vor allen anderen wegen der Überlegenheit seines Genies von ihm geachtet wurde, den er aber allen andern nachsetzte, wo es das Gemüth des Freundes galt. Voltaire's Ruhm leidet gewiß dadurch keinen Abbruch,

---

Britten und Franzosen zu danken hat, weil jener durch seinen glänzenden Witz allgemeiner gefiel; es überhaupt leichter ist, das Alberne und Abgeschmackte eines Vorurtheils dunkel zu fühlen, als das Widersprechende und Schädliche deutlich einzusehen, und er in seinen Schriften, wie in seinen Unterredungen, nicht blos etwas zu lachen, sondern auch etwas zu denken gab. Es ist schwer, hierüber zu entscheiden. Locke und Bayle hatten ihren Werth, und Voltaire auch; jene hatten ihr Publikum, die ernsten Denker; und dieser auch, die Männer von Geist und Witz, und die Lacher, an welche sich denn der große Haufe derer anschloß, die weder denken, noch lachen, sondern sich blos die Zeit verkürzen, oder doch auch sagen wollten, daß sie ihn gelesen hätten Doch, man räume Voltaire den ersten Platz ein; man halte ihn, mit seinem erhabenen Verehrer, für das allgemeinste, glänzendste Genie, vor dem sich Alles beugen muß; für die aufgehende Sonne seines Jahrhunderts, welche in dem dicken Dunkel Teutschlands strahlte; — wer hat die Teutschen mit Vol-

daß er sich nicht immer gegen Friedrich so betrug, wie dessen zuvorkommende Achtung gegen ihn es verdiente; gewiß aber würde Voltaire noch gewinnen, wenn wir diesen Flecken in seinem Leben nicht wüßten. Friedrich eröffnete den Briefwechsel mit Voltaire 1736; er sah ihn zuerst in Cleve, wohin Voltaire 1740 kam; noch in demselben Jahr besuchte er den König in Berlin auf einige Tage. Er kam 1743 wiederum auf kurze Zeit nach Potsdam, und

---

taire bekannt gemacht; wer hat mehr zu seinem so allgemeinen, so großen und so gegründeten Ruhme, und zur Verbreitung seiner Schriften an alle Höfe, in alle Provinzen und Gegenden, beygetragen, als der König? Würde der von seinen Landsleuten verfolgte, von der Geistlichkeit verdammte, und aus seinem Vaterlande mehr als einmal flüchtig gewordene Voltaire wol jemals in Teutschland, wo er anfänglich gehaßt und verabscheuet wurde, ein so allgemeines Aufsehen erregt haben, so allgemein gelesen, bewundert und gepriesen worden seyn, wenn ihn Friedrich nicht an seinen Hof gerufen, zu seinem gelehrten Gesellschafter gewählt, und auf eine so ausgezeichnete Weise sich um seine Freundschaft beworben hätte? Voltaire war bey Weitem noch nicht Voltaire, als er nach Teutschland an diesen Hof kam, aber hier ward er es. — Der Funke des wahren Genies lag freylich in ihm; aber es gehörten die reine Luft der Geistesfreyheit, die sanfte Wärme einer beneidenswerthen Freundschaft und Bewunderung, das Reiben des feinsten Witzes, des Widerspruchs — die Abendgesellschaften des Königs dazu, um ihn hervorzulocken, und bis zur hellsten Flamme anzufachen.

erst nach dem Tode der Marquise du Chatelet nahm er die oft an ihn gerichtete Einladung des Königs auf längere Zeit an. Er lebte mehre Jahre, 1750 bis 1753, in Potsdam und Berlin bey dem Könige, den er auf vielfache Weise beleidigte und beunruhigte, den Juden auf Pfänder lieh, mit sächsischen Steuerscheinen spekulirte, und in alle diese unangenehmen Händel den König zu verwickeln suchte, der ihn erst freundlich, dann ernsthaft zurechtwies. Er schrieb ihm (Potsdam, 24ten Febrnar 1752), da sich Voltaire noch bey ihm befand: „Ich nahm Sie mit Vergnügen bey mir auf, ich schätzte Ihren Geist, Ihre Talente, Ihre Kenntnisse, und mußte glauben, ein Mann von Ihrem Alter sey müde, mit den Schriftstellern Federkriege zu führen, er komme also hierher, um, wie in einem sicheren Hafen, eine Zuflucht zu suchen. Aber gleich anfangs verlangten Sie auf eine ziemlich sonderbare Art, ich möchte Freron nicht zu meinem literarischen Correspondenten wählen. Ich war so schwach oder so gefällig, es Ihnen zu bewilligen, ob es gleich nicht Ihre Sache war, zu bestimmen, wen ich in meinen Dienst nehmen sollte. Sie sind bey dem russischen Gesandten gewesen, um mit ihm über Angelegenheiten zu reden, die Sie gar nichts angehen; und man hat geglaubt, ich hätte es Ihnen aufgetragen. Sie hatten die häßlichste Sache von der Welt mit dem Juden, und erregten in der ganzen Stadt ein schreckliches Aufsehen. Die Geschichte mit den sächsischen Steuerscheinen ist in Sachsen so bekannt, daß man sich sehr hart bey mir beklagt hat. Ich für meinen Theil habe bis zu Ihrer Ankunft in meinem Hause mir den Frieden

erhalten, und sage Ihnen, daß, wenn Sie Cabalen und Intriguen lieben, Sie sehr an den unrechten Mann gekommen sind. Ich liebe sanfte und friedliche Leute, welche die heftigen Leidenschaften des Trauerspiels aus ihrem Betragen verbannen. Können Sie sich entschließen, als Philosoph zu leben, so werde ich Sie mit Vergnügen sehen; überlassen Sie sich aber Ihren ungestümen Leidenschaften, und suchen Sie an Jedermann Händel, so wird mir Ihr Besuch gar nicht angenehm seyn." — Voltaire gewann den Prozeß gegen den Juden, und schrieb darüber dem Könige; dieser antwortete ihm: „Ich höre hier gar nichts von Prozessen, auch von den Ihrigen nichts. Ich hoffe, Sie werden künftig weder mit dem alten, noch mit dem neuen Testamente Händel haben. Dergleichen unanständige Streitigkeiten entehren immer, und Sie würden mit den Talenten des ersten schönen Geistes in Frankreich doch die Flecken nicht verbergen, die ein solches Betragen Ihrem Ruf am Ende zuzöge. Ein Buchhändler Gosse, ein Violonist aus der Oper, und ein jüdischer Juwelenhändler, sind in der That Leute, deren Namen in gar keinem Fall neben dem Ihrigen stehen müßten. Ich schreibe Ihnen diesen Brief mit dem hausbackenen Verstande eines Teutschen, der das sagt, was er denkt, ohne sich uneigentlicher Worte und entkräftender Milderungen zu bedienen, durch welche die Wahrheit nur entstellt wird. Es ist nun Ihre Sache, ihn zu nützen."

Wir sehen, wie Friedrich, so sehr er dem Genie huldigte, vor allem darauf hielt, daß der schuldige Anstand nicht verletzt werde. Wie er selbst in Allem Maas hielt, so verlangte er dies von seinen

Umgebungen; auch blieben die anderen Freunde in ihren Grenzen, nur Voltaire nicht. Er schrieb eine Satyre gegen Maupertuis, den Präsidenten der berliner Akademie; der König lachte darüber, aber verbot, sie bekannt zu machen. Voltaire ließ sie dennoch drucken; worauf der König ihm die harten Worte schrieb: „Ich erstaune über Ihre Unverschämtheit. Nach allem, was Sie gethan haben, und was so klar ist, wie die Sonne, läugnen Sie noch; anstatt zu gestehen, daß Sie strafbar sind! Bilden Sie sich nicht ein, die Leute würden sich von Ihnen überreden lassen, schwarz sey weiß. Man sieht nicht immer, weil man nicht immer sehen will. Aber wenn Sie die Sache auf's Äußerste treiben, so lasse ich Alles drucken, und es wird sich zeigen, daß wenn Sie für Ihre Werke Ehrensäulen verdienten, für Ihr Betragen Ketten werth wären."

Voltaire wußte sich auch dieses mal den König wieder zu versöhnen, und unterzeichnete folgende Versicherung: „Ich verspreche Seiner Majestät, daß ich, so lange dieselben die Gnade haben, mir Wohnung im Schlosse zu geben, gegen Niemand schreiben will, weder gegen die französische Regierung und gegen die Minister, noch gegen andere Souveräne, oder gegen angesehene Gelehrte, sondern daß ich diesen immer die Achtung erweisen werde, die ihnen gebührt. Ich werde Sr. Majestät Briefe nicht mißbrauchen, und mich so betragen, wie es sich für einen Gelehrten schickt, der die Ehre hat, Sr. Majestät Kammerherr zu seyn, und der mit rechtlichen Leuten lebt. Potsdam, den 27ten November 1752." —

Das Verhältniß konnte aber nicht wieder ausgeglichen werden; Voltaire reiste zurück, der König ließ ihm in Frankfurt den Kammerherrnschlüssel, und Briefe und Gedichte, die er ihm zur Durchsicht anvertraut hatte, abnehmen.

Während des siebenjährigen Krieges richtete Voltaire öfters Gedichte an den König, und als er ihm schrieb: „Sie vergaßen, daß ich ein Mensch war," hatte er Friedrich so mit sich versöhnt, daß ihm dieser nun wieder den ganzen Krieg hindurch ununterbrochen bis an seinen Tod schrieb. „Hätten Sie mir das," antwortete Friedrich, „womit Sie Ihren Brief schließen, vor zehn Jahren gesagt, so wären Sie noch hier. Ohne Zweifel haben die Menschen ihre Schwachheiten, und Vollkommenheit gehört nicht zu ihrem Erbtheil; auch ich empfinde das, und bin überzeugt, wie unbillig man ist, wenn man von Andern etwas fordert, was man selbst nicht erfüllen und erreichen kann. Damit hätten Sie anfangen sollen, so wäre alles andere überflüßig gewesen, und ich hätte Sie, trotz Ihren Fehlern, geliebt, da Ihre Talente groß genug sind, um einige Schwachheiten zu bedecken." Erinnerte der König auch zuweilen noch an die Mißverhältnisse, so sprach er dabey doch aus, daß Alles vergeben und vergessen sey. „Ich für mein Theil (schreibt er 1759) verzeihe Ihnen wegen Ihres Genies alle die Intriguen und Cabalen, die Sie mir in Berlin spielten, alle Libelle aus Leipzig, und Alles, was Sie gegen mich sagten oder drucken ließen. Es war stark, hart und viel; indessen habe ich nicht den geringsten Groll mehr." —

Das schönste Zeugniß, wie sehr er das Vergangene vergessen, legt der König in der Antwort ab, die er den Mitgliedern der Akademie 1770 zu Paris ertheilte, auf die Einladung zur Theilnahme an dem Denkmal, das man Voltaire noch bey seinem Leben errichtete. Indem auch wir jene Mißverhältnisse vergessen wollen, und in Voltaire nur den großen Geist ehren, der den Lorbeerkranz, den er im Theater erhielt, nicht so hoch achtete, als den Zuruf eines Fischweibes, die ihn „den Vertheidiger des unglücklichen Calas" nannte, so mag hier die erwähnte Antwort Friedrich's stehen: „Voltaire's schönstes Ehrendenkmal ist dasjenige, welches er sich selbst errichtet hat — seine Schriften*). Sie werden

*) Sehr wahr! — Sollte Teutschland aber dem großen Friedrich nicht ebenfalls ein solches schönes Ehrendenkmal (wie er selbst sagt) durch eine getreue und vollständige Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften, oder doch wenigstens durch einen zweckmäßigen und geistigen Auszug aus denselben, zu gründen endlich gegen die Manen jenes Königs für Pflicht halten, dem dasselbe so Vieles zu verdanken hat?! — Bekanntlich sind alle Editionen, welche wir hievon besitzen, unvollständig, und gerade die interessantesten Theile fehlen. Zwar sollen die dazu herausgekommenen Nachträge jene Lücken ergänzen, aber abgesehen davon, daß sie blos überaus wenig des Fehlenden liefern, ist noch besonders zu berücksichtigen, daß meistens die Hälfte des Inhalts nicht im Entferntesten von Friedrich herrührt, und also dadurch nur falsche Ansichten über ihn verbreitet werden, indem man ihn Gedanken aussprechen läßt, welche seinen Grundsätzen oft geradezu widersprechen.

länger dauern, als die St. Peterskirche in Rom, als das Louvre, und als alle Gebäude, welche die Eitelkeit der Menschen für die Ewigkeit aufführt. Man wird nicht mehr französisch reden, wenn Voltaire noch in die dem Französischen folgende Sprache wird übersetzt werden. Indessen könnte ich, voll des Vergnügens, welches mir seine so mannigfaltigen Geisteswerke, wovon jedes in seiner Art so vollkommen ist,

---

Es stehe hier noch folgende Stelle aus dem 7. Bande (5. Heft) des Sophronizon: „Durch ganz England erblickt man wenigstens ein wol kennbares Thonbild von Shakespeare, wie einen Nationalheiligen, in jeder Dorfschenke, besser noch auf jedem Gemeindehaus u. dgl. Aber zugleich sind seine Worte, wie Gottessprüche, in jedem Munde, weil die Abdrücke seiner Werke sich um wenige Schillinge verbreiten. Solche stereotypischen Ausgaben sind die Denkmale der Klassiker — eines Volks. Solche Thonbilder beweisen am meisten, daß ein Volk seiner Edeln überall eingedenk ist Friedrich des Einzigen Gestalt, in wie viel tausend Gypsfiguren begegnete sie uns vor Jahren, in Zeiten, wo jeder Zug von Ihm seine Preußen stolz machte. Nur daß damals nicht eine ächte Ausgabe seiner Geistesdenkmale zum allgemeinen Nationalgut gemacht wurde, war gewiß die beste Vorbedeutung nicht. (Möchte sie nach dem Plane von Förster endlich doch erfolgen, da gewiß die durch Ekstasen mißleitete Teutschheit jetzt wol begreift, wie wenig sie in Ihm den Franzosen zu hassen Ursache hatte!)“

Da der Herausgeber der gegenwärtigen Schrift schon früher das Bedürfniß einer getreuen Edition der Geistesdenkmale Friedrich's erkannte, so erlaubte sich derselbe, hierauf den Herausgeber

verschafft haben, könnte ich nur als ein Undankbarer mich Ihrem Antrag entziehen, etwas zu dem Denkmale beyzutragen, welches die öffentliche Dankbarkeit ihm errichtet. Sie dürfen mich nur wissen lassen, was man von mir fordert; ich werde nichts zu dieser Statue verweigern, die den Gelehrten, welche sie ihm weihen, mehr zur Ehre gereichen wird, als Voltaire selbst. Man wird sagen, daß in diesem

---

des Sophronizon, seinen erhabenen Gönner und Freund (den geheimen Kirchenrath Herrn Dr. und Prof. Paulus), um Erklärung zu bitten, wie er glaube, daß eine Ausgabe dieser Werke am zweckmäßigsten geliefert werden könne. Hier die Antwort: „Die Schrift von Förster über Friedrich's Jugend u. s. w. sollten Sie allerdings erst betrachten. Sie zeigt, wie nöthig es wäre, erst das Original der Werke Friedrich's zu Berlin zu vergleichen. — Mir scheint, das Blos Historische der Werke (z. B. das Meiste von dem siebenjährigen Krieg) erhält gegenwärtig wenig Aufmerksamkeit. Aber die Gedanken. Ich würde also zu einem „Geist der Werke Friedrich des II." rathen, wo man alles aufnehmen könnte, was statistisch, historisch und philosophisch sich einleuchtend und vorleuchtend zeigte; sonst wird durch die Quantität die Wahre Frucht erstickt. Wer Friedrich als Quelle studiren will, liest doch das Original im Zusammenhang. Aber ein geistiger Auszug (auch aus der Correspondenz), wenn jedem Artikel eine Ueberschrift gegeben und an ihrem Ende, wo sie im Original zu finden seyen, angezeigt wird, kann sehr interessant werden. Oft könnte man Brief und Antwort zugleich (aber wörtlich, was den Punkt betrifft) excerpiren."

achtzehnten Jahrhundert, wo sich so viele Gelehrten aus Neid auf's bitterste verunglimpfen, man auch noch Gelehrte fand, die edel und großmüthig genug dachten, einem Namen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, den sein Geist und seine Talente über alle Jahrhunderte erheben; daß wir es werth waren, Voltaire zu besitzen, und die fernste Nachwelt wird uns noch diesen Vorzug beneiden. — Fahren Sie also fort, meine Herren, diejenigen zu schätzen und zu ehren, die sich denselben widmen, und die in Frankreich das Glück haben, Beyfall zu verdienen Dies wird für Ihre Nation das Ruhmvollste seyn was Sie thun können, und was derselben vom künftigen Jahrhunderte Verzeihung erwerben wird für einige gothische und welsche Handlungen, welche leicht Ihrem Vaterlande Schande bringen könnten."

(Die Schlußworte des Königs beziehen sich auf die Behandlung, die Voltaire von den Doktoren der Theologie und den Priestern in Paris, auf deren Seite der Hof war, erfuhr. Während ihm die Verehrer Bildsäulen errichteten, verbrannten jene seine Schriften, verweigerten ihm sogar nach seinem Tode, ob er gleich einem katholischen Geistlichen gebeichtet hatte, ein Grab in Paris; ja sie erlaubten nicht einmal, daß seine Freunde der Akademie ihm eine Messe lesen lassen durften. Diese wendeten sich nun mit ihrer Bitte an den Schutzherrn der freyen Geister, und sie wußten, daß Friedrich Macht hatte, das zu gewähren, was der Papst und der Erzbischof von Paris verwehrten. Der König sagte ihnen sogleich zu, die verlangte Messe in der katholischen Kirche in Berlin lesen zu lassen. — Wirklich ließ

Friedrich ein feyerliches Hochamt für Voltaire in Berlin halten, und ſtattet darüber ſcherzhaften Bericht nach Paris ab: „Was Voltaire betrifft, ſo ſtehe ich Ihnen dafür, daß er nicht mehr im Fegfeuer iſt; nach dem öffentlichen Todtenamt, das für die Ruhe ſeiner Seele feyerlichſt in der katholiſchen Kirche zu Berlin begangen worden iſt, muß Frankreichs Virgil jetzt in Glorie ſtrahlen. Der Haß der Theologen kann ihn nicht hindern, in den elyſäiſchen Gefilden, in der Geſellſchaft des Sokrates, Homer, Virgil, Lukrez, zu luſtwandeln; dort geht er, mit einer Hand auf Bayle's Schulter geſtützt und mit der andern auf Montaigne; er wirft einen Blick in die Ferne, er ſieht dort die Päpſte, die Cardinäle, die Schwärmer, die Strafen eines Ixion, eines Tantalus, eines Prometheus und aller berüchtigten Verbrecher des Alterthums im Tartarus erleiden. Wären die Schlüſſel zum Fegefeuer blos in den Händen Ihrer franzöſiſchen Biſchöfe, ſo wäre für Voltaire alle Hoffnung verloren geneſen; allein durch Hilfe des Diedrichs, den uns die Meſſen für die Ruhe der Seelen verſchafft haben, hat ſich das Schloß geöffnet, und er iſt glücklich herausgekommen; zum Trotze der Beaumont, der Pompignon und ihres ganzen Anhangs.“ — Auch in der Cathedrale von Breslau wurde für Voltaire ein feyerliches Todtenamt gehalten.) *)

---

*) Wir hielten es um ſo mehr für nothwendig, die Verhältniſſe zwiſchen Friedrich und Voltaire in ihrem Zuſammenhange hier mitzutheilen, als nicht blos die Anhänger des letzteren, ſondern auch

Ein Seelenfreund des Königs war der Marquis d'Argens, ein gelehrter Franzose, der früher französischer Offizier war, hernach in Berlin lebte. Ihm theilte der König am offenherzigsten seine Noth mit, und zugleich suchte er bey ihm wissenschaftliche Erholung, die ihm immer desto größeres Bedürfniß war, je mehr die harten Schläge des Schicksals ihn trafen. Und bey keinem der Gelehrten, die Friedrich in den ersten 15 Jahren seiner Regierung um sich hatte, und die er mit Wohlthaten überhäufte, fand er die herzliche Freundschaft, die ermunternden, bescheidenen Scherze, und dadurch den großen Ersatz für dasjenige, was er ihnen geben konnte, als bey d'Argens. Dieser wußte immer zur rechten Zeit gegen den Witz des Königs seinen Witz spielen zu lassen, aber auch wieder zurückzuhalten, wenn derselbe nicht in der Laune war, sich Repartien sagen zu lassen. Der französische Philosoph schmollte auch wol öfters einige Tage, und stellte sich dann krank, wenn Friedrich auf Kosten seiner Schwachheiten sich zu sehr belustigt hatte; er konnte aber dem einladenden Könige, der ihm immer wieder mit offenen Armen entgegen kam, und seiner auffahrenden provenzalischen Lebhaftigkeit treuherzig verzieh, nie lange widerstreben. Wenn sich ehrliche Männer mit einander aussöhnen, dann gewinnt meistentheils die Freundschaft. Jenes war nicht der Fall mit Voltaire, der, wie d'Argens sich

---

jene Menschen, welche Alles zu sich, in die eigene Niedrigkeit, herabzuziehen suchen, gerne durch diesen Punkt dem großen Könige gern einen Flecken aufbürden möchten.

ausdrückte, falsch war, wie ein alter Affe, dessen Liebe zwar der König sich aus allen Kräften zu versichern suchte, aber im Grunde doch nie besaß. — D'Argens aber lebte 30 Jahre um den König, und machte ihm nie das geringste Mißvergnügen, als zuletzt dadurch, daß er ihn verließ und nach Frankreich zurückkehrte. — Während des siebenjährigen Kriegs erhielt er fast mit jedem Posttage, zuweilen sehr lange, Briefe vom Könige. Diese mußten dem ehrlichen d'Argens das wichtigste Unterpfand von dem Vertrauen seines gekrönten Freundes seyn, da sie nicht nur in der Sprache des Herzens die jedesmalige Lage und Denkart desselben bey Glück und Unglück enthielten, sondern auch in einem Zeitpunkte geschrieben waren, wo Friedrich mit halb Europa für die Aufrechthaltung seiner Staaten rang. D'Argens vergalt diese hohe Werthschätzung durch die strengste Verschwiegenheit dessen, was er ihm vertrauet hatte, und schrieb ihm tröstende und warnende Antworten, welche die wärmste Liebe und innigste Theilnahme an Friedrich's Schicksalen verrathen. Er verwahrte dessen Briefe so sorgfältig, wie der Priester Reliquien im Altare; ja, man hat bemerkt, daß er sie oft bey verschlossenen Thüren, aber dann mit entblößtem Haupte, las, und nur von den freudigen Schicksalen des Monarchen, beym ersten Ausbruch des Entzückens, seinen Busenfreunden etwas entdeckte. Dies war die einzige Schadloshaltnng bey siebenjähriger Abwesenheit des Königs, der ihm indessen sein Sans-souci wie sein Eigenthum zu bewohnen befohlen hatte. Er war der einzige Franzose unter allen, die um Friedrich waren, der

sich um teutsche Literatur und Kunst bekümmerte, auf ihre vortheilhafte Revolution denselben aufmerksam machte, und am Ende, wegen seines langen Aufenthalts in Teutschland, sogar „die Ehre haben wollte, ein Teutscher zu heißen.“ Es war Hauptzug in seinem Charakter, als Philosoph Alles zu bezweifeln, als Mensch aber im gesellschaftlichen Leben Alles zu glauben. Dieser verträgliche Philosoph am Throne fällte auch die richtigsten Urtheile über die übrigen gelehrten Gesellschafter seines gekrönten Freundes. — D'Arget, Sekretär des Königs, war ein ehrlicher Mann, dem aber der Aufenthalt am Hofe zur Last fiel, und der sich nach Frankreich zurücksehnte; er schätzte den König hoch, aber liebte ihn nicht. — De la Mettrie, der seine lebhafte Phantasie durch den Trunk verwirrte, bezeigte sich am unwürdigsten gegen den Monarchen; er plauderte nicht nur in der Stadt aus, was an des Königs Tafel war geredet worden, sondern entstellte auch solche Nachrichten durch allerley hämische Zusätze. Er verdiente also die Achtung nicht, welche ihm der König in einer nach seinem Tode verfertigten Lobschrift beweißt. — Weit mehr Werth hatte jedoch, selbst in Friedrich's Augen, Algarotti, der sich in der Gesellschaft eines Monarchen von so viel Geist sehr wolgefiel. Allein auch dieser feine Politiker sah mehr auf das Ansehen, welches ihm des Königs Freundschaft gab, als auf dankbare Gegenliebe, welches der Monarch am Ende auch merkte. Es wäre ihm daher allerdings eine redlichere, herzliche Erwiederung seiner Freundschaft zu wünschen gewesen, indem außer d'Argens wol nur

der früh verstorbene Suhm unter allen Bekannten und Gesellschaftern des Königs eine, der seinigen gleichkommende, Gemüthlichkeit besaß. — Was er aber bey jenen Fremden so selten fand, uneigennüzzige Liebe und gefälliges Nachgeben, wenn sich je zuweilen seine Laune oder, bey den großen Regierunglasten, sein Mißmuth etwas gegen sie übernahm, das fand er reichlicher bey seinen Unterthanen, nicht nur in den Residenzen, sondern auch in den Provinzen, die er in der Friedensperiode so vielfältig besuchte. In diesen reiste er mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit umher, und achtete weder Hitze, noch Frost. Allenthalben nahm er die Bittschriften seiner Unterthanen gnädig an, untersuchte ihre Beschwerden, ihren Wohlstand und Übelstand, sammt den Ursachen von beiden; ferner das Betragen der Rentbeamten und Richter; dann musterte er in wenig Augenblicken etliche Regimenter, und flog, wenn kaum das Geschäft in dieser und jener Stadt abgethan war, mit gleicher Schnelligkeit weiter. Keine zeitverderbende Feyerlichkeit, keine schmeichlerischen Mai ressen, keine mörderischen Parforcejagden, hielten ihn auf. Er schien nur gekommen zu seyn, um den Unterthanen zu zeigen, daß sie noch einen theilnehmenden Vater — und den Beamten, daß sie noch einen Richter haben. Und so belebte Friedrich's Anwesenheit, sowol in den nächsten, als entferntesten Gegenden, Alles, wie Strahlen der wohlthätigen Sonne. Bald war er in Schlesien gegenwärtig, bald in Pommern, bald im Magdeburgschen, bald in den westphälischen Ländern, bald in Ostfriesland, bald in irgend einer anderen Gegend,

die, ob sie ihn gleich weniger, als Schlesien, anlachen mochte, doch immer Interesse genug für den sorgsamen Landesvater hatte, um dieselbe nie hintan zu setzen.

Auf einer solchen Reise in seine Staaten machte er auch einen Besuch zu Amsterdam (1752), nur von einem Offizier und einem Pagen begleitet. Es gefiel ihm daselbst vorzüglich die Gemäldesammlung des Kaufmanns Bramkamp. Als er in das Haus desselben kam, der gerade abwesend war, so wollte ihn dessen Frau nur unter der Bedingung, daß er seine Schuhe vor der Thüre ausgezogen stehen ließe, in einem Zimmer auf ihren Mann warten lassen. Bramkamp erschrack bey seiner Ankunft über diese unhöfliche Zumuthigung, und bat um Gnade. „Warum gaben sich Ew. Majestät nicht zu erkennen?" — „Ich mich zu erkennen geben! O dafür habe ich mich wol gehütet, weil mich der König von Preußen vor dem kleinen Zeremoniel gewiß nicht geschützt hätte." Nun mußte die Frau kommen, und sollte ihre Thorheit abbitten. Allein dazu hatte sie keinen Sinn. „Was, bey meiner Treu!" rief sie aus, „ich kann nicht helfen. Es müssen Könige und Königinnen daran. Ziehe ich ja selbst die Schuhe ab, ungeachtet das Zimmer mein Eigenthum ist." — „Vollkommen recht," antwortete der König, und wendete sich zum Kaufmanne. „Sehen Sie da, mein Herr, ich wußte es wol, daß nur die Unerkanntheit und Folgsamkeit dem Könige von Preußen eine Demüthigung ersparen würde!" —

Wir nahen uns nunmehr jener wichtigen Epoche, in der Friedrich's Geschicklichkeit und Muth auf

eine harte Probe gestellt ward; in welcher aber sein bewundernswerthes Genie, unerschütterlich und unbeugsam bey allen Schlägen des Schicksals, sich zu einem so außerordentlichen Glanze erhob, und immer, je höher die Noth und Gefahr stieg, desto größer und erhabener sich entfaltete. — Im Jahre 1754 zählte das preußische Heer 213 Schwadronen oder 31,496 Mann Cavallerie, und 140 Bataillone oder 119 834 Infanterie und Artillerie, zusammen also über 152,300 Soldaten. Der König selbst schrieb einen Unterricht in der Kriegkunst für seine Generale, welche Schrift nicht allein die für die besten gehaltenen Regeln und Beobachtungen, sondern auch manche lehrreiche Bemerkungen über die letzten Kriege jener Zeit enthält. „Ich will selbst meinen Feldzug von 1744 aufopfern," sagt Friedrich, „und bekennen, daß ich bey verschiedenen Fehlern einige gute Sachen gemacht habe, wie die Belagerung von Prag, den Rückzug und die Vertheidigung von Collin, und endlich den Rückzug nach Schlesien. Ich verlange davon nicht weiter zu reden, sondern nur von den unglücklichen Ereignissen, gegen die weder die menschliche Vorsicht, noch eine reife Überlegung etwas ausrichten können. Und da ich allein für meine Generale schreibe, so will ich keine anderen Beyspiele anführen, als die, welche mir begegnet sind." — „...Indem ich," fährt der Monarch fort, „gewisse Regeln von den Schlachten gegeben habe, kann ich nicht vergessen, daß ich sie aus Unvorsichtigkeit oft übertrat. Meine Offiziere müssen sich vor meinen Fehlern hüten, und wissen, daß ich bedacht bin, sie abzulegen."

Fünfter Abschnitt.

Wiederausbruch des Kriegs. — Preußens großer König bleibt in einem sieben Jahre lang von mehr denn halb Europa mit Erbitterung gegen ihn geführten Kampfe unbesiegt. Durch Feldherrntalent, Genie, treffliche Anwendung jedes ihm zu Gebote stehenden Mittels, und Standhaftigkeit, bietet er allen seinen Feinden: dem übermächtigen Oestreich, dem ungeheueren Rußland, ferner Frankreich, Schweden, Sachsen und fast dem gesammten Reiche, die Spitze. — Der Friede von Hubertsburg endigt den siebenjährigen Krieg.

(Vom August 1756 bis zum Februar 1763.)

Den Verlust eines so schönen Landes, als das Herzogthum Schlesien war, konnte Maria Theresia unmöglich mit Gleichgültigkeit ertragen. Sie hatte den Frieden zu Dresden geschlossen, weil sie, verlassen von dem Kriegglück, und in mancher Beziehung auch von ihrem wichtigsten Bundesgenossen, dem Könige von Großbritannien, gewissermaßen dazu genöthiget war. Allein sie hatte dadurch der süßen Hoffnung nicht entsagt, sich dieses schöne Land bey der ersten günstigen Gelegenheit wieder zu erwerben.

Noch war kein halbes Jahr nach dem Schlusse des Friedens verflossen, als sie, den 22ten May 1746, ein Vertheidigung-Bündniß mit der Kaiserin Elisabeth von Rußland schloß. Diesem Bündnisse waren 6 geheime Separatartikel angehängt, wovon der 4te ein förmliches, wiewol freylich nur auf bestimmte Fälle eingeschränktes, Offensiv-Bündniß gegen den König von Preußen enthielt. Darin sagte zwar die Kaiserin Königin auf's Neue die unverbrüchliche Beobachtung des dresdener Friedens zu, erklärte aber zugleich, daß sie sich nicht nur für den Fall, wenn der König von Preußen sie selbst, sondern auch alsdann, wenn er Polen oder Rußland feindlich angreifen würde, ihrer Pflicht für entledigt halte, in welchen Fällen dann ihre Rechte auf Schlesien und Glatz, folglich auch die von russischer Seite erneuerten Garantien, zu ihrer vorigen Kraft und Wirkung gelangen würden. Beide kontrahirenden Theile vereinigten sich daher, daß sie in diesem unerwarteten Falle die gedachte Garantie ohne Verzug nach ihrem ganzen Inhalt erfüllen, und zur Abwendung eines solchen Angriffs, und um die im Frieden zu Dresden abgetretenen Provinzen wieder zu erlangen, gegenseitig 60,000 Mann stellen wollten. Es wurde auch sogleich der Plan entworfen, nach welchem die kontrahirenden Mächte zu Werke gehen wollten. Zuerst sollte jeder Theil auf der Seite seiner eigenen Staaten in das Land des Königs von Preußen einfallen, und auf diese Art dessen Macht theilen und schwächen; hierauf sollten die Armeen beider Mächte sich vereinigen, und die Operationen gemeinschaftlich mit einander fortsetzen.

So geheim man auch diese Artikel hielt, so konnte man doch nicht hindern, daß sie nicht endlich dem Könige von Preußen bekannt wurden. Das Geld, dieses allmächtige Zaubermittel, welchem eiserne Schlösser und Thore sich öffnen, schloß auch dieses Geheimniß auf. Ein von seinem Gläubiger gedrängter kursächsischer geheimer Canzellist Menzel theilte dem preußischen Gesandten zu Dresden, gegen ungefähr 3000 Thaler, die er nach und nach erhielt, Abschriften von allen jenen Depeschen mit, welche der kursächsische Hof von Wien und Petersburg erhielt. Aus diesen Papieren entdeckte Friedrich den Plan, der gegen ihn entworfen war. Auch den König von Polen und Kurfürsten von Sachsen hatte man schon zu Anfang des Jahres 1747 zum Beytritt eingeladen, und er zeigte sich nicht abgeneigt, auch Theil an der Verbindung zu nehmen; nur wünschte er, daß man zu seiner Sicherheit bessere Maasregeln nehmen, und ihm von den Eroberungen, welche man machen würde, etwas mehr zugestehen möchte, als man ihm ehmals im leipziger Bündniß vom 18ten May 1745 zugedacht hatte. Überhaupt schien er nur den Zeitpunkt erwarten zu wollen, wo er mit weniger Gefahr mitwirken könnte.

Noch eh' das Daseyn dieses Planes zur Kenntniß des Königs von Preußen gelangt war, hatte sich indessen das politische System der europäischen Mächte auf eine äußerst unerwartete Weise geändert. Maria Theresia hatte durch die lezten zwey Friedensschlüsse zu Dresden und Aachen nicht nur Schlesien zum zweytenmale, sondern auch in Italien Parma und Piacenza verloren; und sie legte diese schmerzliche

Verminderung ihrer Macht nicht mit Unrecht niemand anderem zur Last, als dem Könige von Großbritannien, der zuletzt ihren Vortheil dem seinigen aufgeopfert hatte. Dieses erzeugte in ihr eine gewisse Kälte gegen den Hof zu London, und den Wunsch, mit irgend einer anderen Macht in Verbindung zu treten, durch welche sie ihren Vortheil besser finden dürfte. Ihr Minister, der Graf von Kaunitz-Rittberg, verfiel zuerst auf den Gedanken, die Anknüpfung eines guten Verständnisses mit der Krone Frankreich zu versuchen, und eben dadurch diese Macht von ihrer bisherigen Verbindung mit Preußen abzuziehen. Schon bey dem Congresse zu Aachen soll er sich gegen den französischen Gesandten, Grafen von St. Severin, geäußert haben, daß, wenn Frankreich sich mit dem Hause Östreich verstehen wollte, zwischen beiden Höfen wol eine vortheilhafte Verbindung statt finden könnte, und dem Könige von Frankreich Flandern und Brabant ganz abgetreten werden dürfte, wenn er der Kaiserin Königin zur Wiedererlangung Schlesiens beförderlich seyn würde.

Eine Verbindung Frankreichs und Östreichs, welche bisher gleichsam geschworene Erbfeinde gegen einander gewesen waren, schien damals nicht nur dem Grafen von St. Severin und allen Franzosen, sondern auch allen Politikern in Europa, eine Chimäre zu seyn. Allein Kaunitz, der bald hierauf, als Gesandter der Kaiserin Königin, an den Hof von Versailles kam, hörte nicht auf, diesen seinen Lieblingsplan zu verfolgen, und er hatte endlich das Vergnügen, wahrzunehmen, wie weit man es durch

unausgesetzte, unverdrossene Vorstellungen bringen könne. Zu Versailles fing man allmälig an, eine Allianz mit Östreich nicht für unmöglich zu halten, und gegen den Hof zu Berlin kälter zu werden.

Was Kaunitz glücklich angefangen hatte, vollendete der Nachfolger desselben, der Graf von Staremberg, eben so glücklich. In geheimen Zusammenkünften mit der Alles vermögenden Maitresse des Königs von Frankreich (der Marquise de Pompadour), welche schon Kaunitz zu gewinnen gewußt hatte, und mit dem Abbé Bernis, der eigentlich durch sie an die Spitze der Staatgeschäfte war gesetzt worden, wurde der Plan einer näheren Verbindung beider Höfe entworfen, und die Ausführung vorbereitet. Doch den völligen Schluß einer Allianz beförderte die indessen vorgegangene Veränderung der Verhältnisse zwischen den beiden Königen von Großbritannien und Preußen. So viel Grund Maria Theresia zu haben glaubte, sich über den König von Großbritannien zu beklagen, eben so viel Ursache hatte Friedrich, mit der Krone Frankreich unzufrieden zu seyn, die ihn oft gegen die klare Vorschrift der Verträge in den bedenklichsten Umständen ohne Unterstützung gelassen hatte. Wie wenig man ein gegründetes Zutrauen in die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen setzen könne, zeigte eben jetzt die gegenseitige Annäherung der beiden Höfe zu Versailles und Wien, welche dem Könige von Preußen nicht verborgen blieb, so geheim sie auch gehalten wurde. Es war daher sehr natürlich, daß in ihm der Wunsch aufstieg, sich durch irgend eine andere Allianz gegen seine Feinde in Vertheidigung zu setzen, besonders da Östreich

sich auch an Rußland immer enger anschloß, und sein unversöhnlicher Feind, der russische Großkanzler Bestuschew, nichts unterließ, ihn bey der Kaiserin Elisabeth recht verhaßt zu machen. Friedrich's Augenmerk fiel auf den König von Großbritannien, und zum Glück fühlte dieser ein eben so großes Bedürfniß einer neuen Allianz, da ihm eben ein Krieg mit Frankreich bevorstand.

Der Zwist mit Frankreich betraf ursprünglich die Gränzen von Acadien oder Neu-Schottland in Nordamerika. Im Frieden zu Utrecht hatte Frankreich dieses Land an Großbritannien abgetreten, und zwar nach seinen alten Gränzen. Allein zum Unglück wurde nicht zugleich angegeben, wie weit sich die alten Gränzen erstreckten. Im Frieden zu Aachen blieb diese Frage eben so unbestimmt; die Irrung wurde vielmehr noch durch den Beysatz vergrößert, daß Alles wieder auf den Fuß gesetzt werden sollte, auf dem es vor dem Kriege gewesen wäre, oder hätte seyn sollen. Kein Wunder also, daß die Engländer sich in dieser Gegend immer weiter auszubreiten suchten. Sie legten in Acadien eine neue Stadt (Hallifax) an, und versahen sie mit Colonisten. Im Gegentheile suchten die Franzosen sich dieser Ausdehnung der Gränzen zu widersetzen, und legten an der Landenge von Neu-Schottland einige Forts an. Auch am Ohioflusse waren die Engländer, nachdem sie eine Ohiogesellschaft gestiftet hatten, im Begriff, neue Anlagen zu errichten; allein auch hier waren die Franzosen, welche nicht zugeben wollten, daß ihr Louisiana und Canada dadurch getrennt werde, bemüht, ihnen durch Anlegung vieler neuen Forts,

neben und zwischen den britischen, entgegen zu arbeiten. Kurz, die Irrungen vergrößerten sich immer mehr, obwol von beiden Seiten Gränzkommissäre abgeordnet waren, um sie zu heben, und im July 1745 kam es zuerst zwischen beiden Theilen zu Thätlichkeiten. Die Folge derselben war endlich ein förmlicher Krieg.

Der König von Großbritannien hatte bald erfahren, daß man in Frankreich damit umgehe, den Krieg auch nach seinem teutschen Lande, Hannover, zu spielen. Das beste Mittel, ein solches Ungewitter von seinem Kurfürstenthum abzuwenden, war in seinen Augen eine Allianz mit dem Könige von Preußen. Er bot ihm daher selbst ein Bündniß an. Friedrich blieb nicht lange unentschlossen, besonders nachdem er Nachrichten erhalten hatte, daß die Kaiserin Elisabeth von Rußland das gute Verständniß mit Großbritannien beybehalten werde. Da er hoffte, daß ein Bündniß mit dieser Krone nicht nur die Franzosen vom teutschen Boden zurückhalten, sondern auch das Haus Östreich zur ferneren Beobachtung des Friedens nöthigen werde, so trat er in Unterhandlung mit dem Könige von Großbritannien, die sich mit dem Schlusse eines am 16ten Januar 1756 zu Westmünster unterzeichneten Neutralität-Vertrages endigten. In demselben versprachen sich beide Theile, daß sie ihre ganze Macht vereinigen wollten, um den allgemeinen Frieden in Teutschland zu erhalten, und sich dem Ein- und Durchmarsche fremder Truppen in und durch die teutschen Provinzen zu widersetzen.

Welche außerordentliche Sensation die Nachricht

von dem Schlusse dieser Allianz am Hofe zu Versailles hervorgebracht habe, ist schwer zu beschreiben. Eher hätte man sich alles in der Welt vorgestellt, als daß der König von Preußen, welchen man bisher als den jederzeit bereitwilligen Diener der Krone Frankreich betrachtet hatte, es wagen würde, einen solchen Schritt zu thun. Doch, da er nun einmal unwiderruflich gethan war, so forderte die Klugheit, zur Sicherheit entgegengesetzte Maasregeln zu ergreifen. Maria Theresia säumte nicht, die längst gewünschte Allianz mit Frankreich förmlich in Antrag zu bringen; und hatte man zwar am Hofe zu Versailles in Ansehung dieses Gegenstandes noch immer unschlüßig hin und her geschwankt, so verzögerte man jetzt eine bestimmte Entschließung nach dem Wunsche des Hauses Östreich keinen Augenblick weiter. Am 1ten May 1756 wurde zu Versailles ein Neutralitäts-Vertrag unterzeichnet, worin sowol die Kaiserin Königin sich verpflichtete, während des ganzen Krieges wegen der amerikanischen Gränzstreitigkeiten eine vollkommene Neutralität zu beobachten, als auch der König Ludwig der XV. von Frankreich ihr dagegen zusagte, daß er keinen ihrer Staaten angreifen wolle. Diesem Vertrage folgte an demselben Tage ein Freundschaft- und Vertheidigung-Bündniß, worin sich beide Theile zu einer gegenseitigen Garantie und Vertheidigung ihrer gesammten europäischen Staaten, und zwar mit einem Beystande von 24 000 Mann, verpflichteten, doch mit Ausnahme des gegenwärtigen französisch-englischen Kriegs wegen der amerikanischen Besitzungen.

Diese neue, dem bisherigen politischen System

der europäischen Mächte so ganz entgegen laufende Allianz zwischen Frankreich und Östreich gewährte, wenn man zugleich die großen, zur Wiedereroberung Schlesiens angelegten, Plane des letzteren Hauses in Betrachtung zog, keine erfreuliche Aussichten für die Erhaltung der Ruhe in Teutschland. Ein neuer, unvermutheter Schlag vergrößerte noch die Besorgniß. Die Kaiserin von Rußland, auf deren Anhänglichkeit an Großbritannien man so zuversichtlich gerechnet hatte, trennte sich aus Haß gegen den König von Preußen förmlich von jener Krone, und ging zur französisch-östreichischen Partey über. Anstalten zum Kriege folgten sogleich nach; in Liefland steckte man Lager ab, und eine russische Armee von 50 000 Mann setzte sich gegen die preußischen Gränzen in Bewegung.

Schon machte auch der wiener Hof ähnliche Vorbereitungen. Man schaffte Zugpferde herbey; errichtete große Magazine, und zwey zahlreiche Heere sammelten sich in Böhmen, wovon sich eines, unter Piccolomini, bey Königsgrätz, das andere, unter dem Commando des Feldmarschalls Brown, bey Prag lagerte. Um vor den Augen des Publikums nicht selbst als angreifender Theil zu erscheinen, benützte man eine Klage des Herzogs von Mecklenburg gegen den König von Preußen, welcher ein von seinem Vorfahren seit langer Zeit ausgeübtes, von dem Herzog aber neuerlich verweigertes, Recht der Werbung in den mecklenburg'schen Landen endlich mit Gewalt geltend gemacht hatte. Diese Handlung stellte man als eine Verletzung des westphälischen Friedens vor, und suchte alle Garants desselben gegen ihn aufzubringen.

Da dieser Plan mißlang, ging man damit um, den König zu einem Bruche mit Rußland oder mit dem Könige von Polen zu reizen, und sich dadurch eine Veranlassung zu gegenseitigen Feindseligkeiten nach dem Inhalte der in dem Bündnisse mit Rußland verabredeten geheimen Artikel zu verschaffen. Kurz, alle diese Umstände schienen anzuzeigen, daß man einen großen Plan gegen Preußen vor habe. Friedrich hielt es daher für nöthig, durch seinen Minister am wiener Hofe anzufragen, was diese Kriegrüstungen zu bedeuten hätten; und da, wie man leicht vermuthen konnte, nur eine zweydeutige Antwort erfolgte, so glaubte er, der ihm drohenden Gefahr zuvorkommen zu müssen, und griff zuerst zu den Waffen, seinem Grundsatze getreu: „Es ist besser, zuvorzukommen, als sich zuvorkommen zu lassen.“

Die Verbündeten hatten damals ihre Zurüstungen kaum angefangen; es fehlte an Geld, und die zum Kriege bestimmten Truppen lagen noch größtentheils ruhig in ihren Standquartieren, von den Pyrenäen bis zum kaspischen Meere, als der König von Preußen im Monat August 1756 sich wie ein Riese von seinem Lager erhob, und mit 60,000 Mann in Sachsen einfiel. Die Besitznehmung dieses Landes war ihm zum Eindringen in Böhmen durchaus nothwendig; auch wurde er dadurch Meister der Elbe, ein Umstand, der ihm große Vortheile gewährte. Alle bewaffneten Haufen zogen sich in größter Eile zurück, und die wichtigen Städte Wittenberg, Torgau und Leipzig würden ohne Widerstand eingenommen *).

*) Unsere Quellen bey Darstellung der Geschichte des

Dieser große Schritt war begleitet von einem Manifeste zu seiner Rechtfertigung, abgefaßt von Friedrich's eigener Hand, und von einer nicht feindseligen Erklärung seines Gesandten am sächsischen

---

siebenjährigen Kriegs sind vorzüglich: 1) die Oeuvres posthumes de Frederic II. Die von dem Könige darin gegebene Erzählung der Ereignisse von 1756 — 63 kann jedoch nicht als Hauptquelle von Geschichtschreibern betrachtet werden. „Mehr aus der Erinnerung," sagt Förster, „als aus geführten Tagebüchern, wie man glaubt, schrieb Friedrich die Geschichte dieses Krieges. Das erste Manuscript soll durch die Unvorsichtigkeit eines Bedienten zum großen Theil verbrannt seyn; der König schrieb das Buch zum zweytenmal in drey Monaten fertig. So erzählt der Verfasser von „Vie de Frédéric II. Roi de Prusse, à Strasburg." T. VII. p. 357." — Archenholtz bemerkt, im Allgemeinen sehr richtig: „Man weiß den Unfall, der das ursprüngliche Manuscript des Monarchen betraf, der daher diese seiner Feder so würdige Geschichte zwar nochmals schrieb, allein, wahrscheinlich in seinem damaligen Alter nicht mehr aufgelegt zum Nachforschen und Nachsuchen, großentheils aus dem Gedächtniß, und mit sichtbarer Nachläßigkeit. Viele große Begebenheiten sind von ihm nur obenhin berührt, andere ganz übergangen worden; an deren Stelle treten Nachrichten von unbedeutenden Vorfällen, die allen Kriegen gemein sind. Auch findet man hier weder die Charakterschilderung seiner politischen Gegner, sowol der Fürsten, als ihrer Minister, noch der feindlichen Heerführer, noch seiner eigenen Feldherren, die auf dem Kriegtheater erschienen, und die Niemand besser kannte, wie er; hier ist

Hofe über die Nothwendigkeit seines Durchzugs nach Böhmen. Er hatte keinen Alliirten, als den König von England, Georg den II., von welcher Verbindung die Vortheile sich aber noch sehr in der Ferne zeigten. Die Rettung des preußischen Monarchen hing also ganz allein von der Geschwindigkeit und dem Nachdruck seiner Kriegoperationen ab. Der Einmarsch in Sachsen, meisterhaft sowol wegen der dabey beobachteten Disciplin und Ordnung, als der

---

auch kein Detail von seinen Cabinetoperationen, von seinen geglückten oder mißlungenen Entwürfen, und von seinen Hilfmitteln. Dieser Theil seiner Geschichte erfüllt daher auf keine Weise die große, durch alle seine anderen Schriften berechtigte Erwartung, ist als unvollendet, und folglich, bey den vielen Berichtigungen, die sie gibt, doch nicht als die erste Hauptquelle zu betrachten." 2) Geschichte des siebenjährigen Krieges in Teutschland von 1755 — 63, durch J. W. von Archenholtz, 2 Bände, Berlin; — trotz aller dem Verfasser gemachten Vorwürfe ein treffliches Werk. — 3) Histoire critique et militaire des guerres de *Frédéric II*, comparées au système moderne, avec un recueil des principes les plus importans de l'art de la guerre. Par le Lieutenant-général *Jomini*, Aide-de-camp général de S. M. l'Empereur de Russie etc. Troisième édition. 3 tômes; Paris 1818. — Sehr wichtig. — 4) Die Feldzüge Friedrich des II., beschrieben von Baron *d'Cahill*, Obrist in königl. sardinischen Diensten. 2 Theile. Frankenthal 1788. — Hie und da mit brauchbaren Notizen. — Die übrigen benützten Schriften werden in den Anmerkungen genannt.

weisen Richtung der Heerzüge, geschah in drey Colonnen, deren Anführer der König, der Herzog Ferdinand von Braunschweig, und der Herzog von Bevern waren, sämmtlich bestimmt, sich in der Nähe von Dresden zu versammeln.

Sobald man hier die erste Nachricht von Friedrich's Aufbruch erhielt, war die Bestürzung des Hofes außerordentlich. Man hielt geheime Rathsversammlungen, bey denen der Graf Brühl präsidirte; ein Minister, dessen Größe nicht in einer tiefen Staatskunst, sondern in dem Talent bestand, einen königlichen Aufwand zu machen, und seinen trägen Monarchen unumschränkt zu beherrschen. Er besaß diese Kunst in einem so hohen Grade, daß er als Günstling zweyer Könige, Vater und Sohn, beide von sehr verschiedenem Charakter und entgegengesetzten Gesinnungen, vielleicht das einzige Beyspiel in der Geschichte ist; auch führte er den vielbedeutenden Titel eines Premier-Ministers. Er haßte den König von Preußen, der sich gleich nach dem Antrit seiner Regierung vergebens herabgelassen hatte, ihn zu gewinnen. Friedrich wollte ihm vom Kaiser Karl dem VII. den Fürstentitel verschaffen, den der Minister sehr wünschte, allein ohne Preußens Vermittelung. So wuchs dieser gegenseitige Haß, gepaart von der einen Seite mit Unmacht und Ränken, von der anderen mit Macht, Klugheit und einem anrückenden, sieggewöhnten Heere.

Man war in Sachsen so wenig zum Kriege vorbereitet, daß Brühl nicht einmal daran gedacht hatte, die in Polen befindlichen Regimenter kommen zu lassen; vielmehr hatte er, um seinen Luxus zu befrie-

digen, kurz zuvor die Armee im Lande vermindert; auch hatte man keine Magazine angelegt, und zahlloſe Feldbedürfniſſe fehlten gänzlich. Es wurde alſo in dieſer gefährlichen Lage unter allen Maasregeln die unweiſeſte genommen. Man zog in größter Eile die ſächſiſchen Truppen zuſammen, die eine Armee von 17.000 Mann ausmachten, und ſchlug an den böhmiſchen Gränzen, unweit Pirna, ein Lager auf. Es war an die Elbe geſtützt, die ſich hier zwiſchen Felſen brauſend durchſchlängelt und einen Bogen macht, in der Nähe ſowol von der Feſtung Königſtein, als von dem Fort Sonnenſtein, und größtentheils von Bergen und einer Kette ſchroffer Felſen umgeben; überhaupt war deſſen Lage von Natur außerordentlich feſt, und die Kunſt that nun das Übrige, um es unbezwinglich zu machen. Dies Lager wäre ſehr wol gewählt geweſen, wenn man den Öſtreichern den Eingang in Sachſen hätte verwehren wollen; allein kein ſolcher Zweck fand gegen die Preußen ſtatt, denen man Dresden und das ganze Kurfürſtenthum preis gab. Der Umfang des Lagers war jedoch für die ſächſiſche Armee zu groß, daher man ſich begnügte, nur die ohnehin ſchweren Zugänge durch Verhacke, Redouten und Palliſaden, wozu die mit Waldungen bedeckten Berge im Bezirk des Lagers das Holz lieferten, noch mehr zu befeſtigen. Man dachte aber blos, ſich gegen das Schwert der Preußen in Sicherheit zu ſetzen, und vergaß darüber einen weit fürchterlicheren Feind von dem Lager zu entfernen; einen Feind, der ſeit Jahrtauſenden ſo viele Heere beſiegt, ſo viele große Feldherren zur Flucht gebracht, oft die größten Siege vereitelt, und die langwierigſten

Kriege auf einmal geendigt hat. Das Wort Hunger und dessen schreckliche Wirkung mußten einem Minister unbekannt seyn, der, in asiatischem Überflusse zu leben gewöhnt, an keinen Mangel dachte, der folglich die unbedeutendsten Anstalten zum Unterhalte seiner braven, muthigen Truppen machte, und selbst in dieser kummervollen Lage beständig eine prachtvolle Tafel hielt. Indessen hatte die Armee nur auf 15 Tage Lebensmittel im Lager. Man versah sich mit Pallisaden, aber nicht mit Brot, und verließ sich auf die kaiserlichen Truppen, die unter dem Commando des Feldmarschalls Grafen Brown in Böhmen eiligst zusammengezogen wurden.

Indeß war Friedrich in Sachsen eingetroffen, und hatte mit dem Könige von Polen einen Briefwechsel angefangen. August, der sich mit seinen beiden ältesten Prinzen, Xavier und Karl, und von seinem Minister Brühl begleitet, in's Lager bey Pirna geflüchtet hatte, sprach immer in diesen Briefen von Neutralität, und Friedrich von überzeugenden Beweisen, die zu geben jedoch August und Brühl sehr weit entfernt waren. Der preußische Monarch, der den Werth dieses neutralen Anerbietens kannte, machte indessen alle Anstalten, sich in Sachsen zu behaupten, unter der Versicherung, daß er es nur in Depot nehmen wolle; eine Erfindung der neueren Staatkunst, um der Besitznehmung eines benachbarten Landes das Ansehen eines feindlichen Einfalls zu benehmen, die aber von den Gegnern gewöhnlich mit dem wahren Namen bezeichnet wird. Es würden, zur Verpflegung der preußischen Truppen, große Lieferungen an Getreide, Vieh und

Fourage ausgeschrieben; die Stadt Torgau wurde befestigt, und mit Kanonen besetzt, die man in verschiedenen sächsischen Städten gefunden hatte. In diese Stadt wurde sodann das preußische General-Kriegkommissariat und die Feldkriegkasse verlegt, wohin auch alle Contributionen des Landes geliefert werden mußten.

Der König von Preußen selbst rückte den 10ten September ohne Widerstand in das von allen Truppen entblößte Dresden ein, und besetzte die Stadt und das königliche Schloß. Sein und seiner Soldaten Betragen bey dieser Gelegenheit charakterisirte den Geist des Zeitalters, wo man sich bemüht, selbst im Kriege, mitten unter harten Demüthigungen, unter höchst kränkenden, ja schrecklichen Scenen, verfeinerte Sitten, Empfindsamkeit und Höflichkeit anzubringen. Friedrich nahm sein Hauptquartier in einem Garten in der Vorstadt, in deren Nähe seine Armee campirte. Alle Maasregeln wurden genommen, um das scheußliche Bild des Krieges in den Augen der beraubten Sachsen weniger schrecklich zu machen, und den neuen Gebieter in einer liebenswürdigen Gestalt zu zeigen. Er wollte als Freund, als künftiger Bundesgenosse und als Gast angesehen seyn. Nichts ging daher seinem liebreichen Betragen ab. Den auswärtigen Gesandten wurde Audienz ertheilt, wobey man scherzte und aufgeräumt war. Fast alle Standespersonen, die sich in Dresden befanden, machten ihre Aufwartung; ein Gleiches that der Stadtmagistrat; alle wurden wol aufgenommen. — Der König hielt öffentliche Tafel, wobey die Sachsen in zahlreichen Haufen als Zuschauer erschienen; auch

ließ er durch den Feldmarschall Keith die Königin und die übrige königliche Familie bekomplimentiren, die dafür nichts schuldig blieben, ihn zur Tafel einlud, und ihm Kammerherren zur Aufwartung anbot, welches beides jedoch nicht angenommen ward. Dieser Höflichkeiten ungeachtet aber wurden in Dresden die Canzeleyen versiegelt, die Collegiensäle verschlossen, das Münzdepartement aufgehoben, einige der vornehmsten Civilbeamten ihrer Dienste entlassen, die ganze Artillerie nebst der Munition aus dem Arsenal der Residenz nach Magdeburg gebracht, die zur Schloßwache bestimmte sächsische Schweizergarde entwaffnet, und im ganzen Lande die kurfürstlichen Kassen in Beschlag genommen; dabey wurde alle Communikation zwischen Dresden und dem sächsischen Lager abgeschnitten, so daß der Weg dahin blos den mit Victualien für des Königs von Polen eigene Tafel beladenen Wagen, den Courieren der beiden Könige, und den abgesandten Trompetern offen blieb. Das Lager bey Pirna selbst war von 32,000 Preußen eingeschlossen, während eine andere, ungefähr eben so starke, preußische Armee, unter Anführung des Feldmarschalls Keith, mit der Fronte gegen Böhmen postirt war, um die etwa ankommenden Hilfstruppen zu beobachten. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig ärndete indessen die ersten Lorbeern in diesem Kriege; er drang mit der Avantgarde in Böhmen ein, und vertrieb den östreichischen General Wied, der sich mit 8000 Mann bey Nöllendorf postirt hatte.

Obgleich das zum Untergang des Königs von Preußen entworfene Bündniß diesem Monarchen verrathen worden war, und er auch Abschriften vieler

dazu gehörigen wichtigen Papiere hatte, so war doch noch Manches dunkel geblieben. Die genaue Kenntniß der gemachten Entwürfe war ihm aber zu seiner Selbsterhaltung äußerst nöthig; hiezu kam die politische Pflicht, seinen Einfall in Sachsen, der alle europäischen Höfe in Erstaunen setzte, durch unverwerfliche Dokumente zu rechtfertigen. Er sah sich daher in die Nothwendigkeit gesetzt, sich des sächsischen Archivs zu bemächtigen, welches bereits gepackt war, und eben nach Polen geschickt werden sollte. Die Königin, benachrichtigt, daß Friedrich befohlen hatte, das Archiv wegzunehmen, wollte sich widersetzen. Man hatte viele Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß sie besser thun würde, aus Gefälligkeit für den König von Preußen hierin nachzugeben, und sich nicht gegen einen Schritt zu sträuben, der zwar etwas härter wäre, als man es selbst gewünscht hätte, den aber eine unvermeidliche Nothwendigkeit erheische. Der erste Gebrauch, den man von diesem Archiv machte, bestand darin, den Auszug davon zu liefern, welcher unter dem Titel: „Gründliche Nachricht von den gefährlichen Absichten der Höfe zu Wien und Dresden, mit Belegen und Urkunden," dem Publikum bekannt ist.

Es wurde jedoch immer noch mit großem Eifer gearbeitet, zwischen den Königen von Preußen und von Polen einen Frieden zu Stande zu bringen. Die Gesandten von England und Holland, Graf Stormont und Herr Calkoen, widmeten besonders alle ihre Kräfte diesem so wohlthätigen Geschäfte. Friedrich verlangte vom Könige von Polen, zum Beweise der strengsten Neutralität, daß die sächsischen Truppen

auseinander gehen, und ihre Quartiere beziehen sollten. August versprach neutral zu bleiben; allein er schlug es ab, seine Zusicherung durch Handlungen zu bestätigen. Bald nach August's Ankunft im Lager forderte er seine Truppen durch eine pathetische Rede auf, sich mit ihm, trotz der Macht des Feindes, durchzuschlagen, um Böhmen zu erreichen. Er sagte, er sey selbst entschlossen, sein Leben dabey aufzuopfern; es gehöre seinen Unterthanen, und der Himmel würde das Übrige thun. Man zeigte ihm aber die Unmöglichkeit, diesen Entwurf auszuführen, worauf er sich mit seinen Prinzen und dem Minister nach der Festung Königstein begab. Von hier aus sandte er eine neue Aufforderung an seine Armee; er bat sie, die Ehre ihres Königs zu retten, und sich bis auf den letzten Bluttropfen zu vertheidigen. Die getreuen Sachsen, zu deren Charakteristik es gehört, ihre Herrscher, wie sie auch immer beschaffen seyn mögen, leidenschaftlich zu lieben, zeigten ihre Bereitwilligkeit, August's große Erwartungen zu erfüllen. Der Mangel aber herrschte in ihrem Lager bald so sehr, daß Menschen und Pferden ihr bestimmter Unterhalt um ein Drittheil vermindert wurde. Ihr Muth wuchs jedoch, als sie von der Annäherung der östreichischen Armee hörten, die damals, obwol in zerstreuten Corps, schon über 70,000 Mann in Böhmen stark war.

Die Thätigkeit und der Eifer des wiener Hofs, den Krieg anzufangen, war außerordentich. Ein großer Theil der Cavallerie in Böhmen war jedoch noch unberitten, und erhielt erst die Pferde am Ende des Augusts, im Lager bey Collin, zu einer Zeit, wo die Preußen sich schon im Königreich befanden; ja

man war noch so wenig vorbereitet zum Kriege, daß es sogar an Pferden fehlte, die Artillerie und Munition nach Böhmen zu schaffen. Theresia öffnete nun ihre Marställe, und gab ihre eigenen Pferde her, um die Kanonen fortzubringen. Der östreichische und böhmische Adel beeiferte sich um die Wette, dies große Beyspiel nachzuahmen. Man drängte sich von allen Seiten herbey, die Pferde zu wechseln, und so geschah der Transport mit ganz unberechneter Geschwindigkeit.

Diese Umstände, und der Verlust einer kostbaren Zeit, die ihn zum Herrn von Böhmen gemacht hätten, änderten das System Friedrich's, der jetzt nicht mehr mit der Neutralität der Sachsen zufrieden seyn konnte, um keine Feinde im Rücken zu behalten; er bestand daher auf einem förmlichen Bündniß mit August, wenn er seine Truppen befreyen wollte, wobey er ihm versprach, daß, wenn das Glück die preußischen Waffen begünstigte, er den Schritt nicht bereuen würde; wäre Preußen aber unglücklich, so dürfte Sachsen ein gleiches Schicksal haben. August aber wollte von keiner Verbindung hören.

Diese Standhaftigkeit eines von Natur trägen Monarchen war unerwartet. Friedrich machte noch einen Versuch; er schickte seinen Liebling, den General Winterfeld, einen so vortrefflichen Krieger, als seinen Hofmann, an August, um durch seine Beredsamkeit den schriftlichen Vorstellungen Friedrich's das nöthige Gewicht zu geben. Noch wünschte dieser Monarch sehnlich eine Verbindung mit Sachsen, „zwischen zwey benachbarten Staaten," wie er sich in seinem Brief an August ausdrückte, „die

einander nicht entbehren können, und deren wahrer Vortheil es erfordert, ewig verbunden zu bleiben." Da aber auch diese Vorstellungen ohne Wirkung blieben, und man sich auf Ehre und Gewissen berief, so hieß es in Friedrich's Brief vom 15ten September: „Es thut mir leid, daß ich meine Willfährigkeit nicht weiter treiben kann." Dennoch wurde Winterfeld noch einmal zum Könige von Polen geschickt; allein seine wiederholten Vorstellungen und neuen Vorschläge waren ebenfalls fruchtlos. August, dessen große Verlegenheit noch durch die Annäherung des polnischen Reichtags vermehrt wurde, der den 4ten October angesetzt war, bat nun um Pässe zu seiner Reise nach Warschau. Friedrich aber wollte vor Entscheidung des Schicksals von Sachsen diese Reise nicht bewilligen. Die Bitten August's wurden immer dringender; der Großkanzler von Polen, Malachowsky, begab sich selbst in's preußische Lager, das Ansuchen durch die Drohung zu unterstützen, daß die Polen das gewaltsame Aufhalten ihres Königs nicht gleichgültig ansehen würden. Friedrich aber blieb unbeweglich.

Der östreichische General Brown hatte indessen von seinem Hofe die gemessensten Befehle erhalten, Alles zu wagen, um die Sachsen zu entsetzen. Die Vereinigung beider Heere unter einem so erfahrenen Feldherrn, den Östreich seinen größten Männern an die Seite setzte, hätte dem Kriege sodann eine andere Gestalt gegeben. Friedrich war davon überzeugt, und verdoppelte daher seine Anstalten, das sächsische Lager einzuschließen, und den darin befindlichen Truppen alle Hilfe abzuschneiden. Um diesen Endzweck

desto besser zu erreichen, mußte der Feldmarschall Keith mit einem starken Corps in Böhmen vorrücken, und die Bewegungen der Östreicher beobachten. Der preußische Feldmarschall Graf Schwerin war schon von Schlesien aus mit einer Armee von 35,000 Mann in Böhmen eingedrungen, und hatte sich unweit Königsgrätz gelagert. – Diese beiden preußischen Armeen sollten, nach Friedrich's Entwurf, die Feinde in ihrem eigenen Lande so beschäftigen, daß sie an die Sachsen nicht denken könnten. Er selbst harrte täglich auf die Übergabe der eingeschlossenen Armee, weil er bedenklich fand, vorher nach Böhmen zu gehen, wo er keine Magazine hatte; auch wären die sächsischen Truppen durch diese preußische Operation Meister von der Elbe geworden, und dem König im Rücken geblieben. Es fehlte ihm überdem für jetzt an einer hinreichenden Anzahl von Fuhrwerken und Fahrzeugen zum Transporte der Lebensmittel, und die fürchterlichen Defileen, welche die Zugänge dieses Königreichs von allen Seiten decken, machten auch noch mancherley Vorkehrungen nothwendig.

Brown mußte, um die Sachsen zu entsetzen, über die Eger gehen; allein er hatte noch keine Pontons. Diese, nebst der nöthigen Artillerie, kamen erst den 30ten September in seinem Lager an, da er sich denn sogleich in Bewegung setzte. Friedrich's Absicht war nun, durch eine Schlacht ihn zum Rückzuge zu nöthigen; er übergab daher das Commando der Blokirungsarmee dem Markgraf Karl, ging allein zu seinen bey Außig stehenden Truppen, und brach mit ihnen den 30ten September auf, an eben dem Tage, da Brown wirklich die Eger passirte.

Am folgenden Morgen, gleich nach Tagesanbruch, trafen beide Armeen auf einander, unweit Lowositz, einem böhmischen Städtchen. Die östreichische war 52 Bataillone und 72 Schwadronen stark, dabey hatte sie 98 Kanonen; die preußische bestand aus 24 Bataillonen und 60 Schwadronen, sie führte 102 Kanonen. Es war ein so starker Nebel, daß man nur wenige Schritte vor sich sehen konnte. Die Anhöhen von Lobosch und Radostitz, von welchen die Stellung der Östreicher beschossen werden konnte, waren von Brown unbesetzt geblieben. Dieser Umstand verleitete Friedrich, zu glauben, daß die Östreicher über die Elbe gegangen wären, und er blos auf die Arriergarde gestoßen sey. Einige tausend Mann Croaten und ungarische Infanterie, die am Fuße des loboscher Berges in Weingärten postirt waren, und ein verlorenes Feuer auf die anrückenden Preußen machten, bestätigten diese Meinung, da mit solchen leichten Truppen gewöhnlich ein Abzug gedeckt wird. Die kaiserliche Cavallerie, die sich dem Kanonenfeuer der Preußen aussetzte, und Stand hielt, als wenn sie dadurch andere Absichten bewirken wollte, vollendete diesen Irrthum. Man kämpfte im Nebel, ohne einander zu sehen. Indessen hatte der König doch die Anhöhen in Besitz nehmen lassen.

Da Brown's Stellung gegen die Mitte seiner Linie und auf dem linken Flügel durch Sümpfe und andere undurchdringliche Zugänge gegen allen Angriff gesichert war, so hatte er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Stadt Lowositz gerichtet, die seinen Flügel deckte, und in dieselbe seine beste Infanterie, nebst einer großen Menge Geschütz, geworfen; auch vor

derselben war eine starke Batterie und Redouten. Gegen Mittag verlor sich der Nebel, und man bekam sich einander in's Auge. Die preußische Cavallerie that nun einen regelmäßigen, sehr lebhaften Angriff, setzte über einen sehr breiten Graben, und warf die östreichische über den Haufen, verfolgte sie aber mit übereilter Hitze bis unter die Kanonen von Lowositz. Das heftige Feuer der hier aufgepflanzten zahlreichen Artillerie trieb sie jedoch mit großem Verlust wieder zurück. In die feindliche Infanterie des vor sich habenden linken Flügels konnte sie jedoch nicht eindringen, da diese am Rand eines tiefen Grabens postirt stand. Die nächste Unternehmung der Preußen war nun, die Croaten aus den Weingärten zu jagen, deren Zäune und Mauern diesen Truppen zu Bollwerken dienten. Es geschah auch, obwol mit großer Mühe. Jetzt ließ Brown durch seine beste auf dem rechten Flügel stehende, Infanterie die Anhöhen angreifen; doch wie Löwen wehrten sich die darauf postirten Preußen, und da einige Regimenter alle ihre Patronen verschossen hatten, gingen sie mit gefälltem Bajonnet auf die stürmenden Feinde los; und schlugen mit den Kolben, wie mit Keulen, um sich herum. Dies entsetzliche Handgemeng dauerte, bis die Östreicher den Berg herunter und nach Lowositz hineingetrieben waren. Die Preußen benützten die Unordnung der Östreicher, um die Stadt in Brand zu stecken, und in dieser Verwirrung alle feindlichen Truppen herauszujagen, wodurch das Schicksal des Tages endlich entschieden wurde. Brown machte einen meisterhaften Rückzug, gedeckt durch die Infanterie des linken Flügels, die gar nicht gefochten

hatte, und allein noch in Ordnung war. Er ließ die Elbbrücke bey Leutmeritz, und alle Brücken über die Eger, abwerfen, um seinen Abzug zu sichern; und so überließ er dem Könige das Schlachtfeld, ohne jedoch seine Ansprüche auf den Sieg ganz aufzugeben. Dieser war indeß nicht zweifelhaft, wie die Folgen bewiesen, obgleich das preußische Heer einen größeren Verlust an Soldaten erlitten hatte, und beide Theile Gefangene zählten.

So waren die Begebenheiten der ersten Schlacht in diesem denkwürdigen Kriege, die von 7 Uhr des Morgens bis um 3 Uhr Nachmittags dauerte, und den Völkern der Erde gleichsam das Unterpfand der preußischen Thaten für die folgenden Schlachten gab. Der König war von diesem Muth so hingerissen, daß er in seinem Briefe an den Feldmarschall Schwerin, worin er ihm die Schlacht beschreibt, die Worte gebraucht: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre habe, sie zu befehligen.“ Diese Tapferkeit war auch wegen des kraftvollen Widerstandes durchaus erforderlich; ein Widerstand, der Friedrich's Krieger veranlaßte, auszurufen: „Dies sind nicht mehr die alten Östreicher.“ — Der Verlust der Sieger an Todten und Verwundeten war 3300 Mann; die Anzahl der gemachten Gefangenen betrug 700, wobey die Östreicher einige hundert Soldaten weniger, als die Preußen, auf dem Wahlplatz ließen.

Brown war krank; dennoch aber gab er sich der rauhen Witterung in dieser übeln Jahrzeit preis, schlief unter freyem Himmel, weil er seine Zelte weggeschickt hatte, und setzte sich Tag und Nacht

allen Unbequemlichkeiten des Krieges so sehr aus, daß er eines Tages im Angesichte seines ihn liebenden Heeres aus Entkräftung zu Boden sank. Dieser Feldherr war nun genöthigt, sich über die Eger zurückzuziehen, und mußte seine Entwürfe, die Sachsen zu befreyen, ganz abändern. Es wurde beschlossen, daß die so gedrängten Bundesgenossen in der Nacht vom 11ten October bey Königstein über die Elbe gehen sollten, sodann wollte man die Preußen auf beiden Seiten angreifen. Ein außerordentlich regnigtes und stürmisches Wetter aber, der Transport der schweren kupfernen Pontons zu Land mit ausgehungerten Pferden, und andere Unfälle, verzögerten diesen Übergang, der nun zwey Tage später festgesetzt wurde. Diese kostbare Zeit benützte Friedrich, die Posten an der Elbe zu verstärken, und sie durch Verschanzungen und Verhacke zu befestigen. Der Boden auf der rechten Seite dieses Flusses, bey Pirna und Königstein, ist voller hohen Berge, die mit dickem Gehölze bedeckt sind. Die tiefen Gründe, welche sie von einander absondern, zeigen nichts als unwegsame Gegenden, die am wenigsten zum Marsch eines Kriegheers gemacht sind, besonders wenn ein mächtiger Feind in der Nähe ist, und die Anhöhen besetzt hat. Dies war der Prospekt der Sachsen; sie hofften, als sie über die Elbe gekommen waren, etwas von der Annäherung der Östreicher zu hören; allein sie fanden keine Spur von ihren Bundesgenossen, die theils durch ein preußischen Corps, unter dem Generale Lestwitz, theils durch die großen Hindernisse des Erdreichs, von weiteren Vorrücken abgehalten wurden; dagegen sahen sie die Preußen

Meister von den fürchterlichen Hohlwegen, die man passiren mußte, um Böhmen zu erreichen. Sie versuchten indessen, sich am Fuße des Lilienstein zu formiren, welches aber der enge Raum nicht gestattete; daher sie sich ohne Ordnung und muthlos lagerten, voll banger Erwartung ihres traurigen Schicksals. Diese nunmehr verschlimmerte Lage hatte blos darin ihren Grund, daß weder die Östreicher, noch selbst die Sachsen, das Terrain kannten, und daher auf gut Glück Entwürfe machten. Hiezu kam, daß ein Brief des Feldmarschalls Brown an den Feldmarschall Rutowsky verloren gegangen war. Ein anhaltender Platzregen hatte überdies die Wege so verdorben, daß das Vorrücken nur mit der größten Mühe geschehen war, wobey die Sachsen aber alle ihre Kanonen auf der anderen Seite des Flusses hatten zurücklassen müssen.

Das verlassene sächsische Lager bey Pirna wurde sogleich von den Preußen besetzt, die dabey auf die Arriergarde der Sachsen stießen. Ein entsetzlicher Sturm erstickte den Donner der bey dieser Gelegenheit gemachten heftigen Kanonade, so, daß die Östreicher in der Ferne nichts davon hörten. Alle Elemente, Götter und Menschen, schienen gegen die Sachsen zu kämpfen. Nach einem vierstündigen tapfern Widerstande nahm man dies Bedeckungscorps gefangen, und bemächtigte sich des größten Theils der Bagage, und der Artillerie. Dies war ein wichtiger Transport, der nicht zu der Armee hatte stoßen können, weil die Brücke abgebrochen war. Der König von Polen war kein Augenzeuge aller dieser gehäuften Unfälle; er hatte sich einige Tage zuvor, mit seinen

Prinzen und seinem Günstlinge Brühl, aus dem bisherigen Hauptquartiere Struppen in die Festung Königstein begeben, und von hieraus schickte er seinem Feldmarschall Rutowsky wiederholte Befehle zum unmöglichen Angriff, der, selbst wenn er glücklich gewesen wäre, doch nie den Sachsen einen freyen Weg bis zum östreichischen Heere hätte bahnen können.

Nie befand sich eine woldisciplinirte Armee eines tapferen Volks in einer traurigeren Lage. Es war ganz die Geschichte von Caudinum, und wenn die samnitischen Gabeln nicht zum Vorschein kamen, so hatte man es den so sehr verschiedenen Grundsätzen und Begriffen zu verdanken, die sich seit zwey und zwanzig Jahrhunderten auf unserer Erde so sehr geändert haben. Der Hunger wüthete bey den sächsischen Truppen; hiezu kam die Kälte in der rauhen Jahrzeit, und der Verlust ihrer Bagage. Drey Tage und drey Nächte hinter einander waren sie unter dem Gewehr, ohne Speise zu sich zu nehmen; selbst an Pulver und Munition hatten sie Mangel. Nun lagen sie unter freyem Himmel, im Prospekt hohe Berge und steile Felsen, allenthalben von wachsamen Feinden umgeben, aller Rettungsmittel, ja aller Hoffnung beraubt. Ihr Schicksal hing jetzt ganz von der Gnade des Siegers ab, dem sie mit August's Bewilligung endlich den 14ten October, nach einer vier und dreißigtägigen Blokade, eine Capitulation antrugen. Die Bedingungen, unter welchen sie geschlossen wurde, waren hart, sowol für die sächsischen Truppen, als für ihren König. Die ganze Armee, jetzt noch 14000 Mann stark, mit

mehr als 80 Kanonen, mußte sich ergeben. Die Offiziere wurden entlassen; den Unteroffizieren und Gemeinen aber ließ man keine Wahl; sie waren gezwungen, dem Könige von Preußen den Eid der Treue zu schwören. Es war ein großes, rührendes Schauspiel; 14,000 Krieger streckten die Waffen, und flehten um Brot. Der Hunger und die Verzweiflung bey Hohen und Niederen erzeugten in dem Jammerthal bey Lilienstein auffallende Scenen, die August von dem Gipfel seiner Felsenburg mit eigenen Augen sehen konnte. Die Noth war auf's Höchste gestiegen; auch war die Hilfe schleunig. Die durch Mangel an Nahrung und Strapatzen ganz entkräfteten Soldaten erhielten sogleich das nöthigste aller Bedürfnisse; es wurden jeder Compagnie 20 sechspfündige Brote gegeben; die gefangenen Generale aber hatten die Ehre, im Hauptquartier zu Struppen an die Tafel des Königs von Preußen gezogen zu werden.

Das Unglück der Sachsen brachte ihnen keine Schande; vielmehr war es eine glorreiche Epoche in ihren Jahrbüchern. Sie hatten so lange mit ihrer kleinen Kriegschaar der preußischen Macht widerstanden, hatten muthvoll mit unaussprechlichen Widerwärtigkeiten gekämpft, und waren nur den Gesetzen der Natur und einem höheren Verhängniß unterlegen. Dieser Widerstand rettete das noch schlecht vorbereitete kaiserliche Heer in Böhmen, und alle teutsche Provinzen Theresien's, wo die zerstreuten Truppen nach einander leicht aufgerieben worden wären; überhaupt hatte er die wichtigsten Folgen für Östreich; es war der größte Dienst, welcher dieser

Monarchie, seit der Befreyung Wiens durch den tapferen König Sobiesky, von einem fremden Volke geleistet worden war. Diese Wolthat wurde jedoch von den kaiserlichen Kriegern, so wie vom Hofe, nur sehr unvollkommen erkannt. Die Soldaten bey Brown's Heer gaben der Armee bey Pirna den Spottnamen des sächsischen Piquets, und in der Kaiserburg wurde, dem alten hier herrschenden Grundsatz zufolge, diese Aufopferung eines großen Fürsten und seines schönen Landes als Pflicht betrachtet.

Der König von Polen erlitt nun eine Demüthigung, die seit Jahrhunderten nicht das Loos eines europäischen Monarchen gewesen war. Er verlor auf einmal seine ganze sächsische Armee, die voll Treue gegen ihn war, und kaum blieben ihm einige Gardesoldaten übrig, die sich, nebst einem sehr kleinen Gefolge, bey ihm in Königstein befanden. All' sein Bestreben, günstigere Bedingungen von dem Sieger zu erlangen, war fruchtlos. Friedrich diktirte selbst die Antworten auf die vierzehn Capitulations-Artikel dieses so merkwürdigen Ergebung-Traktats. Einige dieser Antworten, die sich auf die großen Bedürfnisse der gefangenen Truppen bezogen, waren ganz lakonisch, und nur durch das einzige Wort Gut! bezeichnet; alle aber verrathen den entscheidenden Ton des Überwinders, der da glaubte, mehr zu bewilligen, als man ein Recht hatte zu erwarten. August bat dringend, ihm wenigstens seine Garde, ein vortreffliches Corps Soldaten, zu lassen. Friedrich's Antwort aber war äußerst demüthigend, und zeigte das Recht des Stärkern auf eine auffallende

Weiſe. Es hieß, ſie müßten mit den anderen Truppen gleiches Schickſal haben, weil man ſich nicht die Mühe geben wollte, ſie zum zweytenmal gefangen zu nehmen. Die Fahnen, Standarten und Pauken der ſächſiſchen Truppen wurden jedoch dem Könige von Polen überliefert, und um ihm unter ſeinen vielen Bitten wenigſtens eine zu bewilligen, wurde die Feſtung Königſtein während des ganzen Krieges für neutral erklärt.

Zehn ſächſiſche Infanterie-Regimenter blieben ganz beyſammen, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie preußiſche Uniformen, Fahnen und Befehlhaber bekamen; die übrigen aber, nebſt der ſämmtlichen Cavallerie, wurden unter preußiſche Regimenter geſteckt. Hierzu kamen 9284 Rekruten, die Sachſen gleich in den erſten Monaten liefern mußten, womit man die Regimenter ergänzte. Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort, in dieſem Kriege nicht wider den König von Preußen zu dienen, freygelaſſen. So groß war jedoch Thereſien's und Auguſt's Haß gegen Friedrich, daß dieſes Ehrenwort verſpottet wurde. Man ſagte die ſächſiſchen Offiziere von deſſen Haltung gänzlich los, und ſchändete dadurch den Militärſtand.

Dieſe Handlung Friedrich's, ein ganzes Heer eines fremden Fürſten zu zwingen, dem Eroberer in geſchloſſenen Kriegſcharen zu dienen, iſt in der Weltgeſchichte ohne Beyſpiel. Man verließ ſich zu ſehr ſowol auf das damalige Unvermögen Auguſt's, eine Armee zu unterhalten, als auf die Bedürfniſſe der Truppen, die jetzt keinen Herrn hatten, und achtete nicht auf die den Sachſen angeſtammte Liebe zu ihrem Vaterlande und zu ihrem Fürſten. Dieſe zeigte ſich

jedoch bald zu Friedrich's Verwunderung. Man hatte wol auf Deserteure gerechnet; allein daß ganze Bataillone mit Entschlossenheit und Ordnung davon gehen würden, dies war unerwartet. Die meisten zogen regelmäßig ab, mit allen militärischen Ehrenzeigen, nachdem sie ihre Befehlhaber verjagt oder erschossen hatten; sie nahmen die Brot- und Munitionwagen, die Regimentkassen, kurz alles zum Troß Gehörige mit, und marschirten entweder nach Polen, oder stießen zur französischen Armee. Der König von Preußen hatte viele sächsischen Unteroffiziere zu Offizieren ernannt, um ihnen seinen Dienst angenehm zu machen. Diese Maasregel war jedoch unzureichend; denn diese Patrioten waren selbst die Anführer bey der Desertion, die anderen Offiziere aber, die nicht mitwollten, wurden gezwungen, sich zu entfernen. Man legte die noch übrigen als Besatzung in Städte; allein auch dieses Mittel schlug fehl. In Leipzig öffnete sich ein Theil der Garnison mit Gewalt die Thore, und ging am hellen Tage davon. In Wittenberg, in Pirna und in anderen Städten, zwangen die sächsischen Soldaten die preußischen Commandeure, sich dem Feinde zu ergeben; ja bey manchen Gefechten gingen ganze Compagnien Sachsen selbst auf dem Kampfplatze zu den Östreichern über, und richteten sogleich ihre Waffen gegen die Preußen.

August, der auf dem Felsen Königstein sein Schicksal erwartete, erhielt nun für sich und sein Gefolge Pässe, um sicher nach Warschau zu reisen, wohin er auch unverzüglich abreiste. Man bezeigte dem abreisenden Könige die größte Ehrfurcht; sogar wurden alle Truppen von seinem Weg entfernt, um

den Augen des unglücklichen Monarchen unangenehme Gegenstände zu entziehen *).

Der Feldzug war nun zu Ende. Die östreichische Armee zog sich tiefer in Böhmen, welches auch jetzt die preußischen, unter den Feldmarschällen Keith und Schwerin stehenden, Armeen verließen, um die Winterquartiere in Sachsen und Schlesien zu beziehen. Friedrich blieb den Winter über in Dresden, und behandelte nun sein Depot als eine förmlich eroberte Provinz. Er gab den sächsischen Ministern fleißig Audienz, ertheilte seine Befehle über alle Gegenstände der Landesadministration, und forderte von den Landständen Kriegsteuern und neue Rekruten.

Kein Ereigniß wol, mit alleiniger Ausnahme der französischen Revolution, erregte im vorigen Jahrhundert eine so lebhafte und große Sensation in ganz Europa, als Friedrich's Einfall in Sachsen. Alle Höfe, von Versailles bis Petersburg, von den Ufern des atlantischen bis zu den Ufern des Eismeers, wollten, theils durch Entstellungen und Verdrehungen der Sache von Seiten der dresdener und wiener Minister, theils durch besondere Rücksichten, geleitet, in dem Könige von Preußen im Grunde nur einen gefährlichen königlichen Revolutionär erblicken, dessen Benehmen strenge zu ahnden,

*) Wie sehr erinnert die Gefangennehmung der sächsischen Armee an jene der östreichischen (unter Mack) durch Napoleon, welche, ein halbes Jahrhundert später, fast an demselben Tage statt fand.

und ihm zugleich die Mittel zu ferneren Entwürfen der Art zu entziehen, die eigene Sicherheit erfordere. Selbst Friedrich's einziger Verbündete, Georg der II. von England, erklärte laut, daß er dessen Verfahren gegen Sachsen keineswegs billige. Eine Menge von Schriften, durch einen tödtlichen Haß diktirt, und voll Übermuth, Stolz und Gemeinheit, verbreiteten sich von Wien aus gegen Preußens König. Der niedrigsten Künste ward er beschuldigt, welche vielleicht durch die eigene Erbärmlichkeit den Veranlassern solcher Libelle in ihrer eigenen Laufbahn bekannt worden waren; er sey der Urheber der kürzlich in Schweden entdeckten Verschwörung gegen den Senat, behauptete man; der Zorn seines Vaters, seine Gefangenschaft in Küstrin, und die kaiserliche Vermittelung, schämte man sich nicht, ihm vorzuwerfen, beyfügend, der letzteren allein habe er es zu verdanken, daß er nicht, wie ein Verbrecher, hingerichtet worden sey. Vergeblich ließ der König, voll Unwillen über ein solches Verfahren, der Kaiserin zu verstehen geben, wie sehr es unter der Würde der Fürsten sey, ihre Streitigkeiten durch Schmähungen, und in der Sprache der Obstmärkte, entscheiden zu wollen; lange Zeit waren diese Vorstellungen vergeblich, und nur erst nach einigen gewonnenen Schlachten erhielten sie Gewicht.

Nirgends zeigte man sich aber wol geschäftiger, als im Reiche. Mit Eifer arbeitete das wiener Ministerium auf dem Reichtage zu Regensburg gegen seinen, öffentlich so verachteten, Gegner. Zugleich setzten ihrer Seits die Franzosen die regens-

burger Versammlung in solche Furcht, daß dieselbe blindlings dem östreichischen Cabinette gehorchte. Der seit vielen Generationen verrostete Staats-Donnerkeil, wie Archenholtz sagt, wurde nunmehr ebenfalls auf den König von Preußen geschleudert; der Beschluß ward gefaßt, das heilige römische Reich solle eine Executionarmee errichten, die gerade in das Churfürstenthum Brandenburg einzudringen hätte. Der Reichsfiscal trat auf, behauptend, die Könige von Preußen und England müßten nunmehr in die Reichsacht erklärt werden. Einige Fürsten wendeten ein, man habe zwar ehmals den Churfürsten von Bayern zu dieser Acht verurtheilt, doch sey es nicht eher geschehen, als nach seiner Niederlage; sobald daher die kaiserlichen (oder Reichs-) Heere wieder eine Schlacht, wie die bey Höchstädt, gewonnen hätten, möge es einem Jeden frey stehen, wider die beiden Könige zu verfahren. „...Den kreisausschreibenden Fürsten wurde indeß aufgegeben, zu verhindern, daß der König keine Art von Unterstützung aus den Kreisländern erhielte; auch wurden alle in Friedrich's Heeren befindliche Reichsvasallen von dem preußischen Dienst abgerufen; ferner erging eine kaiserliche Verordnung, daß alle mit preußischen Staatschriften handelnde Buchführer und Buchdrucker eingezogen und bestraft werden sollten. Die Unparteyischen sagten, daß der Kaiser wegen seiner Familienangelegenheiten im Reich den Despoten spiele. Plotho, der churbrandenburg'sche Gesandte bey der Reichsversammlung, beantwortete jedoch alle antipreußischen Staatschriften sowol, als die pedantischen Abhandlungen über die Heiligkeit der Archive, mit

Ernst und Würde, und da er wegen des Drucks in ganz Südteutschland unübersteigliche Schwierigkeiten fand, legte er eine eigene Druckerey in Regensburg an.

„Man wollte nun förmlich zum Reichsbann schreiten. Der kaiserliche Reichsfiscal Helm trug auch wirklich darauf an, und vermochte den kaiserlichen Notarius, Doctor April, sich in Begleitung zweyer Zeugen mit einer Citation zu dem Gesandten, Baron Plotho, zu begeben. Diese Vorladung betraf die Erscheinung des Gesandten vor der Reichsversammlung, wo er sich innerhalb 2 Monaten, vom 22ten August 1757 an gerechnet, stellen sollte, um anzuzeigen, was er der Anklage auf die Reichsacht entgegenzusetzen habe. Plotho, sich seiner Rechte bewußt, bezeigte die größte Verachtung gegen diese Vorladung, zwang den Überbringer, sie wieder zurückzunehmen, schob ihn selbst zur Thüre hinaus, und ließ ihn sodann durch seine Bedienten zum Hause herauswerfen. Zu dieser Entschlossenheit des Ministers, die sich mit Klugheit gepaart in allen seinen Handlungen zeigte, und seine Feinde in Furcht setzte, kamen die Vorstellungen von Frankreich. Man bat den wiener Hof, den Entwurf der Reichsacht aufzugeben, weil dadurch für jetzt nichts gewonnen würde, wol aber die Könige von Preußen und England, nebst anderen teutschen Fürsten, vermocht werden könnten, sich vom germanischen Bunde loszusagen. Es wurde also beschlossen, auch ohne Reichsacht gegen Friedrich, als einen Feind des Reichs, zu verfahren, und nicht auf seine Behauptungen zu achten, daß er nicht als Churfürst von Brandenburg, sondern als

souverainer König von Preußen, feindselig gegen Sachsen gehandelt habe *)."

Frankreich war früher schon gegen Friedrich gänzlich gewonnen worden. Kein Mittel hatte man, diesen Zweck zu erreichen, gespart. Maria Theresia, sonst stets ihren Rang auch dem Äußeren nach aufrecht zu erhalten bemüht, sie, des stolzen Karl des VI Tochter, und die Enkelin Leopold's, des stolzesten aller Kaiser, der seinen und Wiens, ja der ganzen östreichischen Monarchie, Retter, den König Sobiesky, blos um das Ceremoniell nicht verletzen zu müssen, zu sehen ausschlug, — diese Kaiserin ließ sich bis zu dem Grade herab, der Buhlerin Ludwig des XV. zu schmeicheln, und ihr den Titel Cousine zu geben, den der König von Frankreich damals den Herzoginnen seines Reichs beylegte. Ein Briefwechsel zwischen der Marquisin von Pompadour und der Beherrscherin der östreichischen Monarchie ward festgesetzt, dessen Einleitung das mit Diamanten besetzte Bildniß der Kaiserin war; und so sehr durfte die aufgeblasene Französin ihren Stand vergessen, daß sie sich nicht selten in ihren Schreiben des vertraulichen Titels bediente: Meine liebe Königin! — Dies geschah zu eben der Zeit, als Friedrich der königlichen Maitreisse wiederholte Beweise seiner Verachtung gegeben hatte. Kein Wunder also, daß der Hof von Versailles der Preußen Einfall in Sachsen als eine Verletzung des von ihm garantirten westphälischen Friedens erklärte, die Waffen ergriff, und, obschon er der östreichischen

*) Archenholtz.

Monarchin, nach dem bestehenden Vertrage, nur 24,000 Mann Hilftruppen zu stellen verpflichtet war, deren im Frühjahre von 1757 nicht weniger als 100,000 Mann über die teutsche Gränze sendete.

Einer schlechten Sache sich bewußt, und ohne Zweifel auch das Talent ihres großen Gegners fürchtend, suchten die Cabinette von Wien und Paris ganz Europa gegen den verachteten Friedrich zu bewaffnen. Rußland, gegenwärtig so furchtbar für die übrigen Länder unseres Erdtheils, ward gewonnen, und zum Kriege veranlaßt, und obschon der König von Preußen durch seine Klugheit Schweden zu der Erklärung strenger Neutralität brachte, so siegten dennoch auch hier endlich die Ränke und das Gold seiner Feinde, und auch dieser Staat trat gegen ihn auf den Kampfplatz*)!

---

*) Es stehe hier eine vergleichende Uebersicht der materiellen Kräfte Friedrich's, und der seiner Feinde, aus welcher allein schon die Größe dieses außerordentlichen Mannes, gegen solche überlegenen Gegner während eines siebenjährigen Kampfes unbesiegt geblieben zu seyn, hervorleuchtet:

A. Preußen und seine Verbündeten.

Namen der Staaten.	Größe in □Meil.	Bevölkerung.	Zahl des Militärs.
1. Preußen	2,900 —	5,000,000 —	200,000
2. Hannover	700 —	750,000 —	16,000
3. Braunschweig	90 —	160,000 —	12,000
4. Hessen-Cassel	260 —	425,000 —	12,000
Zusammen:	3,950 —	6,335,000 —	240,000

Schon hatte man den Plan entworfen, wie die preußische Monarchie zertrümmert, und die Staaten derselben unter die kriegführenden Mächte vertheilt werden sollten. So wie Schlesien für Östreich, war Pommern für Schweden, das Königreich Preußen für Rußland, das Herzogthum Magdeburg nebst Halberstadt für Sachsen, und die westphälischen Provinzen für Frankreich, bestimmt. Nur allein das Churfürstenthum Brandenburg sollte dem entthronten König, als eine Gnade, gelassen werden, wenn er sich noch zu rechter Zeit unterwürfe; wo nicht, so war der Entschluß der Mächtigen, das verheerte

---

B. Oestreich und seine Verbündeten.

Namen der Staaten.	Größe in □Meil.	Bevölkerung.	Zahl des Militärs.
1. Oestreich	11,200	20,000,000	300,000
2. Das Reich (nebst Sachsen)	4,600	12,500,000	120,000
3. Frankreich	10,000	24,000,000	290,000
4. Rußland	330,000	20,000,000	162,000
5. Schweden	13,000	3,000,000	50,000
Zusammen:	368,800	79,500,000	922,000

Von dieser Truppenzahl müssen indessen 60,000 Reichtruppen, 190,000 Franzosen, 60,000 Russen und ungefähr 30,000 Schweden, zusammen also 340,000, oder vielleicht 400,000 Mann, abgezogen werden, welche den Kampfplatz nicht betraten. Nach diesem Abzug aber ergibt sich dennoch eine Zahl von wenigstens einer halben Million Krieger, denen Friedrich wol nicht die Hälfte entgegen zu setzen hatte. — Europa enthielt damals, auf 150 — 160,000 Quadratmeilen,

Land dem nächsten Erben zu überliefern. Dieser Entwurf, von allen Seiten durch Kraft und Erbitterung unterstützt, schien bey dem ungleichen Kampf mit sehr eingeschränkter Macht zu seiner vollständigen Ausführung nicht einmal des Glückes zu bedürfen, das zwar die Vollendung durch Zufälle beschleunigen, oder verzögern könnte, allein bey der Hauptsache für entbehrlich gehalten wurde.

---

gegen 140 Millionen Menschen. Rechnen wir von der materiellen Macht der gegen Preußen verbündeten Staaten ganz den Flächenraum des asiatischen Rußlands hinweg, so bleiben dennoch über 100,000 Quadratmeilen und 78 — 80 Millionen Menschen, also weit über halb Europa. Nicht der fünfzigste Theil des Flächenraums unseres Erdtheils, nicht der zwanzigste seiner Bewohner, waren dagegen auf der Seite des großen Königs; denn ganz England, zu sehr mit dem Seekriege beschäftigt, kannte im Grunde keinen anderen Zweck bey dem Kampf in Teutschland, als die Rettung Hannovers, seiner eigenen Besitzung, und kann daher billiger Weise hier nicht mitberechnet werden. —

(Die Fortsetzung im nächsten Bändchen.)

Verbesserungen.

Seite 3, 8te Zeile v. oben, l. bis zum December, statt September.
— 233, 2te — v. unten, l. „ist es" statt „ist uns."

Anhang
zum zweyten Bändchen.

Regentenlehre,
von Friedrich dem Einzigen dem Herzog Eugen von Württemberg ertheilt.

(Der minderjährige Herzog Eugen von Württemberg lebte während den Jahren 1742 und 43 in Berlin, unter den Augen des Königs. Im Januar 1744 ward er, obgleich erst 16 Jahre alt, auf das Verwenden Friedrich's für ihn, als volljährig erklärt. Bey dem Abschied ertheilte ihm derselbe die nachfolgenden Regentenlehren.)

„Ich habe Antheil an Ihrer Majoritäts-Erklärung gehabt, ich interessire mich um so mehr für das Glück Ihrer Regierung, da ich mir einbilde, das Gute und Böse derselben werde gewissermaßen auch auf meine Rechnung kommen. In dieser Rücksicht halte ich mich für verpflichtet, Ihnen meine Gedanken über den neuen Stand, in welchen Sie nun kommen werden, freundschaftlich und offenherzig zu sagen. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die aus Dünkel und Eitelkeit, anstatt Rath, nur Befehle zu geben wissen, ihre Meinungen für untrüglich halten, und immer verlangen, daß ihre Freunde nur durch sie denken, handeln und athmen sollen. — So lächerlich diese Anmaasung auch auf der einen Seite wäre, so strafbar würde ich auf der anderen seyn, wenn ich Ihnen sagte, was gewiß keiner von Ihren Dienern und Unterthanen Ihnen zu äußern Dreistigkeit genug hat, oder auch aus persönlichem Eigennutz nicht sagen will. — Es ist gewiß, daß man die Augen allgemein auf die Rolle eines Mannes richtet, der den öffentlichen Schauplatz betritt; und gewöhnlich bestimmen die ersten Handlungen das Urtheil des Publikums. Wenn Sie Ihren Ruf sogleich

gründen, so erwerben Sie sich das Vertrauen desselben, das, meines Erachtens, für einen Souverain höchst wünschenswerth ist. — Sie werden allenthalben Personen finden, die Ihnen schmeicheln, und nur darauf ausgehen, Ihr Vertrauen zu gewinnen, um dann Ihre Gunst zu mißbrauchen, und Sie zu regieren; ferner noch eine andere Art von Leuten, besonders unter den Räthen, welche sich sorgfältig bemühen werden, Ihnen die Kenntniß Ihrer Angelegenheiten zu verbergen, um diese nach ihrer Willkür zu leiten. Man wird Ihnen die leichtesten Sachen schwer vorstellen, um Sie von der Arbeit abzuschrecken, und Sie werden finden, daß Alle den Plan gemacht haben, Sie unter der Vormundschaft zu behalten, und zwar unter dem schönsten äusseren Schein, und auf eine für Sie sehr schmeichelhafte Weise. — Sie fragen mich, was hierbey zu thun sey? Sie müssen sich Kenntnisse von allen Finanzangelegenheiten erwerben; irgend einen Sekretär wählen, der als Subaltern darin gearbeitet hat, und ihm eine gute Belohnung versprechen, damit Sie von Allem, was Sie selbst betrifft, unterrichtet werden. Die Finanzen sind die Seele eines Landes; wenn Sie dieses Fach gut verstehen, so wird das Uebrige immer in Ihrer Gewalt seyn. — Ich habe an vielen teutschen Höfen den Mißbrauch bemerkt, daß die Minister der Fürsten den Titel „kaiserliche Minister" hatten, wodurch sie sich denn vor Bestrafungen sicherten. Sie sehen selbst ein, wie nachtheilig es für Sie wäre, wenn Sie dies litten. — Seyen Sie fest in Ihren Entschlüssen. Wägen Sie, eh' Sie einen fassen, das Für und das Wider; aber wenn Sie einmal Ihren Willen erklärt haben, so gehen Sie um alles in der Welt willen nicht davon ab; sonst wird Jeder Ihres Ansehens spotten, und Sie für einen Mann halten, auf den man nicht bauen kann. — Nach einer vormundschaftlichen Regierung muß es an ihrem Hofe nothwendig Intriguen geben. Strafen Sie sogleich die Anstifter der ersten streng;

dann wird sich Jeder hüten, dem Beyspiele derselben zu folgen. Güte am unrechten Ort ist Schwäche, so wie Strenge ohne Noth ein Verbrechen. Man muß beide vermeiden, obgleich nur ein edles Herz in den Fehler einer übertriebenen Güte fällt. — Denken Sie nicht, das Land Würtemberg sey für Sie geschaffen; sondern glauben Sie, daß die Vorsehung Sie hat geboren werden lassen, um das Volk darin glücklich zu machen. Ziehen Sie immer den Wohlstand desselben Ihren Vergnügungen vor. Wenn Sie schon in Ihrem zarten Alter Ihre Wünsche dem Wohl Ihrer Unterthanen aufzuopfern wissen, so werden Sie nicht nur der Liebling Ihres Volks seyn, sondern auch die Bewunderung der Nachwelt erlangen. — Sie sind das Oberhaupt der bürgerlichen Religion in Ihrem Lande, die in Rechtschaffenheit und allen sittlichen Tugenden besteht. Es ist Ihre Pflicht, die Ausübung derselben, besonders der Menschlichkeit, zu befördern, welche die Haupttugend jedes denkenden Geschöpfs ist. Die geistliche Religion überlassen Sie dem höchsten Wesen. In diesem Stück sind wir alle blind, und irren auf verschiedenen Wegen. Wer unter uns wäre so kühn, daß er den rechten bestimmen wollte? — Hüten Sie sich also vor dem Fanatismus in der Religion, der Verfolgungen bewirkt. Können elende Sterbliche dem höchsten Wesen gefallen, so thuen sie es nur durch Wolthaten, die sie den Menschen erweisen, nicht aber durch Gewaltthätigkeiten, die sie an hartnäckigen Köpfen ausüben. Ja, wenn auch die wahre Religion, d. h. die Menschlichkeit, Sie nicht zu diesem Verfahren verbände, so muß es doch die Politik thun, da alle Ihre Unterthanen Protestanten sind. Toleranz wird machen, daß Sie angebetet — Verfolgung, daß Sie verabscheuet werden. — Nützen Sie Ihre Jugend, ohne sie zu mißbrauchen. Lassen Sie einige Jahre für das Vergnügen hingehen; dann denken Sie darauf, sich zu vermählen. Das erste Feuer der

Jugend ist nicht geschickt zur Ehe, und man glaubt schon äußerst lange treu gewesen zu seyn, wenn man es drey Jahre gewesen ist. — Nehmen Sie eine Prinzessin aus einem zu großen Hause, so wird sie Ihnen durch ihre Hand eine Gnade zu erzeigen glauben. Dies veranlaßte für Sie einen verderblichen Aufwand, und Sie hätten keinen anderen Vortheil davon, als daß Sie der Sklav Ihres Schwiegervaters wären. Wenn Sie eine Gemahlin wählen, die mit Ihnen ungefähr von gleichem Rang ist, so werden Sie glücklicher leben; denn Sie sind dann ruhiger, und die Eifersucht, zu welcher große Fürsten ihren Ehehälften immer Gelegenheit geben, fällt Ihnen nicht zur Last. — Verehren Sie Ihre Mutter als die Urheberin Ihres Lebens. Je größere Achtung Sie ihr beweisen, desto größere Achtung wird man gegen Sie selbst haben. Geben Sie immer nach, wenn etwa ein Zwist unter Ihnen entstehen sollte. Dankbarkeit gegen Aeltern hat keine Gränzen. Man kann getadelt werden, daß man zu wenig, aber nie, daß man zu viel äußert. — Auf gleichgültige, und folglich willkürliche, Dinge lasse ich mich nicht weitläufiger ein. Aus zärtlicher Zuneigung zu Ihnen werde ich immer aufrichtigen Antheil an Ihrer Zufriedenheit nehmen, und es mit unaussprechlicher Freude hören, wenn Ihre Unterthanen Sie loben und segnen; auch werde ich Gelegenheiten, Ihnen nützlich seyn zu können, mit der äußersten Begierde ergreifen. — Mit einem Wort, es gibt kein Glück, mein lieber Herzog, das ich Ihnen nicht wünsche, und eben so keines, dessen Sie nicht würdig wären.

„Friedrich."

Buchsta